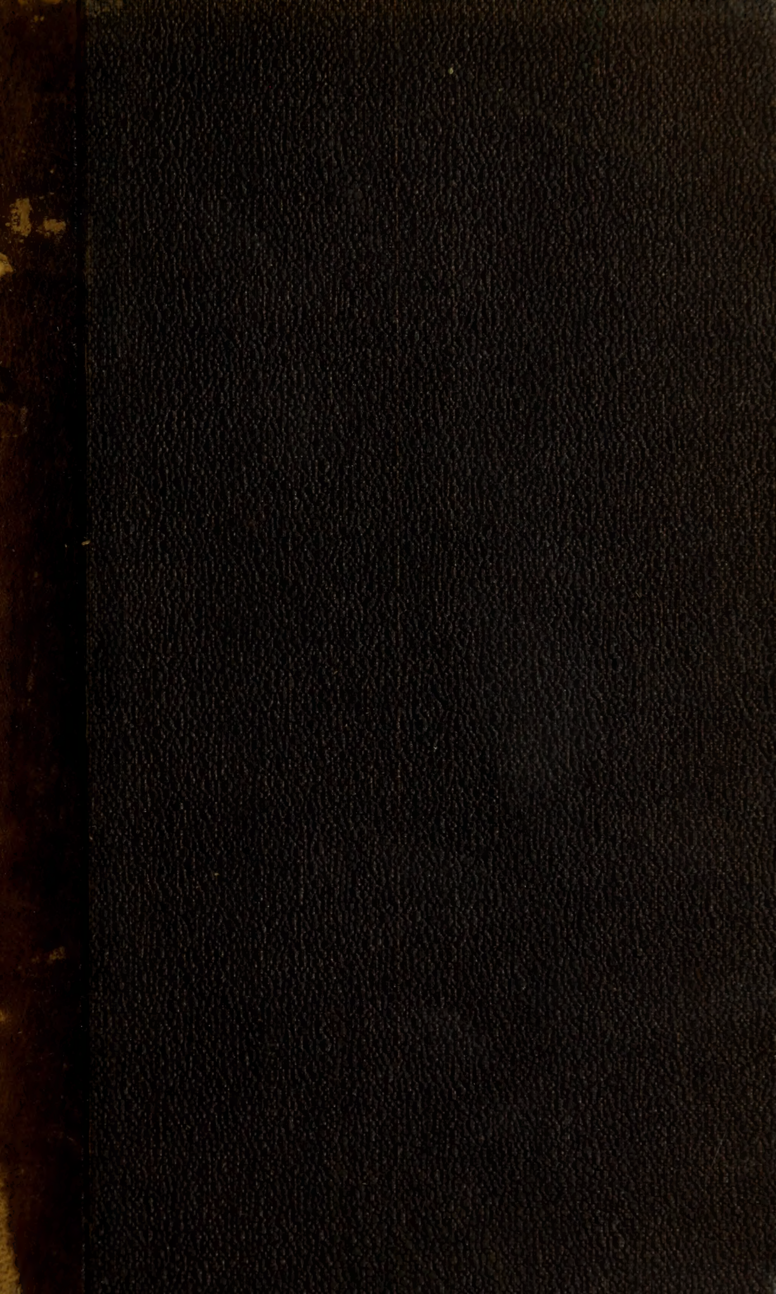
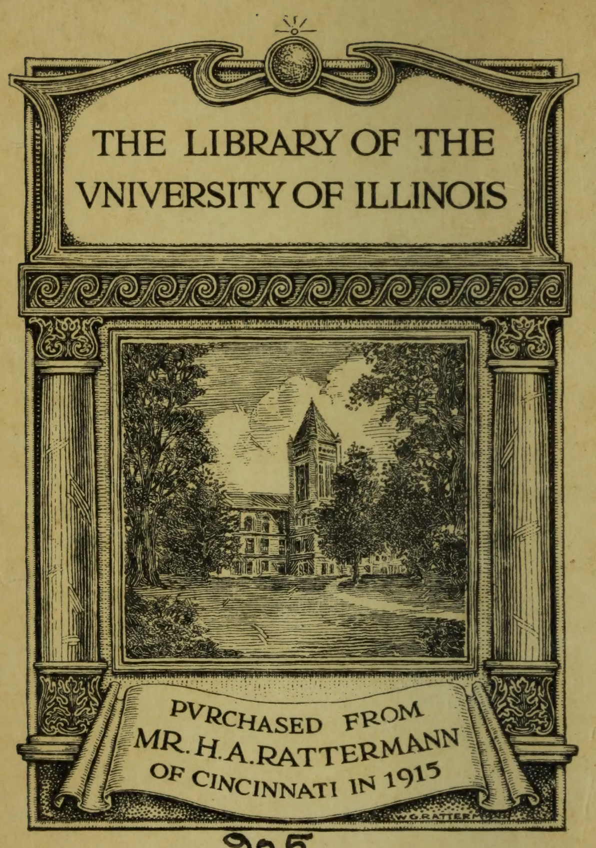
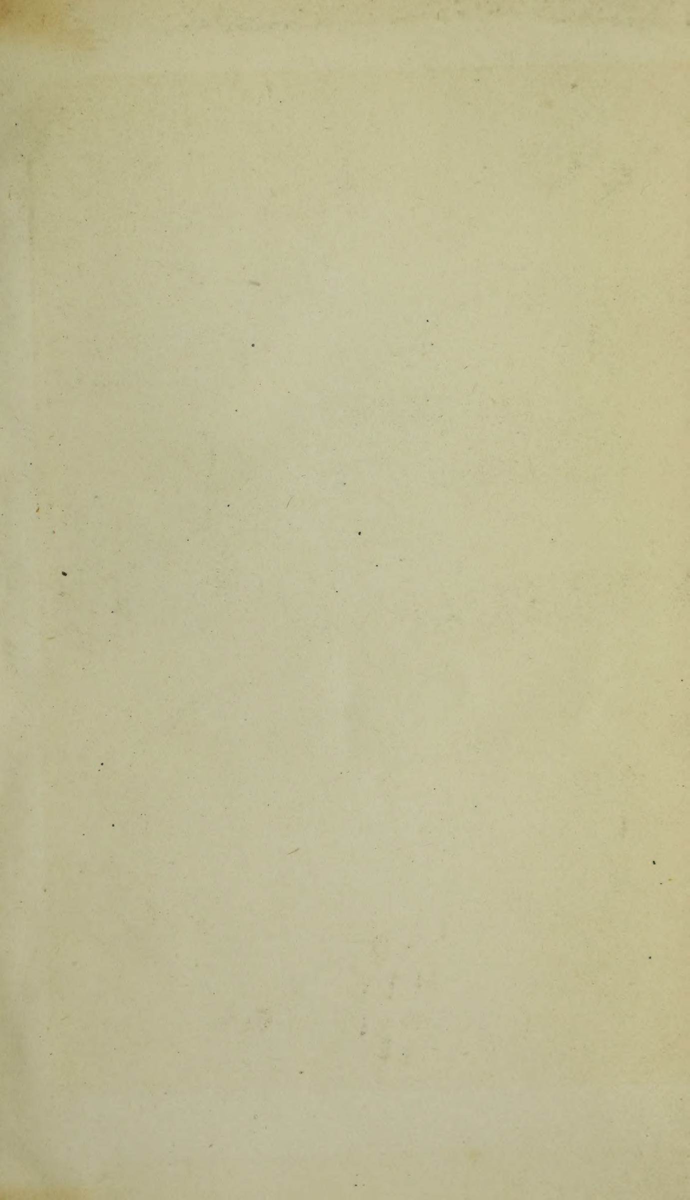
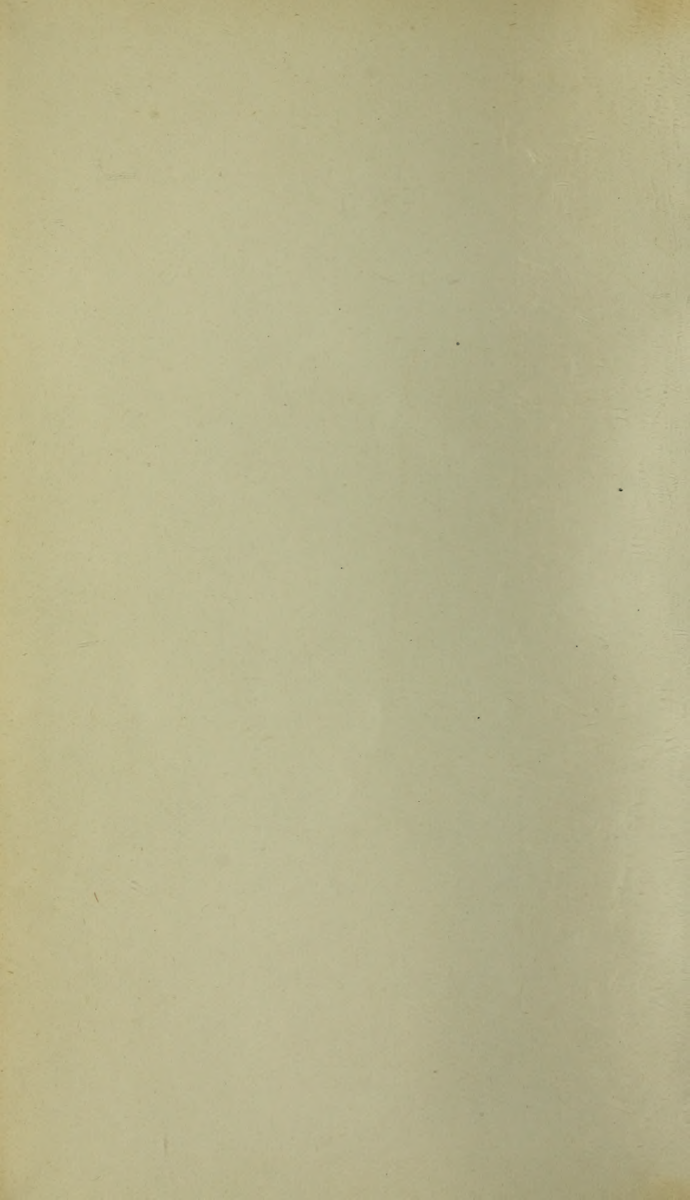
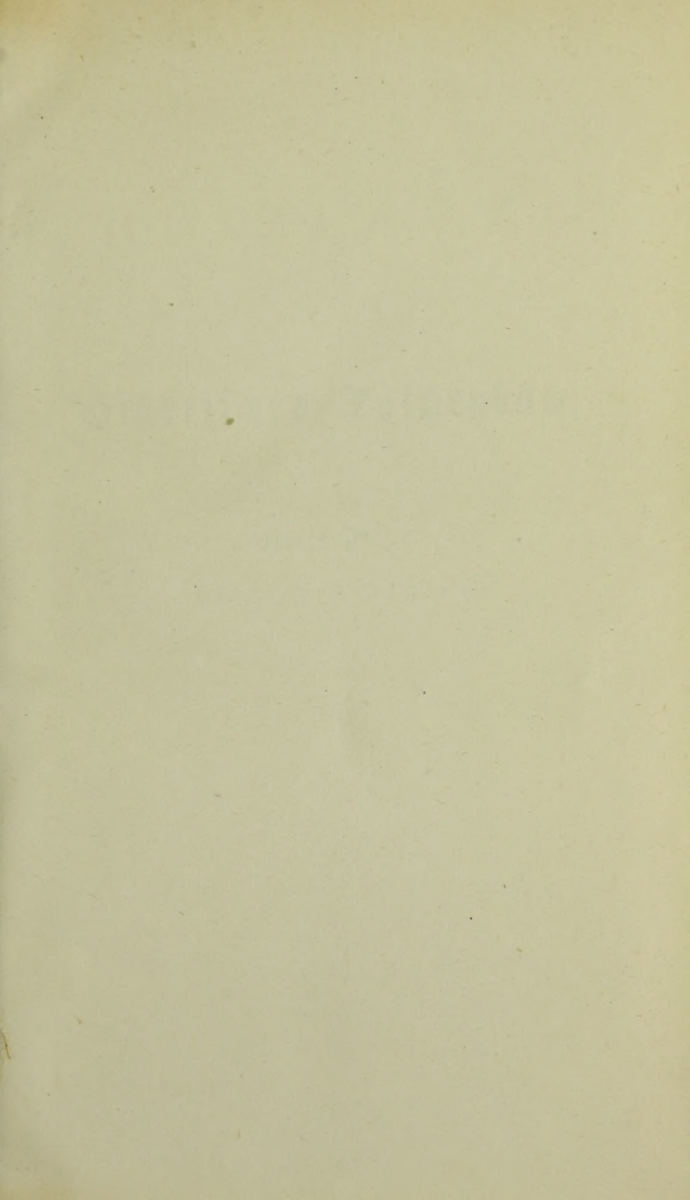
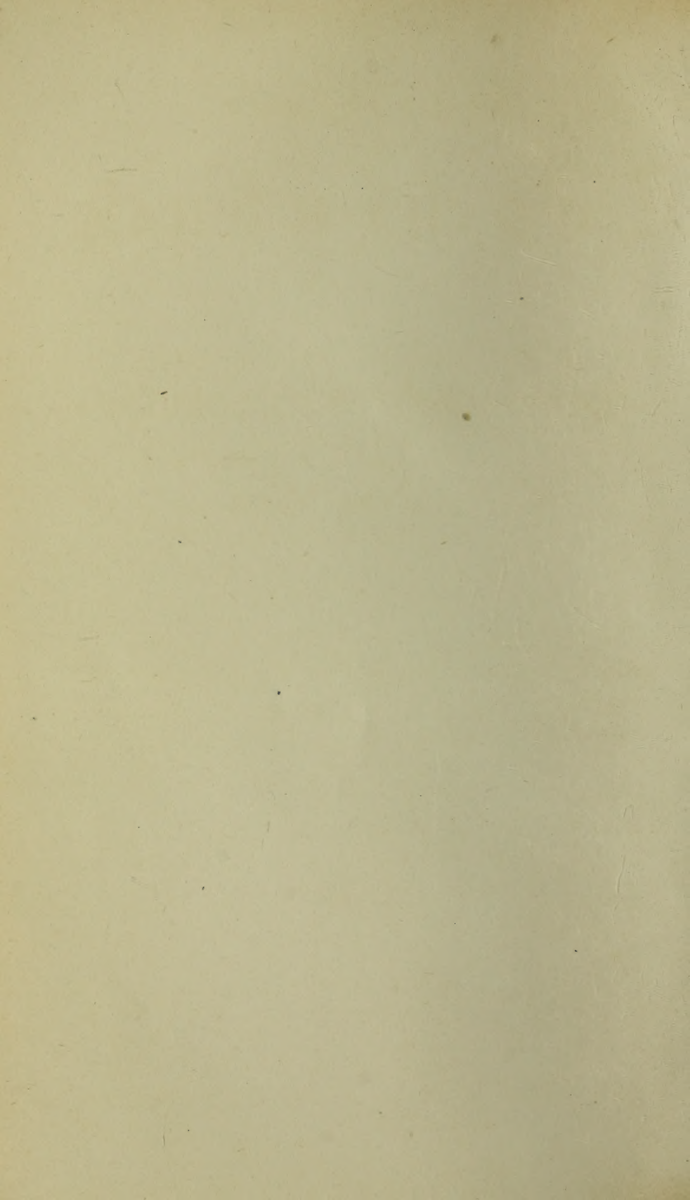



THE LIBRARY OF THE
VNIVERSITY OF ILLINOIS
PVRCHASED FROM
MR. H. A. RATTERMANN
OF CINCINNATI IN 1915









Historisches Taschenbuch.

Vierte Folge.

Fünfter Jahrgang.

Historisches

Taschenbuch.

Herausgegeben

von

Friedrich von Raumer.

Vierte Folge.

Fünfter Jahrgang.



Leipzig:

F. A. Brockhaus.

1864.



Inhalt.

Seite



Die volkswirthschaftlichen Folgen des Dreißigjährigen Kriegs für Deutschland

insbesondere für Landwirthschaft, Gewerbe und Handel.

Eine culturgeschichtliche Untersuchung

von

Karl Theodor von Inama-Sternegg.

Einleitung.

Der reformatorische Geist hatte im 16. Jahrhundert alle Gebiete des geistigen Lebens erfaßt und mit lebenswarmem Hauche die erstarrten Formen früherer Zeiten durchweht; allenthalben hatte er entscheidende Siege, herrliche Triumphe gefeiert, und die Zeit schien gekommen, wo die gesammte civilisirte Welt die Früchte derselben, wie sie allmählich herangereift waren, ernten sollte. Da brach eine unselige Reaction, zu welcher sich die Elemente längst im stillen angesammelt hatten, mit fürchterlicher Gewalt ein und zerstörte das neuerwachte Leben oder hemmte doch seinen kräftigen Aufschwung. Der Dreißigjährige Krieg mit seinen weittragenden selbst unserer Zeit noch fühlbaren Folgen wurde für die gesammte Entwickelung der europäischen Staaten verhängnißreich, am unheilvollsten aber für das Culturleben des deutschen Volks.

Der Krieg zerstörte nicht nur die Hoffnungen, welche man in den Zeiten der reformatorischen Bewegung für eine gedeihlichere, den Bedürfnissen der Nation mehr entsprechende Gestaltung des deutschen Staatslebens geschöpft hatte, er vereitelte nicht nur die Erfolge der Reformation auf dem geistigen Gebiete, sondern auch alle die wohlthätigen Wirkungen, welche die gehobene Intelligenz auf das materielle Gedeihen unsers Volks ausgeübt hatten, gingen verloren. Die Volkswirthschaft, während des 16. Jahrhunderts in

der Erkenntniß ihrer Grundlagen bei uns wesentlich durch Obrecht, Bornitz, Besold u. a. gefördert, wurde in ihrer Weiterentwickelung durch den Krieg aufgehalten, und selbst so einsichtsvolle Männer, wie Becher und Hörnigk in Oesterreich, Seckendorf in Sachsen, vermochten noch nicht, ihr einen neuen kräftigen Anstoß zu geben. Gehemmt waren die erfreulichen Fortschritte, welche die Landwirthschaft vor dem Kriege theils durch die rationellere Bebauung des Bodens, theils durch die Bekanntschaft mit fremdem Landbaubetrieb zu machen angefangen hatte; durch die Schriften des Petrus de Crescentiis u. a. war die italienische Wirthschaft, durch die Einwanderung flüchtiger Protestanten die niederländische bereits in Deutschland bekannt geworden. Eingebüßt waren auch alle Früchte des gesteigerten Gewerbs- und Handelslebens, welche die fortschreitende technische Ausbildung und der erweiterte Markt im Laufe der Zeit hatten reifen lassen. Was der Fleiß des deutschen Volks geschaffen, war vernichtet, und selbst die Keime neuen Gedeihens schienen gebrochen; die wirthschaftlichen Zustände Deutschlands nach dem Kriege erinnern uns an eine Wüstenei, in welcher das Auge kaum einen glücklichen Ruhepunkt, kaum eine Oase zu entdecken vermag.

Erste Abtheilung.

Die Folgen des Dreißigjährigen Kriegs für die Landwirthschaft.[1])

a) Verheerung der Dörfer und Ländereien.

Am unmittelbarsten und zugleich am tiefsten traf der verheerende Krieg die Landwirthschaft; denn nichts schützte das Gut des Landmanns, am allerwenigsten das eigene Heer, das oft schrecklicher wüthete als der erbittertste Feind. Der

Landmann hatte Noth, für sein eigenes Leben hinter den Mauern der Städte Schutz zu finden, und so fielen die zerstörten Dörfer der Verödung, die unbebauten Ländereien der Verwilderung anheim.

Es gehört unstreitig zu den traurigsten Aufgaben, diese Unheilsperiode, deren allgemeiner Anblick schon des Schmerzhaften genug bietet, einer eingehenden Betrachtung unterziehen zu müssen; doch muß es geschehen, wenn wir eine richtige Beurtheilung der landwirthschaftlichen Zustände nach dem Kriege gewinnen wollen; wir müssen die Schreckensbilder alle mit ansehen, welche die Zeitgenossen des Kriegs von den einzelnen Ländern malen, um bei allen vorgenommenen Verbesserungen doch den niedrigen Stand der deutschen Landwirthschaft in dem Jahrhundert nach dem Kriege erklärlich zu finden. Wir sind uns wohl bewußt, daß diese ununterbrochene Reihe von Schaudergeschichten und Schilderungen ermüdend auf den Leser wirken müsse, glauben aber im Interesse der Gründlichkeit keine vergebliche Arbeit unternommen zu haben, wenn wir von jedem Gebiete unsers Vaterlandes wenigstens ein Bild entrollen, um bei der folgenden Beschreibung der landwirthschaftlichen Zustände nach dem Kriege schon ein bekanntes Terrain aufzufinden.

Böhmen. Gleich die Anfänge des Kriegs hatten an ihrem Schauplatze in Böhmen die fürchterlichsten Spuren hinterlassen.

„Habe noch vor Kurzem", sagt der anonyme Verfasser einer Schrift[2]), die in den bittersten Zügen das Bild des damaligen Zustandes entwirft, „auf einer Reis von Linz nach Budweis und Prag gesehen, wie uff Angeben einer hohen Person zwo vornehme Städte, 36 Dörfer in Rauch aufgeflogen, auch wo ich nur hinkommen nichts als Jammer und Elend gefunden, also, daß die armen Unterthanen entweder todt oder Krüppel sind." Und ein anderer[3]), der

seine Gedanken „über den jetzigen Zustand der Welt“ in Verse bringt, klagt, daß

In Böhmen seind erschlagen
Viel hundert Tausend Mann;
— — — — — — — — —
Verbrunnen Haus und Hof;
Auch weder Schaaf nach Rinder,
Ist alls geraubt, geplündert,
Die Noth zerbricht den Schlaf.

Namentlich war es damals der ellenbogener Kreis sowie das Land bei Eger, wo kein Winkel der Plünderung der Mansfeld'schen oder liguistischen Truppen entging.

Um diese schweren Wunden zu heilen hätte Böhmen Jahre des Friedens bedurft; aber diese lagen für dasselbe noch in weiter Ferne. Es wütheten hier, wie die Chronik sagt[4]), 1634 Freund und Feind bei Bauer und Bürger ohne Unterschied, 1637 eine schreckliche Hungersnoth. Im Jahre 1639 aber erreichte die Zerstörung des Landes ihren Höhepunkt. Täglich brannten Hunderte von Dörfern, und der schreckliche Ruhm des schwedischen Generals Pfuel, daß er allein 800 böhmische Dörfer verbrannt habe, findet seine Bestätigung in der Thatsache, daß der saatzer Kreis allein 400 in Asche liegende Dörfer zählte.

Mähren. Das nämliche Schicksal, welches Böhmen traf, hatte auch dessen Nachbarland Mähren zu erdulden. Von 1619—22 war es den Grausamkeiten und Verwüstungen der böhmischen Heere unter Thurn und Mansfeld einerseits sowie der spanischen Armee unter Dampierre[5]) und Buquoi andererseits ausgesetzt, und was sich etwa nach diesen Jahren wieder zum Bessern gestaltet hatte, vernichteten die Schweden unter Torstenson, Banér und Königsmark von 1642 bis zum endlichen Friedensschlusse wieder vollständig. Vor dieser nur zu Raub und Plünderung geschulten Soldateska flüchteten sich die Einwohner

der Dörfer mit ihrem Vieh und ihrer Habe in Wälder und unzugängliche Klüfte, fielen aber trotzdem nicht selten den über ihr Entfliehen erbosten Soldaten zum Opfer, sodaß am Ende des Kriegs eine Menge mährischer Dörfer verödet standen.[6])

Ober- und Niederösterreich. Weit besser waren die Zustände in Ober- und Niederösterreich; denn diese Länder hatten nur in den ersten Jahren die Schrecken und Verheerungen des Kriegs zu fühlen gehabt; allerdings bitter genug, wie aus der Supplication der niederösterreichischen Landstände an den Kaiser vom Jahre 1620 hervorgeht.[7]) „Ob zwar E. M.", heißt es hier, „schon zum Oeftern zu Gemüth geführet worden, wie das Land ingemein verheert und verderbt, Herrn und Landleut geplündert, der Bauersmann theils erschlagen, theils von Haus und Hof in die Steinritzen verjagt, daß Weingart und Feldbau darniederliegen, die Hanthierung gesperrt, die Nahrung dem armen Manne entzogen — so müssen wir doch noch vielmehr jetzt darüber klagen." Ein gleichzeitiger Bericht[8]) zählt die Ortschaften auf, welche „die Heiducken und Husaren geplündert und verbrannt" haben. Es sind im Viertel Obermannhartsberg allein 43 genannt, woneben aus andern Theilen des Landes noch eine Menge zerstörter und verbrannter Ortschaften aufgeführt werden.

In dem Lande ob der Enns[9]), welches gleichfalls im Jahre 1622 schon viele Hunderte von verbrannten und verwüsteten Bauerhöfen und Häusern hatte und durch Contribution[10]), Miswachs, Hungersnoth und Theuerung (besonders infolge des schlechten Geldes, das lange genannt) in immer tiefere Noth versetzt wurde, trug besonders der 1632 ausgebrochene neue Bauernkrieg zur Zerstörung des Landes bei.

Die übrigen österreichischen Länder, welche der Krieg

nicht direct berührte, sahen trotzdem die Zeitereignisse nicht spurlos an sich vorübergehen; die im Kriege kämpfenden Principien drückten auch auf ihre Verhältnisse, und die vielen Auswanderungen besonders in Steiermark und dem Salzburgischen blieben nicht ohne nachtheiligen Einfluß auf die Landwirthschaft.

Baiern. Wenden wir nun den Blick nach dem benachbarten Baiern, so bietet sich uns hier dasselbe traurige Bild der Culturvernichtung dar, wie wir es in Böhmen und Mähren schauen mußten; auch hier hatten Freund und Feind dem Lande viele und tiefe Wunden geschlagen, aus denen es noch nach geschlossenem Frieden lange blutete, ja von denen manche sich als unheilbar für immer erwiesen. Auch Baiern zählt zwei Hauptperioden seiner Leiden; die erste, als Gustav Adolf selbst seinen Siegeszug in dieses Land unternahm, die zweite ungleich fürchterlichere, als die raub- und beutesüchtigen Scharen eines Banér und Königsmark ihre zernichtende Anwesenheit mit Mord und jeglicher Unthat in das Gedächtniß der Bewohner schrieben.

Hören wir nun die Stimmen einzelner Zeitgenossen über den allgemeinen Zustand. Der Domdechant zu Freising, J. G. Freiherr von Puech, schreibt in einer über einen Gutsverkauf ausgefertigten Urkunde vom 6. Mai 1645[11]): „Durch abermaligen schwedischen Einfall in Baiern, so durch Herzog Bernhard von Weimar beschehen, wie nit weniger die darauf gefolgte gräuliche Pest und erschreckliche Hungersnoth, darinnen sich auch die vornehmsten Bauern des Kleienbrodes nit zu ersättigen gehabt, sondern Hunde, Katzen und allerhand unnatürliche Speisen gegessen und häufig Hungers gestorben, sind die Güter und Bauernhöf meistens verlassen, die Felder öde gelegen, verwachsen und verwüstet geworden und Alles leider ein solches Ansehen gehabt, daß Niemand vermuthen noch glauben könnte, daß einmal auch nach langen

Jahren Alles wieder zu Bau solle gebracht werden können.“ Eine specialisirte Aufzeichnung der verwüsteten Ortschaften um Freising [12]) beleuchtet diese Zustände noch näher. Danach waren zerstört: „Das schöne Schloß Eisenhoven sammt Dorf: wie auch theils Hirtlbach und viele dazugehörige Güter; item die ganze Hofmark Euting (97 Häuser) neben der ganzen Hofmark Zolling, Mürtzling, beide Humbl, Wippenhausen, Burkhausen, Schlipps, Engelschalking, 24 Häuser zu Isen, 20 Häuser zu Ismaning und in die 80 einschichtige Hof und Güter.“

Ueber die Leiden der pfalz-neuburgischen Lande gibt ein Bericht des monheimer Pflegers Johann Eschenloher an die fürstliche Regierung zu Neuburg ein herzzerreißendes Bild [13]): „E. F. D. solle ich unterthänigst zu berichten nicht unterlassen, was massen etliche E. F. D. arme in Grund und Boden ruinirte und meine mir gnedigst anvertraute Amtsangehörige zu mir kommen, mit herzzerbrechenden Zähren zu erkennen geben, wie übel und überaus die hierumberliegenden Soldaten von Obristen Holz in ihren Häusern aller Orten hausen, etliche deren niederhauen und werfen, übrige an Penken, Ledten, Creuz, Stocken, Thüren und andern also und dermaßen ausplündern und spoliren, daß nit ein einiger Nagel, will geschweigen ein Schloß oder Bund in einer Thür in vielen Dörfern mehr vorhanden; seie nicht zu beschreiben oder zu sagen, was Exorbitantien und Insolentien die Holzischen Völker anjetzo fast über das zweite Monat in E. F. D. Landgericht Graisbach verübt.“

Besonders waren es die letzten Kriegsjahre, welche dem kümmerlichen Wohlstande Baierns vollends ein Ende machten und eine ungeheuere Theuerung herbeiführten. „1648 entstand im östlichen Baiern eine schreckliche Hungersnoth; unzählige Menschen starben des Hungertodes oder suchten ihr Leben durch den Genuß der ekelhaftesten Nahrungsmittel

zu fristen. Der braunauer Scheffel, der sonst 8 bis höchstens 15 Fl. gekostet hatte, wurde jetzt um 60—80 Fl. verkauft und war selbst um diesen Preis kaum zu erhalten." [14])

So boten denn nach endlich eingetretener Ruhe die ehemals bevölkertsten Ländereien dem Auge nichts als eine kahle Wüste dar, aus der „hie und da die Ruine eines Kirchthurms oder eines beträchtlichen Hauses hervorragte".

Schwaben. Was Würtemberg besonders im Jahre 1636 gelitten habe, schildert die Chronik [15]): „Den Winter hindurch gab es Soldaten im Quartier, im Sommer viele Durchzüge und wann mancher nur ein Laib Brod gehabt, hat er denselben doch nicht mit Ruhe essen können, sondern immer denken müssen, er werde ihm genommen. Und weil es so unsicher, hat Niemand Lust zum Arbeiten gehabt; denn hat sich einer ins Feld begeben, so ist er vom nächsten Soldaten aufgefangen worden, hat mit ihm laufen, den Weg zeigen, auch etwan Schläge noch dazu haben müssen. Durch dieses Unwesen sind die Weingarten und Aecker fast alle wüst gelegen."

Von Baden haben wir höchst schätzbare Aufzeichnungen in den Tagebüchern des Priors von Amtenhausen Georg Gaisser [16]), und den Schilderungen Thomas Maillinger's, aus welchen hervorgeht, wie alle Bodencultur, im Schwarzwald besonders die Viehzucht und in den Rhein- und Neckargegenden der Weinbau zernichtet lag.

Pfalz. Ueber die Pfalz vernehmen wir denselben Zeitgenossen [17]), dessen Klagen über Böhmen wir schon oben gehört haben: „Die schönen Pfälzer Lande können nicht gebaut werden, sondern dem Ackermann werden die Pferde aus dem Pflug gespannt, dem so zur Mühle fährt, Gaul und Knoch abgenommen, aus dem Weingarten die Pfähl, Stöffel und Stecken genommen, auch welche die Weingart bauen, von der Arbeit hinweggeschlagen u. s. w."

Die Gegenden des Mittelrhein sowie Hessen und Nassau haben die Leiden des Kriegs wol am bittersten zu kosten bekommen. „Gott weiß", klagt ein Schultheiß [18]) aus der Umgegend von Mainz nach Aufzählung aller möglichen Leiden, welche die Landschaft zu erdulden hatte, „wie man sich dieser Orten nun wird ernähren, denn allenthalben viel Volk theils verkommt, theils sonsten stirbt."

Die Landgräfin Amalie von Hessen beschwor im Jahre 1648 den Marschall Turenne, ihre und ihres Vetters Georg Lande „in Erwägung des äußersten Elends ihres Landes" von den Lasten des Kriegs und der Gegenwart französischer Truppen zu befreien und nannte sie „die armen Lande, welche bis zum Uebermaße leiden". [19]) Schon in den ersten Jahren des Kriegs hatten diese Länder unter der Zuchtlosigkeit der Spanier und anderer Truppen gelitten, und Seuchen der verheerendsten Art gesellten sich dazu, um schon damals allen Wohlstand der Länder zu vernichten. [20]) 1628 und 1634 plünderten und verheerten die Spanier wiederholt alles. Auf die traurigsten Jahre 1635 und 1637 folgten nur wenig bessere und das Jahr 1643 bezeichnet die unglücklichste Periode für die trierschen Lande.

In Nassau vervollständigte eine Hungersnoth die ohnehin fürchterlichen Leiden des Volks. Die Verwüstung dieses Landes war so groß, daß der General Mortaigne sich bei dem Landgrafen Ernst von Hessen über den Zustand der Herrschaft Idstein im Jahre 1647 äußerte [21]): „Euer Gnaden sollten doch den großen Landesruin ansehen, den diese Herrschaft erlitten hat. Ob man mir wohl viel davon gesagt, habe ich es doch nicht geglaubt, daß das Land so könne verderbt sein, wenn ich es nicht mit eigenen Augen gesehen."

Entsetzlich war auch der Zustand der Wetterau, welches Land durch mehrere Truppendurchzüge, insbesondere aber

nach der nördlinger Schlacht das Aeußerste zu leiden hatte, sodaß schon in den folgenden Jahren meilenweit keine menschliche Stätte zu finden war; Dörfer und Flecken lagen in Asche; wer dem Schwert entrann, war entflohen.[22])

Lüneburg. Die Klagen und Beschwerden der Brüder Julius Ernst und August, Herzoge von Dannenburg, mögen die Reihe der Leidensschilderungen für die lüneburgischen Lande fortsetzen. „Uns ist gewiß bei diesen continuirlichen Einquartierungen, Durchzügen, Exactionen, und Bedrückungen kein einig Dorf übergelassen, welches uns unsre Pachterdienste und Pflichten leisten könnte. Weil den armen Leuten ihr Eigenthum und fahrende Habe nicht allein aus den Häusern, sondern auch aus den Kirchen und andrer Gewahrsam gänzlich entwandt, dawider die von E. K. M. erlangte und vorgeschützte Salvaguardien und Assecurationes sie durchaus nicht schützen mögen, also gar, daß zwischen ihnen und andern feindselig überzogenen fast keine Differenz gewesen und wie die armen entblös'ten Leute darüber noch Hunger und Kummer leiden, also auch wir an unsers eignen Staates Unterhalt zweifeln müssen, nun nicht absehen können, wer uns in äußersten Nöthen nebst Gott wieder beispringen und zu Steuer kommen möge."[23])

Ostfriesland. Selbst die äußersten Gebiete Deutschlands seufzten nicht minder schwer unter dem Schwerte der grausamen Soldateska.

Ostfrieslands Schicksale schildert der Geschichtschreiber Wagenaar[24]): „Oostfriesland was in der daad ten hooghsten te beklaagen, alzo het, in zig zelf, van klein vermoegen, en nog zwakker geworden door inwendige Verdeelheden, sedert veele Jaaren, iammerlyk gefoold was, door allerlei vreemd krysvolk. 't Land hadt geenen tyd, om eenigzins op zyn Verhaal te komen of het werdt door en nieuw Leger overvallen, en nu door Mans-

feldsche, dan door Keizersche en eindelyk door Hessische Troepen kaal geschooren."

Hannover. In Hannover ließen die Schweden ganze Wälder aushauen, um große Quantitäten Holz nach Bremen und Holland zu verkaufen[25]), ein Verfahren, das auch anderwärts vielfach platzgriff.

Anhalt. Ueber die anhaltischen Lande und ihre Zustände während des Kriegs liefern die erst jüngst erschlossenen Archive[26]) die mannichfaltigsten und genauesten Schilderungen, aus denen hervorgeht, daß auch hier der Krieg nicht glimpflicher verfuhr als anderwärts, und daß die Verluste dieser Länder gleich schwer waren mit denen ihrer Grenznachbarn.

Auch Brandenburg war durch das drückende Kriegswesen hart mitgenommen, sodaß der Kurfürst von Sachsen für Christian zu Brandenburg 1628 intercedirte[27]), „daß die zugedachten Einquartierungen und begehrten Geldcontributionen von ihm abgewendet und dero Land vor dem endlichen Verderben conservirt werde, in Erinnerung, wie ein Großes S. L. und dero Land von unterschiedlichen mit ganzen Regimentern beschehenen Durchzügen und Einquartierungen allbereits ausgestanden und erlitten und dadurch in großes Unvermögen gerathen". Kurfürst Georg Wilhelm von Brandenburg klagt selbst[28]), „er habe das Land bei seiner Zurückkunft nicht wieder erkannt, allenthalben die größten Verwüstungen gefunden, und ginge es so fort, blieben die Wallensteiner länger im Lande, so müßte er mit seinen Unterthanen verhungern."

Sachsen. Von Sachsens Verwüstungen liefert Weck's Chronik[29]) gar manchen Beleg, wie er z. B. bei Gelegenheit der Abschließung des Prager Separatfriedens zwischen Oesterreich und Sachsen sagt: „Nicht nur der Krieg, sondern auch dessen Gefährten, der Hunger und die Pest hatten diese

herrlichen Provinzen also verheert und verkehrt, daß sie fast ganz unkenntlich worden." Die schrecklichsten Schilderungen aber stehen in der „Wurzenschen Kreuz und Marterwoch". Der Pfarrer in Pausitz bei Wurzen schrieb damals in das Kirchenbuch: „Wenn ich des armen Landvolks Noth, Verfolgung, Gefahr, Elend, Hunger, Kummer, Durst, Mangel, Hitze und Kälte, Verlassung und Vergessung im Tod und Leben hieher setzen wollte, wüßte ich nicht, was ich für Worte finden und gebrauchen sollte." [30])

Diese Berichte und Schilderungen von Zeitgenossen, welche in ihrer Uebereinstimmung und ursprünglichen Frische das Gepräge der traurigsten Wahrheit an der Stirne tragen, lassen schon vermuthen, daß kein Zweig der Landwirthschaft von den Verheerungen des Kriegs verschont, kein Mittel zu rascher Hülfe und Wiederbelebung übriggeblieben sei. Und in der That, nicht genug, daß Krankheit und Schwert mehr als zwei Drittheile der Landbevölkerung vertilgte, daß Freund und Feind mit eiserner Faust den Wohlstand, ja den nothwendigsten Hausrath des Landmanns in Trümmer schlug: der Krieg bildete noch andere Zustände aus, welche der Wiederkräftigung des fast vernichteten Bauernstandes noch lange Zeit nach dem Kriege hindernd im Wege stehen sollten.

b) Entvölkerung.

Das bedeutendste Hinderniß, welches sich einer raschen Hebung der Landwirthschaft entgegenstellte, die schwerste der Folgen des Dreißigjährigen Kriegs für dieselbe war der ungeheuere Verlust an Bewohnern, den Deutschland in den langen Jahren des fürchterlichen Kriegs erlitten hatte. Wir haben verschiedene Berechnungen des Verlustes von gleichzeitigen Chronisten, welche aber bei dem höchst dürftigen Zustande der damaligen Statistik nicht genau sein dürften.

So zählt eine Broschüre des Jahres 1631 [31]) den Verlust der Heere auf des Kaisers Seite zu 51011 Mann, auf seiten Herzog Christian's von Braunschweig, des Grafen von Mansfeld, des Markgrafen von Durlach und des Königs von Dänemark zu 57686 Mann (innerhalb der Jahre 1618—27). Und ein anderer Statistiker [32]) des Dreißigjährigen Kriegs gibt die in demselben Erschlagenen „auf's wenigst gerechnet" auf 325000 Mann an. (Nach einer andern ähnlichen Berechnung 338000.) [33]) Von dem gesammten Abgang an Bewohnern deutscher Länder finden wir nur höchst zerstreute Nachrichten, daher auch jede Berechnung nur approximativ richtig sein kann. W. Menzel [34]) glaubt annehmen zu dürfen, daß Deutschland die Hälfte oder gar zwei Drittheile seiner ganzen Bevölkerung verloren habe, und Scherr [35]) gibt den Verlust auf 12—13 Millionen an. Diese ungeheuere Zahl erscheint glaublich, wenn man die Einzelpositionen zusammenstellt, welche uns in großer Anzahl vorliegen.

So hat man berechnet, daß in Sachsen allein in den Jahren 1631 und 1632 934000 Menschen gestorben und erschlagen worden seien. [36])

In der Lausitz [37]) waren von 299 Bauern und 436 Kossäten, welche vor dem Kriege in 21 Dörfern lebten, nach demselben nur mehr 58 Bauern und 81 Kossäten übrig. Zwei Dörfer von jenen waren ganz verlassen. In Thüringen [38]) blieben von 1773 Familien, welche in 19 Dörfern vertheilt waren, nach dem Kriege noch 316 übrig.

Im wittenberger [39]) Kreise zählte man nach dem Kriege 343 Wüstungen auf einem Raume von 74 Quadratmeilen.

Um das Jahr 1651 zählte man in den 14 Dörfern des Amtes Westerhof (im Grubenhagenschen) 279 bewohnte und 287 wüste Stellen; in Duderode z. B. 21 bewohnte und 52 wüste. [40])

In demselben Jahre fanden sich in dem Amte Harste noch 202, in Neustadt am Rübenberge 191, in Brunstein 105, in Kalenberg 63, in Woringen 49, in Lauenstein 31 Stellen, welche durch den Krieg wüst lagen.[41])

Nassau[42]) gehört auch hier zu den schwerstbetroffenen Ländern. In Miehlen, welcher Flecken vor dem Kriege 130 Hausgesäß hatte, fanden sich noch 20 Familien vor. Auch in Hadamar blieben in Kirchspielen von 600 Seelen kaum 20 übrig. Ober- und Niederroßbach waren bis auf 7 Häuser zusammengeschmolzen, Emrichenhain im Amte Rennerod bis auf eine Familie ausgestorben. Heftrich, jetzt eine Gemeinde von 650 Seelen, hatte damals 10 Bürger. Im Amte Idstein waren mehrere Orte ganz menschenleer.

Die Pfalz[43]) hatte zur Zeit des Westfälischen Friedens 48000 Einwohner, während man ihre Bevölkerung sonst auf eine halbe Million schätzte.

Von Baden schreibt der Chronist Thomas Maillinger, daß durch Krieg und Pest wol die Hälfte der Bevölkerung umgekommen sei.[44])

In Würtemberg zählte man 1634 noch 313000 Menschen, 1641 kaum 48000, welche sich bis 1645 wieder bis zu 65267 vermehrten.[45]) An der im Jahre 1626 grassirenden Pest starben 28000 Menschen — der 17. Einwohner.[46]) Noch 1654 fehlten 57721 Haushaltungen. Von Details[47]) hierüber mögen nur ein paar der auffallendsten hier eine Stelle finden. Im Oberamte Urach waren 27 Dörfer fast gänzlich, 17 theilweise abgebrannt und verödet. Im Oberamte Neuenburg fehlten drei Fünftel, im Oberamte Herrenberg drei Viertel der Bewohner.

Zu den größten Verlusten eines Landes an Bevölkerung gehören wol die des im Herzen von Deutschland gelegenen Frankenlandes. Von 18158 Einwohnern, welche sich im

Kreise Henneberg im Jahre 1631 befanden, waren 1649 noch 5840 übrig; in gleichem Zeitraum verloren Meiningen und Maßfeld an 10000 von ihren 12740 Bewohnern.[48])

Ein denkwürdiges Actenstück[49]) zur Geschichte des Kriegs ist der Beschluß des fränkischen Kreistags in Nürnberg, welcher jedem Manne erlaubte zwei Weiber zu nehmen, den Geistlichen sich zu verheirathen, keinem Manne unter 60 Jahren den Eintritt in ein Kloster gestattete.

In der Grafschaft Graisbach[50]) im Pfalz-Neuburgischen standen 1665 noch öde und unbemairt: im Oberamte 180, im Unteramte 93, in der Vogtei 42 Söldner.

Auch Oberbaiern hat schwere Verluste an Bevölkerung aufzuweisen.

Durch das Wüthen der Pest besonders im Jahre 1634 blieben in der Gegend von Freising[51]) in Dörfern von 400 Bewohnern kaum 20 übrig.

In den Grundbüchern des Klosters Altomünster[52]) sind in den Jahren 1638—46 78 Güter, in denen des Klosters Indersdorf 139 Höfe und Häuser als niedergebrannt vorgetragen.

Die bairische Hofkammer[53]) erklärte dem Kurfürsten betreffs der Aushebung zur Landfahne am 10. Febr. 1655: „Die Volkszahl sei noch nicht hinlänglich ersetzt, eine große Anzahl Güter liege noch öde, die Häuser wären noch nicht aufgebaut und unbewohnt. Die Unterthanen seien durch den Krieg und Miswachs mittellos geworden, und es würde ihnen schwer fallen, des Exercirens wegen zu Hause die Arbeit zu versäumen.“

Wie man auf diese Vorstellung achtete, zeigt, daß bereits am 15. April desselben Jahres zu Besatzungen 6900 Mann Landvolk in Anschlag gebracht werden.

In Böhmen war die Einwohnerzahl schon bei Ferdinand's II. Tode, bevor noch Banér und Torstenson ihre

verheerenden Einfälle machten, von 3 Millionen auf 780000 Einwohner herabgesunken; von 34700 Dörfern standen noch etwas über 6000.[54])

Außerdem litt Oesterreich durch seine Rekatholisirungsversuche, infolge deren eine bedeutende Anzahl das Land verließ.

c) **Weitere durch den Krieg ausgebildete Uebelstände.**

Diesem decimirten Bauernstande lag nun die Sorge ob, die Ruinen des einstigen Wohlstandes wieder zur wohnlichen Stätte zu machen. Aber es fehlten alle Bedingungen und Mittel, welche eine schnelle und allseitige Besserung der landwirthschaftlichen Verhältnisse ermöglichen konnten.

Es fehlte nicht nur dem Lande an Bewohnern, sondern diesen auch an Betriebskapital, an Rechtssicherheit und Intelligenz, sowie an der Möglichkeit, die landwirthschaftlichen Erzeugnisse durch günstigen Umsatz zu verwerthen.

Diese Umstände, welche wir im einzelnen näher betrachten wollen, waren die schlimmen Früchte des Kriegs und bewirkten, daß eine geraume Zeit nach geschlossenem Frieden die landwirthschaftliche Production, sowol was die Menge als was die Güte ihrer Artikel betrifft, eine äußerst mangelhafte bleiben mußte.

Wäre der deutsche Bauer nur unter etwas günstigern Verhältnissen an seine Aufgabe getreten, er hätte sich bei der ihm innewohnenden Ausdauer und Leistungsfähigkeit gewiß viel schneller die Wege geebnet, als es so der Fall sein konnte; aber nicht genug, daß der ungünstigen Verhältnisse so viele ihn umgaben, traten von oben herab noch Hindernisse ihm entgegen, welche ihn zum mindesten ebenso in einem gedeihlichen Wirken aufhielten, als es seine persönliche Dürftigkeit thun konnte.

1) Rekrutirung.

Nicht genug, daß kaum ein Drittheil der Landbevölkerung und zwar eine verkümmerte Generation sich aus den Stürmen gerettet hatte, man nahm auch dieser Bevölkerung mit einem an Härte kaum übertroffenen Regierungssystem seine Blüte, um die durch den Krieg zu einer für damalige Begriffe unerhörten Höhe herangewachsenen stehenden Heere in Stand erhalten zu können.

Dieses „nothwendige Uebel" traf aber vor allem fühlbar den Bauernstand, der jetzt mehr als je einer Schonung bedurft hätte; die Stände wußten sich auf gutem oder bösem Wege von der Verbindlichkeit zur Heeresergänzung so ziemlich loszuschrauben, zahlten lieber entsprechende Geldleistungen und waren froh, diesen Anforderungen ihres Staats auf so billige Weise ausweichen zu können.

Die Nachrichten, welche wir über die Größe der damaligen Heere besitzen, zeigen auf das deutlichste, wie schwer der Bevölkerung diese neue Last fallen mußte. Das österreichische Heer stieg von 1673—1705 von 60000 auf 132000 Mann und verschlang ungefähr ein Drittheil der gesammten Staatseinnahmen. Kurfürst Friedrich Wilhelm von Brandenburg hielt in den ersten Jahren seiner Regierung 4000 Mann, bei seinem Tode war die Zahl auf 28500 gestiegen.[55]) Kurfürst Ferdinand Maria von Baiern hatte in den Zeiten der holländischen Kriege 20000 Mann zur Aufrechthaltung seiner bewaffneten Neutralität auf dem Kriegsfuße.[56]) Daneben bestanden die Landfahnen, das sogenannte Defensionswerk in einer Stärke von 12—14000 Mann (diese nur aus vier Rentämtern München, Landshut, Straubing, Burghausen); und wenn hier auch manche Klage laut wurde über die Nachtheile dieser Aushebungen, so drang sie doch nie zum Ohre des Regenten, der als Lohn dieser behaupteten Neutralität ergiebige Subsidiengelder von Frankreich ver-

zehrte. Davon natürlich verspürte der arme Landmann nichts.[57])

In Kursachsen betrug der Beitrag des Landes zum Unterhalte der stehenden Truppen im Jahre 1657 80000 Thlr.; im Jahre 1675 dagegen 400000 Thlr., für welch letztere Summe circa 8000 Mann gehalten wurden; in diesem letztern Lande sämmtlich aus Landeskindern bestehend, während anderwärts neben den Aushebungen auch das Werbesystem noch eine Stelle behauptete.

Solche Zustände mußten den ohnehin so dünn bevölkerten Ländern äußerst fühlbar werden, indem der Landwirthschaft dadurch die rüstigsten Kräfte entzogen und oft für immer entfremdet wurden, besonders in Ländern, wo die Sucht nach Vermehrung der fürstlichen Privatkasse so weit ging, daß ganze Armeen an fremde Länder vermiethet wurden, für welch schändliches Verfahren die Geschichte deutscher Fürsten leider mehr als Ein Beispiel aufzählen kann.

2) Arbeitermangel.

Infolge dieser Zustände entstand natürlich ein drückender Mangel an landwirthschaftlichen Arbeitern, und die allseitigen Klagen darüber zeigen uns in hellem Lichte die Größe dieses Uebels.

In Böhmen[58]) mußte man infolge des Kriegs dem Arbeiter oft den dreifachen Lohn geben.

Im Fürstenthum Baireuth[59]) waren 1644 zwar alle Lebensmittel, besonders das Getreide, äußerst wohlfeil, die Handwerker, Dienstboten und Tagelöhner dagegen übermäßig hoch bezahlt.

Von Baden schreibt der Prior des Klosters Amtenhausen[60]), Georg Gaisser, in seinen Tagebüchern zum Jahre 1653: „In Palatinatu et Wurtembergia complures sunt Helvetii, amplum pro laboribus capiunt mercedem et

quinquies pascuntur. In marchionatn et episcopatu Spirensi pauci videntur ex Foederatis, sed et agricultura longe negligentior et aedium defectus major et minor hominum frequentia." („In der Pfalz und in Würtemberg sind viele Schweizer, welche für ihre Arbeit einen hohen Lohn und fünfmal des Tages Nahrung erhalten. In der Markgrafschaft und dem Bisthum Speier sieht man wenige von den Eidgenossen, aber hier ist auch der Landbau viel mehr vernachlässigt, der Verfall der Häuser bedeutender und der Verkehr der Menschen geringer.")

Im Kalenbergischen und Grubenhagischen [61]) war bei der großen Entvölkerung oft um noch so hohen Preis kein Gesinde für die Feldarbeit zu haben.

Mit der so geringen Production stand diese Theuerung der Arbeitslöhne in schreiendem Misverhältniß, was in denjenigen Ländern besonders drückend wurde, wo sich die Bevölkerung sehr langsam ergänzte, indem hier bei fortdauernd geringem Arbeitsangebot jenes Misverhältniß äußerst ungünstig auf die Production wirken mußte.

Der Landmann hatte eben im Kriege auch so schwere Verluste an seinem Vermögen erlitten, daß er sich, wenn ihm die drückende Theuerung der Arbeitslöhne auch noch die Möglichkeit entzog, Hülfsarbeiter für seinen Betrieb zu bekommen, auf ein Minimum der Production, das heißt auf die Gewinnung der eigenen Bedürfnisse beschränken mußte.

3) Mangel an Kapital.

Wir können uns nur schwer eine Vorstellung machen, wie nach den Leiden des Dreißigjährigen Kriegs, deren Schilderung uns mit Grauen nnd Entsetzen erfüllen, der deutsche Bauernstand mit den spärlichen Resten eines ehemaligen Wohlstandes habe existiren können, und überreden uns eher, daß die allgemeinen Schilderungen des Elends

denn doch mit etwas zu grellen Farben gemalt sein dürften. Wenn wir aber hineinblicken in all die Berichte, welche die Ortsvorsteher der Obrigkeit nach dem Kriege einsandten und in welchen die Verluste mit unwiderleglichen Zahlen uns entgegentreten, da werden wir auch die grellsten Unglücksschilderungen für wahr halten und die zähe Ausdauer anstaunen und bewundern, mit welcher der deutsche Bauer in den widrigsten Verhältnissen an der angeerbten Scholle und ihrem hergebrachten Leben klebt.

Die Kenntniß all dieser interessanten statistischen Angaben sich zu verschaffen, welche in Hunderten von Archiven zerstreut liegen mögen, kann die Aufgabe des einzelnen nicht sein. Es gehört dies so recht der Thätigkeit der historischen Vereine zu, diese Actenstücke zur deutschen Culturgeschichte ans Tageslicht zu fördern, damit durch eine Zusammenstellung aller Angaben ein deutliches Bild von dem Gesammtverluste, welchen das deutsche Volk durch den Krieg erlitten hat, uns vor die Augen treten könne.

Um aber wenigstens einen Anhaltspunkt für eine allgemeine Schätzung zu geben, lassen wir mehrere Angaben von Verlusten folgen, welche der Landmann an dem werthvollsten Theile seines beweglichen Vermögens, an seinem Viehstande erlitt.

In den „Denkwürdigkeiten aus Frankens und Thüringens Geschichte und Statistik" finden wir eine interessante Tabelle, welche hier einen Platz finden soll.

In 19 Dörfern der ehemaligen Grafschaft Henneberg waren:		1634	1649	1849
	Familien	1773	316	1916
	Häuser	1717	627	1558
In 17 Dörfern desgl.	Rinder	1402	244	1994
In 13 Dörfern desgl.	Pferde	485	73	107
In 12 Dörfern desgl.	Schafe	4616	—	4596
In 4 Dörfern desgl.	Ziegen	158	26	286

Aehnliche Verluste an Vieh gibt Mone in seiner „Zeitschrift für die Geschichte des Oberrhein" an. In der Herrschaft Weinsberg nämlich kamen nach dem Kriege auf 259 Morgen Aecker, 322 Morgen Wiesen, 5 Morgen Gärten und 6 Morgen Weinberge im ganzen 185 Stück Rindvieh; also auf $3\frac{5}{7}$ Morgen Feld ein Stück. Diese Zahl ist verhältnißmäßig noch groß, weil die Wiesen hier 119 Procent der Aecker ausmachen.

Von Baiern finden wir eine Angabe in der Chronik des M. Friesenegger.[62]) Hier heißt es: „Wie alle Behausungen so waren auch alle andern Haus- und Baufahrnisse hin. Kein Wagen, kein Pflug im ganzen Dorfe. Von 140 Pferden waren einzige 3, von 400 Stück Hornvieh nur 4 mehr übrig. Schafe, Schweine und das gesammte Geflügel war ganz und gar verloren." Was der Landmann durch den Krieg an Geld und sonstiger beweglicher Habe eingebüßt hat, wird wol niemals zu eruiren sein. Doch würde sich die Summe dieser Verluste noch höher berechnen, da jeder Kreuzer, welchen die raubende Hand des Soldaten übrigließ, von den zur Ungeheuerlichkeit sich oft erhöhenden Contributionen in Anspruch genommen wurde; denn gerade dem Landvolke wurde ein bei weitem größerer Theil dieser Kriegslasten aufgebürdet als den Ständen.

4) Besteuerung.

Aber selbst diese geringen Reste eines durch dreißig schreckensvolle Kriegsjahre zertrümmerten Vermögens konnte der Bauer nach dem Kriege nicht sein eigen nennen. Steuern und Abgaben lasteten auf ihm, daß ihm kaum übrigblieb, womit er das nackte Leben fristen konnte.

So berichtet der gelehrte Hohberg[63]), daß im Lande ob der Enns „etliche Unterthanen so großen Trayd, Weitz und

Haberdienst geben, daß sie manchesmal kaum so viel bauen können". Auf solchen bedienten Gütern, setzt er hinzu, sei es schwer, Stiftsleute zu bekommen.

Zwar war die Steuerlast des Bauern auch schon vor dem Kriege eine große, aber die unleidlich drückende Größe derselben hatte doch erst der Krieg herangezogen (Kopfsteuer, Consumtionssteuer in allerlei Formen); nur selten aber sind in jener Zeit die Beispiele hochherziger Fürsten, welche den eigenen Hofhalt zur Erleichterung der bäuerlichen Lasten zu schmälern sich herbeiließen; im Gegentheil entwickelte oft der kleinste Fürst einen Hofstaat, welcher der französischen Pracht am Hofe Ludwig's XIV. gleichkommen sollte und oft mit den Kräften des Landes nicht in gutem Einklang stand. Das Volk aber mußte ihn bezahlen, und den Bauer traf nicht der kleinste Theil.

Ja obschon der Bauer hauptsächlich die Heere ergänzen mußte, so fiel ihm nichtsdestoweniger dennoch auch die Verpflichtung zu, an den durch das Bedürfniß der erhöhten Truppenmacht gesteigerten Steuern die gleiche, wenn nicht gar eine übertriebene Quote zu bezahlen; war er ja doch, außer in Würtemberg, bei keinem Landtage vertreten.

So steigerte sich in der obern Pfalz in den Jahren 1620—26 das Umgeld auf Bier von 5 auf 32 Kr., auf Wein von 20 Kr. auf 2 Fl. für den Eimer; dabei wurde aber der Ritterschaft und den Städten ein nicht unbedeutender Nachlaß gewährt.[64])

Nahmen nun schon die Bedürfnisse des Staats und des Fürsten den armen Landbewohner genug in Anspruch, so thaten die einzelnen Gutsbesitzer noch das Ihrige, um ihren Untergebenen noch von dem allenfallsigen Reste eines Reingewinns zu helfen, wobei ihnen die Rechtlosigkeit, welche nach dem Kriege gerade in den bäuerlichen Verhältnissen eingetreten war, wohl zu statten kam.

So mußten die Unterthanen des Klosters Scheyern (Baiern), obgleich ihre Zahl nach dem Kriege über die Hälfte verringert war, dennoch die alte Summe an Steuern und Abgaben entrichten, worüber vielfache Klage sich erhob.[65]) Bezeichnend ist, was in Beziehung auf die Uebergriffe der Gutsherren ein Jurist jener Zeit, Freimon von Oberhausen[66]), bemerkt: „Item so ein Herr ein Tochter verheuraten, Ritterschaft oder andre Würde an sich nehmen, oder in Krieg ziehen wollte, oder ihme sonst redliche Ursachen fürstunden, darinnen er von den seinen Hilfe bedürfte, mag er auf seine eignen Leut ein ziemliche gebührliche Steuer schlagen und also eine hilfliche Verehrung von ihnen begehren und nehmen. Doch ist offenbar, daß bei uns Deutschen viel Geistliche und Weltliche Herrn sein, die ihre eignen Leut mit solchem Schein vermeinter Nothhilfe gar zu Verderben bringen und so sie solch Hilf mit keinem Gelimpf noch Fug begehren mögen, so entlehnen sie von denselben ihren eignen Leuten Geld und geben ihnen das nimmer wieder."

Diese Rechtlosigkeit, von der selbst das Gesetzbuch Notiz nimmt, ohne eine Strafbestimmung für dieselbe zu kennen, zeigte sich als das Eigenthum einer in Unrecht und Anarchie großgezogenen Generation gerade in diesen Verhältnissen am deutlichsten.

d) Störung des Rechtszustandes und der Sicherheit.

1) Willkür der Gutsherren.

Ein Gebaren des deutschen Gutsbesitzers, dessen Keime schon im 16. Jahrhundert bemerkbar sind, das Entsetzen oder „Legen" des Bauern und die willkürliche Einziehung des von ihm besessenen Grundes, zeigt uns diese Rechtlosigkeit verkörpert; nicht nur, daß das Gesetz dieses Gebaren duldete, es regelte dasselbe nicht selten zu Gunsten der Guts-

besitzer. Seit dem Bauernkriege war man in Deutschland mit diesem rechtswidrigen Treiben bekannt; immer allgemeiner aber wurde der Grundsatz der Entsetzbarkeit der Bauern, seit die römischen Juristen, die also, wie Roscher [67]) bemerkt, ihre Studien gemacht hatten an einer classischen Zeit des Militärdespotismus, der Latifundienwirthschaft, der Sklaverei oder doch eines halbsklavischen Colonats, die Berechtigung dieses Verfahrens als auf den Grundsätzen des Römischen Rechts fußend nachzuweisen versuchten. So beginnt in Pommern die Einziehung der Höfe gegen die Mitte des 16. Jahrhunderts; gleiche Zustände finden wir in Mecklenburg, dessen Bauern Colerus in seiner „Oeconomia" als Zeitpächter schildert, deren ganzes Inventar dem Junker gehört und die oft davonlaufen, nachdem sie alles durchgebracht haben.

In diesem Lande war die Entsetzung der Bauern namentlich während des Dreißigjährigen Kriegs von den Rittergutsbesitzern geübt. [68]) So waren in dem Zeitraum von 1621—1755 weit mehr als die Hälfte der ritterschaftlichen Bauern verschwunden. Von ungefähr 12000 solcher Bauern, welche man 1621 zählte, waren nicht mehr volle 5000 übrig.

Dieses rechtswidrige Gebaren hatte die bedeutende Folge, daß sich zur Bestellung der großen Hofgüter eine eigene Klasse von Landarbeitern bildete, die Hoftagelöhner.

Erst 1755 wurde bei dem Erbvergleich der Landesherren mit der Ritterschaft zum Besten der leibeigenen Bauern ausbedungen, daß diese zwar von einem Gute auf das andere versetzt, nicht aber gänzlich „gelegt" werden dürften.

So lange brauchte man, um zur Einsicht zu gelangen, daß nur dann der Bauer sich mit Hingebung der Cultur seines Bodens annehmen werde, wenn der Besitz desselben für ihn nicht von der Laune eines drückenden Gutsherrn abhängig gemacht ist.

Dies war aber nicht die einzige Seite, nach welcher das Recht den Bauer im Stiche ließ; die Gewalt des Gutsherrn über seine Unterthanen bildete sich unter den Verwirrungen des Kriegs zu einer so weitgehenden aus, daß der Bauer weder seinen Besitz, noch seinen Erwerb, ja nicht einmal seine Arbeitskraft sein Eigenthum nennen konnte.

2) Fronen.

Neben der förmlichen Brandschatzung der Bauern durch Abgaben zerstörten die Fronen auch jede ergiebige Leistungsfähigkeit derselben.

Waren die Fronen der frühern Periode genau gemessen und fixirt, so wurden sie seit Anfang des 17. Jahrhunderts, besonders aber während des Kriegs zu ungemessenen, ja sehr häufig zu unmäßigen gesteigert, wie z. B. die Bauernordnung von 1616 in Pommern Leibeigenschaft und ungemessene Fronen schon als Regel aufstellte.

Durch diese Fronen ging eine ungeheuere Menge von Arbeitskraft verloren, da der erzielte Nutzen in der Regel in keinem Verhältniß zu der aufgewendeten Leistung stand, und die Gutsherren zu den unnöthigsten und kleinlichsten Geschäften bedeutende Dienste ihrer Leibeigenen in Anspruch nahmen.

Wenig half es hier, daß einsichtsvolle Männer, wie Georg von Hohberg in seiner „Georgia curiosa" sich entschieden gegen den Misbrauch der „bald nach dem ersten Sündenfalle Adam's aufgekommenen" Fronen aussprachen. „Wenn nur das ne quid nimis mit christlicher Lieb und Bescheidenheit beobachtet, der arme Unterthan nicht übertrieben, viel weniger seine eigne Gründ und Felder zu beschicken verhindert und dadurch der Obrigkeiten Segen in Fluch verwandelt wird: Also hat es auch wegen der Unterhaltung der Robbather bei den Alten sein Verbleiben und

ist einer gewissenhaften Herrschaft weit rühmlicher, diesfalls etwas zuzugeben als abzubrechen."

3) Jagdwesen.

Unter allen Fronen waren ohne Zweifel die Jagdfronen nicht nur die lästigsten, sondern auch die schädlichsten. Die „noble Passion" hat gerade nach dem Kriege sich zu einer solchen Größe entwickelt, daß ihrer Befriedigung alles andere nachgesetzt und selbst die schreiendsten Rechtsverletzungen ihrethalben begangen wurden.

So rückte man die Wildhegen immer weiter über die natürlichen Grenzen hinaus, ja man legte sogar die Salzlecken in die Vorhölzer, wie wir von Herzog Wilhelm VI. von Hessen wissen, und gab dadurch den Beamten eine Gelegenheit mehr zu Erpressungen aller Art. [69])

Die Fronen, welche der Bauer hierfür zu leisten hatte, als Treiben, Aufpassen u. s. w., mußten im höchsten Grade entmuthigend auf ihn wirken, da er nicht nur ohne jede Rücksicht von seiner Berufsarbeit abgehalten, sondern auch oft gezwungen wurde, seine eigenen Saaten und somit die ganze Arbeit und die Hoffnung eines Jahres niederzutreten und zu verderben. Darüber schrieb Otto von der Malsburg an seine Fürstin, die Landgräfin Amalie von Hessen, im Jahre 1644: „Sodann kann ich Gewissenshalber nicht unangedeutet lassen, daß um eines Hasen oder Fuchses willen einen ganzen Tag etliche hundert Menschen in großer Kälte und tiefstem Schnee dermaßen ja wohl 4, 5 und 6 Wochen kontinuirlich travaillirt und anstatt der Hunde gebraucht werden, daß es einen Stein erbarmen möchte, wie viel alten Leuten und Kindern die Glieder erfroren, daß sie ihr Lebenlang damit zu thun haben; — und mag wohl solch ungebührlich unzeitig Jagen der Landstrafen Hauptursachen eine sein."

Um dem edeln Weidwerke nach Herzenslust fröhnen zu können, hielten die Gutsherren in ihren Wäldern oft einen unsinnigen Wildstand, welcher dem Landbau ungemein schädlich wurde. Die Klagen der Landgemeinden über diesen Uebelstand während und nach dem Dreißigjährigen Kriege lassen uns beurtheilen, wie weit dieses unselige Treiben um sich griff; ja eine Verordnung der Witwe Hedwig Sophie (des obenerwähnten Wilhelm VI. Gemahlin) von Hessen sagt selbst (1665), nachdem sie der vielen Klagen über den ungeheuern Wildschaden unter Wilhelm's Regierung gedacht, daß der Landbau also darunter leide, „so daß nichts als das Stroh dem Ackermann anstatt der zu hoffenden reichen Ernte übrigbleibt und wohl Felder und Wiesen vom Wildpret ausgefressen, verwühlt und zertreten und dem armen Manne die Fütterung für seine Pferde, Rind- und Schafvieh also entzogen würde, daß dannhero und wegen dessen Mangel das Vieh verhungern und wie nun etliche Jahre her geschehen, abgehen, hinsterben und verderben und demnach die von Frucht, Vieh, Wolle und Leder darbevor sonst gehabte gut Nahrung, Handel und Wandel gänzlich verschwinden und je mehr und mehr verloren gehen müsse".

4) Die Vagabunden.

Zu diesen durch den Krieg begünstigten und nach demselben geduldeten Ungerechtigkeiten gesellte sich noch ein anderer Zustand, welcher die Rechte des einzelnen in nicht geringerm Grade gefährdete, obschon unzählige Verordnungen ihm zu steuern versuchten. Wir meinen die Unsicherheit des Besitzes, wie sie seit dem Kriege lange Jahre und besonders drückend für den Landbewohner bestand.

Der Krieg hatte das Volk demoralisirt. Sitten- und Rechtlosigkeit war an die Stelle des geordneten Rechtsstaats getreten. Unzählige Horden von Vagabunden und

Bettlern, die unter dem Deckmantel der Dürftigkeit verbrecherische Absichten verbargen, Scharen von entlassenem Kriegsvolk, die außer Morden, Brandstiften, Plündern und Stehlen nichts gelernt hatten, zogen in dem Lande umher, um nun einzeln oder in Massen ihr schändliches Handwerk fortzusetzen.

Wie schwer es sei, klagt deshalb Florinus (Pfalzgraf Franz Philipp) in seinem „Oeconomus prudens et legalis", „bei den jetzigen Läuften sich für dem herrenlosen Gesind, abgedankten Soldaten, Zigeunern und unnützen Bettlern zu hüten, welche meistentheils mit Stehlen und Rauben sich nähren, gibt leider! die tägliche Erfahrung, angemerkt fast allenthalben von nichts denn Mord, Raub und Todtschlag zu hören und solchemnach fast zu zweifeln ist, ob nicht im Kriege bessere Sicherheit als bei der jetzigen Friedenszeit anzutreffen".

Zu der Masse einheimischer Vagabunden und den umherziehenden Soldaten gesellten sich die vorzüglich seit dem 15. Jahrhundert in Deutschland bekannt gewordenen Zigeuner, die nun in den entvölkerten Gauen ein weites Feld ihrer Thätigkeit fanden. Gegen sie besonders, als Repräsentanten des bösen Princips, als Verbündete des Satans und der Türken, wendete sich die Gesetzgebung mit der größten Strenge. Eine im Jahre 1663 in Thüringen eingefallene Bande von mehr als 200 Köpfen wurde sehr feindselig behandelt, man erklärte sie hier wie anderwärts für rechtlos und gab die strengsten Befehle, sie allenthalben zu vertreiben.[70])

e) Mangel an Intelligenz.

Neben diesen vielen und schweren materiellen Verlusten der landbauenden Klasse durch den Krieg hatte die im Kriege geborene Generation, welche die Neubildung der Bodencultur

zu übernehmen berufen war, auch bedeutend an geistiger Kraft eingebüßt.

Im 16. Jahrhundert hatte sich unter der landbauenden Klasse durch landwirthschaftliche Schriftsteller, wie nicht minder unter dem günstigen Einflusse der Reformation und der Fürsorge verschiedener Fürsten und Landesherren bereits ein nicht zu unterschätzender Grad von Intelligenz Bahn gebrochen.

Dazu kam noch die Aneiferung, welche den Deutschen durch das Beispiel landwirthschaftlich schon besser entwickelter Gebiete, wie Italiens, Frankreichs und der Niederlande, zutheil wurde, sodaß der deutsche Landwirth bei seinem Eintreten in das 17. Jahrhundert aus eigener und fremder Erfahrung bereits einen großen Schatz von ökonomischen Kenntnissen mitbrachte, welche, wenn er sie nun erfolgreich hätte verwerthen können, von dem gedeihlichsten Einflusse auf die Fortbildung des landwirthschaftlichen Betriebs geworden wären.

So aber kam der unselige Krieg über Deutschland, raffte die alte Generation hinweg und machte Unwissenheit, Roheit und Sittenlosigkeit zu den Bildungselementen der neuen. Von dieser war kein Heil für die Landwirthschaft zu erwarten. Der Krieg hatte den Bauer gelehrt, auch unter den widrigsten Zuständen zu existiren; so ließ er sich denn, nachdem die Verhältnisse besser geworden, wol auch die wennschon kümmerliche Lage gefallen und war selten darauf bedacht, durch eigene Mitwirkung die Verbesserung der Zustände zu beschleunigen. Diese Apathie, welche sich des gemeinen Mannes bemächtigt hatte, schildert die „Thüringer Chronik“[71]) treffend mit den Worten: „Der helle Haufe litt wie das Vieh, das sich schlagen und raufen läßt, und sieht nicht einmal um nach dem, der schlägt, sondern

gehet in seinem Sinne also fort wie von Pressuren trunkne Leute."

Wie nun der Landmann in sich keinen Antrieb nach Verbesserung seiner Lage trug, so kam ihm ein solcher auch von außen höchst spärlich entgegen. Denn bei der allgemeinen Zerstörung der landwirthschaftlichen Verhältnisse fehlte das gute Beispiel, das hier wie überall der Lehrmeister hätte werden müssen. Auch die großen Grundbesitzer, wenn sie schon jetzt mehr zum eigenen landwirthschaftlichen Betriebe hinneigten, hatten die Mittel verloren, ihre Güter zu Musterwirthschaften auszubilden und so dem kleinen Landwirthe zum Vorbilde zu gestalten.

Höchst vereinzelt sind die landwirthschaftlichen Schulen, wie z. B. Schleißheim in Baiern, welche der Kurfürst Ferdinand Maria neben seiner dortigen Landwirthschaft errichtete und daraus seinen Unterthanen Pflanzen und Samen aller Art abgeben ließ.[72])

Für ein Wirken auf den Landmann durch die Schrift war aber jetzt ganz und gar kein Boden zu gewinnen; es entstand auch während des Kriegs und unmittelbar nach demselben außer einigen „Horticulturen" kein landwirthschaftliches Werk von irgendwelcher Bedeutung, wenn wir von einer neuen Auflage des Colerus absehen.

So blieb der Landmann bei dem Mangel an geistiger Anregung von innen sowol als von außen mit einer höchst mittelmäßigen Bewirthschaftung seines Gutes zufrieden.

Er machte in allen Zweigen den alten Schlendrian fort, den man schon früher gewohnt war, und richtete sich mehr nach astronomischen Constellationen und darauf gegründeten Bauernregeln, statt nach der Beschaffenheit des Bodens. So tischt uns die verbesserte „Oeconomia domestica et ruralis" des Colerus (1653) noch des Plinius alte Regel auf, „daß Alles, was man abhaut, abbricht oder abschneidet

oder einmacht oder einlegt, daß es lange liegen solle, besser im abnehmenden als zunehmenden Monde geschehe". Auch „wer gutgelegne Zeit zum Säen haben will, der muß nach dem Monde sehen und sammt all seinen Umständen wohl beherzigen und erwägen: denn wann der nur im Widder, im Krebs, in der Jungfrau oder Wagen oder Steinbock in keinem bösen Aspekt ist, so mag man wohl allerlei Früchte säen".

Insbesondere war der Aberglaube stark im Schwunge bei der Viehzucht. Die Heilmethoden, welche man hier anwendete, waren die ärgsten Quacksalbereien, und die Theorien der Viehzucht, sowie die Versuche, die man bei Heranziehung und Pflege der Thiere anwendete, waren oft so abenteuerlich, daß die Regierungen sich bemüßigt sahen, die absurdesten derselben durch besondere Verordnungen zu verbieten.

Durch diesen Aberglauben war der Charlatanerie Thür und Thor geöffnet, und der Verlust mag oft nicht unbedeutend gewesen sein, welchen die vielen müßigen Landstreicher dem leichtgläubigen Bauer und seiner Wirthschaft zufügten.

Indem wir diese Verluste des Bauernstandes, und die Zustände, welche sonst ungünstig auf ihn einwirkten, im einzelnen durchgehen, tritt uns die traurige Wahrheit immer mehr zu Tage, daß der größte Theil der landwirthschaftlichen Bevölkerung zu jeder ersprießlichen Leitung unfähig gemacht worden war.

f) Unterbrechung des Austausches zwischen Stadt und Land.

Aber auch dem Reste derselben, der sich neben einigem Kapital und neben persönlicher Freiheit strebsamen Sinn und Intelligenz gewahrt hatte, blieb die Möglichkeit vortheilhaften Schaffens unterbunden, denn es fehlte die Ge-

legenheit, seine Leistungen zu verwerthen: der Markt für seine Producte war ihm verloren gegangen.

Die Städte mit ihren der Landwirthschaft bedürfenden Manufacturen lagen in Trümmern, ihre bedürfnißreichen Einwohner waren decimirt, die übriggebliebenen lebten in der Sorge um die nothdürftigsten Lebensbedürfnisse.

So war der innige Verkehr, welcher zwischen Stadt und Land bestanden hatte, „jener Kleinhandel, an dem selbst der ärmste Bürger und kleinste Bauer sich betheiligt", gewaltsam unterbrochen, da jeder sich mit seinen Bedürfnissen auf den engsten Kreis beschränken und von den Brosamen leben mußte, welche der übermüthige Feind von seiner eigenen Tafel ihm übriggelassen hatte.

g) Entwerthung der landwirthschaftlichen Producte sowie der Grundstücke.

Der unglückliche Zustand der Städte nahm dem Landmann also die Vermittler seiner Producte für den großen Verkehr, und der dadurch hervorgerufene verminderte Absatz mußte ein Fallen des Mittelpreises derselben zur nothwendigen Folge haben.

Diese Erscheinung ist nun auch so evident und tritt mit so schlagender Consequenz uns allenthalben entgegen, daß wir hierin einen der stärksten Beweise dafür haben, daß die landwirthschaftlichen Verhältnisse Deutschlands nach dem Kriege allenthalben so ziemlich gleich ungünstig gestaltet waren.

Die folgenden statistischen Angaben werden das ganze Unheil dieses Zustandes zur vollen Klarheit bringen, besonders wenn man dabei ins Auge faßt, daß das Sinken des Geldwerths, welches durch das Einströmen größerer Massen von Edelmetall in Deutschland seit dem 16. Jahr-

hundert begann, gerade in der Periode des Dreißigjährigen Kriegs ziemliche Dimensionen annahm.

In Schwaben[73]) stand der Mittelpreis eines Scheffels entkernten Speltes vom Jahre 1606—19 auf $6^1/_3$ Fl.; der höchste Preis war 12 Fl., der niedrigste 5 Fl. gewesen. Nach dem Kriege berechnete sich vom Jahre 1648—58 der Mittelpreis nur auf 5 Fl. Der höchste kam nicht über 6 Fl. und der tiefste fiel auf $1^1/_2$ Fl. herab. — Ein Scheffel Dinkel galt in Würtemberg 1656 — 10 Batzen, 1657 nur 32—45 Kr.[74])

In Pforzheim (Baden) bezahlte man 1667 das Simri Kernen mit 13—16 Kr. Ein Laib Kernenbrot zu 4 Kr. wog 5 Pfd. Die Kreuzersemmel 28 Lth.

In gleicher Weise stand der Preis anderer Victualien äußerst niedrig. 2 Pfd. Rindfleisch kosteten $5^1/_2$ Kr., 1 Pfd. Kalbfleisch $2^1/_2$ Kr.[75])

Aus Franken stehe hier ein interessanter Bericht des Pfarrers Lohmus von Ohrenbach aus dem Jahre 1654: „Als ich i. J. 1654 die Pfarrei O. angetreten, war dieselbe sehr gering von Leuten; das Pfarrhaus eingegangen, weder Fenster noch Thüren noch Oefen in demselben; gar keine Scheuer vorhanden, die Aecker öde, mit Holz bewachsen, dazu das Getreide sehr unwerth; das Malter Korn und Dinkel galt 12 Batzen, der Haber 9 Batzen, die Maß Schmalz 2 Batzen auch 9 Pfennige."[76])

Ueber Sachsen liegen uns zwei Angaben vor; nach der einen berechnete man in Delitzsch vor dem Kriege den Mittelpreis des Weizens auf circa 26—27 Gr.; dagegen stand derselbe in den ersten zwölf Jahren nach dem Kriege auf $12^2/_3$ Gr. und zwar 1648 auf 10—12, 1652 auf 20, 1655 auf 12—14, 1656 auf 12, 1657 auf 8 und 1659 auf 11—14 Gr. Der Mittelpreis des Roggens, den man vor dem Kriege auf 18—22 Gr. berechnet hatte, fiel nach

demselben auf 10 Gr. und stand 1648 auf 8, 1652 auf 19 1655 auf 10—12, 1656 auf 7—9, 1657 auf 5, 1659 auf 7—11 Gr.[77])

Die andere Angabe aus Bischofswerda[78]) gibt für die Jahre 1655 und 1656 den Mittelpreis des Korns auf 18 Gr. an, nachdem derselbe noch 1653 sich auf 1 Thlr. 6 Gr. berechnet hatte, ein Beleg dafür, daß das Unglück der niedrigen Fruchtpreise, wenn es auch nicht überall gleich nach dem Kriege eintrat, denn doch bald genug als unentfliehbar sich einstellte. Die ausgedehnteste Statistik der Fruchtpreise jener Zeit hat bisjetzt Löbe in seiner „Geschichte der Landwirthschaft im altenburgischen Osterlande" geliefert. Dieselbe zeigt denn auch am klarsten, wie lange Zeit die Production unter der Last eines zu niedrigen Mittelpreises der Bodenfrüchte leiden mußte.

In Altenburg war seit 1562 das Korn nur einmal auf 30 Ngr. gefallen, mehrmals über 100 Ngr. gestiegen; dagegen fiel es in den ersten 14 Jahren nach dem Kriege bis auf 26 Gr. 2 Pf. und stieg nie über 82 Gr. 5 Pf. Ja es berechnet sich der Mittelpreis der ersten 40 Jahre nach dem Kriege gerade so niedrig als der der ersten 14 Jahre. Erst seit dem letzten Jahrzehnt des 17. Jahrhunderts macht sich eine günstige Hebung der Fruchtpreise wieder geltend.

Mit dieser unvortheilhaften Lage der Fruchtproduction stand alle landwirthschaftliche Production auf gleicher Stufe; so klagt der thüringische Chronist vom Waid, daß der Werth desselben bedeutend gefallen sei; „während vormals ein Schock Ballen auf ½ Thlr. kommen, thuts dem Thüringer wehe, daß er solches jetzund vor 20 ja oft vor 14 Pfennige geben muß." Daß bei dieser beispiellosen Entwerthung die Vermehrung des Indigo gleichfalls in die Wagschale zu kommen habe, ist wol selbstverständlich.

Die unmittelbare Folge dieser Preisminderung der landwirthschaftlichen Producte war einerseits eine bedeutende Entwerthung der Grundstücke, in deren Gefolge sich der Credit den landwirthschaftlichen Zwecken verschloß, andererseits eine bedeutend geringere Production, indem die Bewirthschaftung nirgends intensiv betrieben werden konnte.

Was den ersten Punkt, die Entwerthung der Grundstücke anlangt, so dauerte dieser Uebelstand nicht nur während des Kriegs, sondern noch nach demselben lange Zeit fort. In Hessen hatte man während des Kriegs für 50 Fl. eine ansehnliche Hofraithe erhalten können.[79]) — Im Braunschweigischen miethete man 1634 3 Stücke Ackers für 3 Sch.[80]), und in der Gegend von Freising in Baiern bezahlte man zur selben Zeit ein Gut, das vorher 2000 Fl. werth gewesen, mit 70—80 Fl.[81])

Im Jahre 1651 überließ ein gewisser Berthold von Stein zu Klingenstein der Stadt Pullendorf 130 Jaucherte Ackers um die Stadt herum gelegen, welche Lehen von ihm waren, um 130 Fl. als Eigenthum.[82])

Im Oberamte Weinsberg galt nach dem Kriege der beste Morgen Wiese 10—12 Fl.; schlechte 4 Fl. Der Morgen Acker 3—5 Fl.[83])

In Altenburg endlich war nach dem Kriege der Werth der Grundstücke so gering, daß oft ausgestorbene Güter unter der Bedingung unentgeltlich vergeben wurden, daß die rückständigen Abgaben bezahlt würden.[84])

Solange solche Zustände auf der deutschen Landwirthschaft lasteten — und sie dauerten in mehr oder minder drückender Weise bis ins 18. Jahrhundert — war an eine Vervollkommnung der Bodencultur und an eine den Bedürfnissen entsprechende ausgiebige Production kaum zu denken.

h) **Mangelhafte Production; geringe Menge — geringe Güte.**

Der Mangel an Arbeitskräften und an Kapital, sowie die niedrigen Preise der landwirthschaftlichen Producte benahmen vorweg die Möglichkeit einer intensiven Bewirthschaftung und ließen, begleitet von der im Kriege ausgebildeten Roheit des Landvolks und der ungünstigen Lage von Gewerbe und Handel nicht einmal die Errungenschaften der frühern Zeit festhalten und ausbilden. Dazu verschlossen sich die Kapitalisten dem landwirthschaftlichen Betriebe und wendeten sich erträglichern Erwerbszweigen zu.

So ergab sich denn eine höchst ungenügende Bodencultur und eine äußerst mangelhafte Production als das Resultat des Wirthschaftsbetriebs nach dem Kriege. Man bebaute nur die ergiebigsten Grundstücke, ließ die andern als Außenfelder zur Weide liegen und steuerte nur selten der daselbst einreißenden Verwilderung. Daher kam es, daß diese nach dem Kriege, statt sich zu vermindern, oft noch weiter um sich griff, was die vielen zu Waldungen, ja sogar zu Morästen gewordenen ehemaligen Ackergründe, sowie die große Vermehrung und Ausbreitung wilder Thiere während des Kriegs und nach demselben zur Genüge bezeugen.[85])

Man hat berechnet, daß in dem deutschen Norden während der ersten 40 Jahre nach dem Kriege ein volles Drittheil des vor demselben bebauten Landes wüst gelegen sei.

Rationelle Wiesencultur blieb ganz außer Acht; denn die wenigen Arbeitskräfte mußten für den Feldbau verwendet werden, und für den ohnehin äußerst dürftigen Viehstand gaben die Wiesen und Brachfelder auch ohne besondere Cultur Futter genug ab.

Auch die Düngung des Bodens wurde äußerst spärlich betrieben, denn es fehlte das Material, dessen Vermehrung gleich langsamen Schritt hielt mit der Ergänzung des Viehstandes.

Ein paar Beispiele über Erträgnisse der Landwirthschaft in Schwaben mögen dieser Darstellung als Folie dienen. Im Oberamte Weinsberg [86]) trugen ums Jahr 1651 3 Morgen Wiesen kaum ein Fuder Heu. Ein Morgen Acker (150 Ruthen à 16 Fuß), mit 3—3½ Simri Korn eingesäet, trug höchstens 4 Neunling (36 Garben), sodaß die Baukosten nicht herauskamen, ohne daß ein besonderer Grund zu so geringer Fruchtbarkeit vorgelegen hätte.

Am meisten litt unter dem erschütterten Gewerbsbetriebe der Anbau von Handelsgewächsen.

In Thüringen wurde kurz vor 1616 noch in mehr als 300 Dörfern Waid gebaut; in jedem Dorfe wurden 30—40 Aecker bestellt. Allein schon 1629 trieben nur noch 30 Dörfer den Waidbau und es wurden nur noch 675 Aecker bestellt; und von dieser Zeit an nahm es noch immer mehr ab. [87])

Der Weinbau wurde in manchen Gegenden durch den Krieg für immer zu Grabe getragen, wobei neben den Zerstörungen dieser Culturen durch den Krieg auch die Verfeinerung des Bedürfnisses mitgewirkt hat. So hörte z. B. in Althessen [88]) und Limburg [89]), sowie im Oberamte Ulm [90]) mit dem Dreißigjährigen Kriege der Weinbau für immer auf, nachdem er seit dem 14. Jahrhundert daselbst in ziemlichem Flor bestanden hatte.

So scheint auch der Hopfenbau z. B. im Fürstbisthum Bamberg [91]) im Kriege ganz in Vergessenheit gekommen zu sein; denn wir finden Angaben von Aufnahme des Hopfenbaues im Bisthum erst um die Mitte des 18. Jahrhunderts, während urkundlich im 16. Jahrhundert die Hopfencultur daselbst schon bestanden hatte.

Mit der Viehzucht war es nicht besser bestellt. Auch hier wurde die Production durch das so sehr verminderte Bedürfniß nicht minder als durch die Verarmung des Landmannes an einem erfreulichen Fortschritte aufgehalten.

Besonders blieben die Schäfereien bei dem stets zunehmenden Verfall der Tuchmanufactur in Deutschland weit hinter ihrem frühern Bestande und hinter ihren frühern Leistungen. Denn die aus dem Kriege gerettete Zucht war durch schlechte Pflege nicht wenig in ihrer Güte zurückgegangen. Und der Umstand, daß die einheimische Wolle nach dem Kriege der fremden nachgesetzt wurde, schadete der deutschen Schafzucht nach dem Kriege ebenso als die vernichtende Hand des Feindes während desselben.

So tritt uns denn der gesammte Zustand der Landwirthschaft nach dem Dreißigjährigen Kriege als das Bild vollständiger Zerrüttung entgegen, und es ist kaum zu bestimmen, in welchen Ländern die Hülflosigkeit einen größern oder geringern Grad erreicht habe.

Im allgemeinen läßt sich wol behaupten, daß die katholischen Länder die Leiden des Kriegs leichter ertragen haben als die evangelischen; denn in jenen hatten vorzüglich die Klöster und Stifter der Landwirthschaft ein ziemliches Kapital gerettet, und waren auch die großen geschlossenen Bauergüter leichter im Stande, große Verluste zu ertragen, als es dem evangelischen Bauernstande bei der bereits weit um sich greifenden Theilung der Güter möglich war. Aber auch hier wogen sich Vortheil und Nachtheil vollständig auf, indem dort der Verlust an Arbeitern und Kapital nach dem Kriege eben fühlbarer wurde als hier.

Eine wirkliche Besserung der Verhältnisse konnte nur in den Ländern bald nach dem Kriege eintreten, wo der natürlichen Fruchtbarkeit und einer von dem Joche der Leibeigenschaft freien Landbevölkerung die aufmerksame Theilnahme und Hingebung eines Landesherrn für die Interessen der landwirthschaftlichen Bevölkerung zu Hülfe kam, wie wir dies vorzüglich in der Pfalz, in Sachsen und Brandenburg zu beobachten Gelegenheit haben.

Anmerkungen zur ersten Abtheilung.

1) Von Hülfsmitteln wurden hierfür im allgemeinen benutzt: Biedermann, Deutschlands trübste Zeit, in der Deutschen Nationalbibliothek, herausgegeben von F. Schmidt (1862), Bd. 3. Hanser, Deutschland nach dem Dreißigjährigen Kriege. Langethal, Geschichte der deutschen Landwirthschaft, Bd. 4. Gülich, Geschichte des Handels, der Gewerbe und des Ackerbaues.

2) Colloquium montis Parnassi. Flugblatt des Jahres 1622.

3) „Von dem jetzigen Uebelstand der Welt" bei Weller, Die Lieder des Dreißigjährigen Kriegs, S. 141.

4) Angeführt bei Langethal, a. a. O., IV, 30.

5) Ueber die Unthaten der Dampierre'schen und Buquoi'schen Armeen klagt die Flugschrift „Spanischer Türk", welche Hormayr in seinem Taschenbuch für das Jahr 1849 hat abdrucken lassen.

6) Die Schweden in Mähren, in Hormayr's Taschenbuch für das Jahr 1829, S. 133.

7) Gleichnamiges Flugblatt aus dem Jahre 1620.

8) Oesterreichische Wundertrommel. Flugblatt des Jahres 1620.

9) Pritz, Geschichte des Landes ob der Enns, II, 366.

10) Herbersdorff allein verlangte monatlich 26000 Fl. von dem Lande. Pritz, a. a. O.

11) Mitgetheilt von Deutinger im oberbairischen Archiv, II, S. 296.

12) Bericht des bischöflichen Kammerdieners Georg Fink bei Meichelbeck, Geschichte von Freising, S. 296.

13) Der Bericht ist aus dem Jahre 1641, mitgetheilt in Reisach's Pfalz-Neuburgischen Provinzialblättern von 1803, S. 91.

14) Aus einer Chronik des Stiftes Ramshofen am Inn von Hieronymus Mayr von 1635—61, herausgegeben von Stütz in

den Berichten über das Museum Francisco-Carolinum (Linz, 1853—54), Nr. 12—14.

15) Bei Langethal, a. a. O., IV, 35.

16) Beide Tagebücher sind gedruckt in Mone, Quellensammlung der badischen Landesgeschichte, Bd. 2.

17) Colloquium montis Parnassi.

18) Bericht des Schultheißen von Ockenheim an das Stift zu U. L. F. in Mainz vom 30. Sept. 1635. Mitgetheilt von Bodmann, Die Schweden in Mainz, S. 122.

19) Der Brief der Landgräfin Amalie von 1648 ist mitgetheilt von Rommel in der Zeitschrift des Historischen Vereins von Kassel, IV, 159.

20) Ausführliches darüber bei Keller, Die Drangsale des nassauischen Volks.

21) Keller, a. a. O., S. 439.

22) Langethal, IV, 31.

23) Aus einem Briefe der Brüder Julius Ernst und August von Dannenburg, worin sie den König von Dänemark um mehr Schonung ersuchen (1626), mitgetheilt in Spangenberg's Neuem vaterländischen Archiv, II, 112.

24) Vaderlend. Hist. I, XI, B. 42, §. 30, bei Wiarda, Ostfriesische Geschichte, IV, 391.

25) Spittler, Hannöverische Geschichte, II, 113.

26) Krause, Urkunden, Actenstücke und Briefe zur Geschichte der anhaltischen Lande und ihrer Fürsten.

27) Abdruck aller vornehmen Bedenken. Flugblatt des Jahres 1629.

28) Das Schreiben im Auszuge bei Langethal, a. a. O., IV, S. 12.

29) Weck, Chronik der Stadt Dresden, S. 439.

30) Schöttgen, Historie der Stadt Wurzen, S. 577 fg.

31) Beschreibung aller Länder (1631).

32) Summa des einunddreißigjährigen Krieges. Flugblatt des Jahres 1648.

33) Schorer in seinem Kalender, angeführt bei Schwelin, Kleine würtembergische Chronik, S. 496.

34) Geschichte der Deutschen, III, 351.

35) Deutsche Cultur- und Sittengeschichte.

36) Diese Notiz ist mit geringer Verschiedenheit oft zu finden; wie sie hier steht, ist sie aus Mildenstein, Chronik der Stadt Leisnig, S. 23.

37) Goltz, Geschichte des Stiftes und Klosters des Cistercienserordens Neuzelle, im Neuen lausitzischen Magazin, XXI, 280.

38) Brückner, Denkwürdigkeiten aus Frankens und Thüringens Geschichte und Statistik (1852).

39) Meyner, Geschichte der Stadt Wittenberg.

40) Max, Geschichte des Fürstenthums Grubenhagen, S. 478.

41) Hanser, a. a. O., S. 181.

42) Keller, a. a. O.

43) Hanser, a. a. O. Eichhorn, Deutsche Staats- und Rechtsgeschichte, IV, 586.

44) Mone Quellensammlung, II, 541.

45) Hanser, a. a. O., S. 217.

46) Langethal, a. a. O., IV, 9.

47) Entnommen den würtembergischen Oberamtsbeschreibungen.

48) Brückner, a. a. O. (1857).

49) Das Actenstück theilt Hormayr in seinem Taschenbuch für 1832, S. 35, mit. Die Erinnerung an eine gleiche Maßregel soll in dem Munde des Volks in der Gegend um Dachau (Oberbaiern) fortleben.

50) Pfalz-Neuburgische Provinzialblätter, II, 125.

51) Meichelbeck, a. a. O., S. 296.

52) Hundt, Die Grundbücher von Altomünster im Dreißigjährigen Kriege, im Oberbairischen Archiv, XXI, 201 fg.

53) Bei Würdinger, die bairischen Landfahnen von 1651—1705, in den Niederbairischen Verhandlungen (1863), IX, 123 fg.

54) Hormayr, Oesterreichischer Plutarch, Bd. 8, Galleti, Geschichte des österreichischen Kaiserthums, S. 345 fg.

55) Nach Spittler und Eichhorn.

56) Geschöpft aus den Verträgen mit Frankreich in jener Zeit (1671—79).

57) Würdinger, a. a. O.

58) Nach der bereits genannten Flugschrift Colloquium montis Parnassi.

59) Heinritz, Die Regierungsjahre des Markgrafen Christian,

1601—55. Im Archiv für Geschichte des Obermainkreises (1832), I, 3, S. 53.

60) Mone, Quellensammlung, II, 511.

61) Gülich, a. a. O., II, 263.

62) Chronik von Erling und Heiligenberg, herausgegeben von Ferchel.

63) Georgia curiosa, I, 53.

64) Fink, Die geöffneten Archive. Zeitschrift für Baiern, I, 6.

65) Archivalische Nachricht aus den Acten des Kammergerichts in München.

66) Auszug und Anleitung etlicher kaiserlicher und des Heiligen Römischen Reiches geschriebener Rechte (Ingolstadt 1592).

67) Die Nationalökonomik an der Grenzscheide des 16. und 17. Jahrhunderts.

68) Wiggers, Die bäuerlichen Verhältnisse in Mecklenburg, in den Jahrbüchern für Politik und Literatur (1863), VII, 3, S. 402 fg.

69) Landau, Geschichte der Jagd in Hessen. Auch für das Folgende benutzt.

70) Freytag, Bilder aus der deutschen Vergangenheit.

71) Geschichte der Landschaft Thüringen (1685).

72) Lipowsky, Geschichte des Kurfürsten Ferdinand Maria.

73) Langethal, a. a. O., VII, 66.

74) Schwelin, Würtembergische Chronik (1660).

75) Pflüger, Geschichte der Stadt Pforzheim.

76) Winterbach, Geschichte der Stadt Rothenburg an der Tauben, I, 118.

77) Lehmann, Geschichte der Stadt Delitzsch.

78) Mittag, Chronik von Bischofswerda.

79) Steiner, Geschichte der Stadt Seligenstadt, S. 229.

80) Braunschweigische Annalen (1792), II, 265.

81) Meichelbeck, a. a. O., S. 296.

82) Walchner, Geschichte von Pullendorf.

83) Mone, Zeitschrift für die Geschichte des Oberrhein, XII, S. 258.

84) Löbe, a. a. O.

85) Wir besitzen hierüber von allen deutschen Gauen die er=

staunlichsten Nachrichten. In Sachsen hatten sich in den letzten Jahren die Wölfe so vermehrt, daß sie in ganzen Heerden Dörfer und kleinere Städte überfielen. Daher erließ Herzog Ernst zu Sachsen-Gotha eine eigene Wolfsordnung (21. Nov. 1656), in welcher in neun Paragraphen die Anstalten zur Vertilgung dieser Bestien geregelt werden. In Hannover war man nach dem Frieden genöthigt, eine eigene Anlage wegen Anschaffung der Wolfsgarne zu machen. Spittler, Hannöverische Geschichte, II, 112. Von Baiern und Baden berichten uns die Chronisten Friesenegger und Gaisser mehrmals über dieses Uebel.

86) Mone, Zeitschrift, Bd. 12.

87) Spittler, Hannöverische Geschichte, II, 174.

88) Landau, Geschichte des Weinbaues in Althessen, im Archiv des Historischen Vereins von Kassel, III, 160 fg.

89) Prescher, Geschichte der Reichsgrafschaft Limburg, S. 27.

90) Memminger, Die würtembergischen Oberämter, Bd. 11.

91) Zur Geschichte des Hopfenbaues, in Fink, Die geöffneten Archive.

Zweite Abtheilung.

Die Folgen des Dreißigjährigen Kriegs für Gewerbs- und Handelsthätigkeit.[1])

a) Zerstörung des öffentlichen und privaten Wohlstandes der Städte und ihrer Bevölkerung.

Mit dem Dreißigjährigen Kriege wurde in Deutschland eine sociale Macht zu Grabe getragen, welche im Mittelalter die vorzüglichste Trägerin der Gewerbs- und Handelsthätigkeit gewesen war und derselben auch noch im ersten Jahrhundert der neuern Zeit eine rühmliche Stellung in Europa verschafft hatte — das deutsche Bürgerthum, der rührige und wohlhabende deutsche Mittelstand, dessen Nachfolger in den Städten mit ihrem engbrüstigen, unzeitgemäßen Zunftleben eher einer Caricatur als einer Fortsetzung desselben gleichen konnten. Mit der Vernichtung dieses kräftigen Bürgerthums mußten das deutsche Gewerbe und der deutsche Handel in Kleinlichkeit und Ohnmacht existiren, bis sich langsam ein neues Fundament für sie entwickelt hatte.

Viele und schwere Verluste hatten Gewerbe und Handel in Deutschland bereits erlitten. Sie standen nicht mehr auf jener gebieterischen Höhe, auf welcher das Mittelalter sie gesehen hatte; die Entdeckungen neuer Verkehrswege und Plätze, die volkswirthschaftliche Entwickelung fremder Nationen und eigene Schuld hatten ihnen schon viele harte Schläge versetzt; aber noch war ihre Existenz nicht gefährdet.

Als aber der Dreißigjährige Krieg mit Feuer und Schwert auf sie eindrang, da sanken sie, aus tausend Wunden blutend; und erst nach Verlauf eines Menschenalters werden die ersten Zeichen eines wiedererwachenden Lebens bemerkbar. Uns liegt es ob, diese Wunden zu untersuchen, und es wird sich zeigen, daß auch jetzt nach zwei Jahrhunderten noch nicht alle verharrscht sind.

Die unmittelbarsten Verluste, welche Gewerbe und Handel durch den Krieg erlitten, waren die an Arbeitern und an Kapital.

Deutschland hat durch den Krieg ungefähr drei Viertheile seiner gesammten Bevölkerung verloren. Scherr gibt die Bevölkerung nach dem Kriege auf 4 Millionen an, während sie vor dem Kriege 16—17 Millionen betragen habe. Von diesem Gesammtverluste werden ungefähr drei Fünftheile auf die Landbevölkerung, zwei Fünftheile auf die Stadtbevölkerung zu rechnen sein. Schwerer ist eine Berechnung des Vermögensverlustes; denn die wenigen Zahlen, welche über Contributionen und andere im Kriege geforderte Vermögensopfer uns an die Hand gegeben sind, lassen allerdings die finanzielle Stellung einzelner Städte, aber keineswegs des ganzen Landes erkennen. Doch dürfte auch hier dasselbe Verhältniß richtig sein, wie wir es bei den Bevölkerungsverlusten gegeben haben. Denn wenn auch der Bauer viel weniger zu verlieren hatte als der Städter, so ist dagegen in Betracht zu ziehen, daß sehr große Summen des Bürgervermögens während des Kriegs unangetastet blieben, weil sie z. B. in eine Bank (Hamburg, Venedig, Genua) oder in auswärtige Handelsgeschäfte gegeben waren, abgesehen davon, daß die Städte eine viel größere Sicherheit des Eigenthums gewährten als das flache Land.

Neben diesen Verlusten wirkte der große Mangel an Rohstoffen im Lande sowie die Auflösung oder wenigstens

anhaltende Störung der früher ausgedehnten Verbindungen und die Entziehung des europäischen Marktes hemmend und zersetzend auf die deutsche Gewerbs- und Handelsthätigkeit.

Wie weit die einzelnen deutschen Gebiete von diesen schlimmen Früchten des Kriegs betroffen wurden, wollen wir nun an Beispielen zu zeigen versuchen, um so wenigstens einen allgemeinen Ueberblick über die materiellen Gesammtverluste des deutschen Handels und Gewerbes zu gewinnen.

1) In den Reichsstädten.

Unser Augenmerk richtet sich vor allem auf die deutschen Reichsstädte, diese Heimatsstätten deutschen Gewerbes und Träger des deutschen Handels in bessern Zeiten.

Hamburg, Bremen und Lübeck, die drei einst so mächtigen Hansestädte, hatten sich durch ihr kluges und kräftiges Auftreten sowie durch ihre sorgsame Verwaltung während des Dreißigjährigen Kriegs zwar die streitenden Parteien so ziemlich fern zu halten vermocht und blieben dadurch befreit von all den Kriegsschrecken und Leiden, welche fast alle andern deutschen Städte bis auf den Grund verderbten; aber trotzdem hatten auch sie die Stöße des wilden Kriegs zu fühlen, und seine weithin wirkenden Folgen brachten ihnen gar manche schwere Verluste bei. Zwar die Bevölkerung nahm in diesen Städten während des Kriegs zu, weil von nah und fern aus Deutschland Flüchtlinge kamen, welche bei den allgemeinen Kriegstumulten im ganzen Reiche diese letzten Stätten des Friedens zur neuen Heimat wählten, aber die reichen Kassen der Städte mußten sich bei den vielen und großen Steuern und bei dem stets wachsenden Aufwande für die zur Vertheidigung des Eigenthums geworbenen Söldnerscharen nach und nach leeren; auch das Privatvermögen der Bürger erlitt bei der ungeheuern Handelsunsicherheit zu Wasser und zu Lande oft schwere Verluste.

Die schlimmsten Wirkungen des Dreißigjährigen Kriegs aber verspürten diese Städte doch in der politischen Ohnmacht Deutschlands und der dadurch zur Herrschaft über sie gelangenden Macht der Ausländer.

Die Hansa, jener schon lange morsche und siechende Verein, hauchte unter den Stürmen des Dreißigjährigen Kriegs sein Leben aus. Wir müssen hier in kurzem alle Ursachen erwähnen, welche zum Sturze dieser einstigen Handelsgroßmacht beitrugen, um die Thatsache erklärlich zu finden, daß der Dreißigjährige Krieg diesem noch immer ansehnlichen handelspolitischen Verein einen vollständigen Untergang bereiten konnte.

Nachdem die von der Hansa einst beherrschten Länder, wie England, Dänemark und Schweden, zur Erkenntniß der eigenen Stärke erwacht waren, schüttelten sie das auf ihnen lastende Joch mercantiler Bedrückung, wenn auch nur langsam ab.

Zugleich erhoben sich die Niederländer als gefährliche Rivalen der Hansa und erzwangen sich nach dem für die Deutschen unglücklichen Ausgange der Grafenfehde die freie Befahrung der Ostsee. Rechnen wir hierzu noch die Entdeckung des Weißen Meeres, wodurch für den Handel mit Rußland die früher nothwendige Vermittelung der Hansa entbehrlich wurde, die Aufhebung des Ordensstaats der Deutschen Ritter, wodurch den Russen festen Fuß an der Ostsee zu fassen ermöglicht und der Hansa ein bedeutendes Hinterland entzogen wurde, sowie den durch religiöse Dissidien im Bunde selbst hervorgerufenen Zwiespalt, nebst der durch erhöhten Luxus und verminderte Einnahme der einzelnen Städte herbeigeführten Verarmung derselben, so ist leicht einzusehen, daß durch das Zusammenwirken all dieser Umstände die Kraft des Hansabundes gebrochen werden mußte,

und daß es eines einzigen Unheils bedurfte, um ihn völlig zu Grunde zu richten.

Zwar machte die Hansa von 1603—9 verschiedene Versuche einer engern Handelsverbindung sowol mit den deutschen Reichsstädten (1606) als auch mit Spanien und Rußland; auch schlossen sich seit 1615 zehn hansische Gemeinwesen aufs neue dem Bunde an, aber vergebens; es war nicht mehr der alte Geist, welcher die Hansen beseelte, es waren auch nicht mehr die alten Verhältnisse, unter welchen allein sich der Bund zu solcher Machtfülle emporschwingen konnte; der erweiterte handelspolitische Ideenkreis übte seinen unwiderstehlichen Einfluß. Die Noth des nun folgenden Dreißigjährigen Kriegs machte es den einzelnen Städten bald unmöglich, die hohen Beiträge zur Hansa, besonders bei den geringen von ihr zu erwartenden Vortheilen, zu leisten, und so sehen wir denn den Handel der Hansa im Jahre 1620 schon ganz unter dänischer Vormundschaft.

Es ist bezeichnend für die bereits eingetretene Schwäche des Bundes, mit welch demüthiger Sprache die Bürger Hamburgs sich an den König von Dänemark in einer Beschwerde wendeten.[2]) „Als wir neuerlichen Tagen mit betrübtem Herzen eingenommen, daß mehrhöchstgeehrte K. M. nicht allein die Waaren, so aus Island gebracht, auf die Stadt Hamburg zu führen verboten, sondern auch dieses Jahr, den Paß zu Coldin zu negocijren, unserer Stadt Hamburg Burgern abgeschlagen, zudem auch beharrliche Nachrichtung uns zukommen, daß J. M. etliche Tonnen wider altes Herkommen auf den Elbstrom zu legen fürhabens sei, können wir auf solches nicht anders muthmassen, als daß J. M. Affektion in etwas alterirt und geschwächt worden sei.“

Auf dieses Schreiben folgte eine sehr hochmüthig und barsch abgefaßte Resolution des Königs von Dänemark, die

mit den Worten schließt: „Woferne nun die von Hamburg sich in's Künftige als gehorsame, getreue, eidpflichtige Unterthanen bezeugen würden, sollten sie hinwiederum einen gnädigsten König und Herrn zu verspüren und anzutreffen haben."

Diesem mächtigen Einflusse des Dänenkönigs wurde mit der Schlacht bei Lutter am Barenberge und den darauffolgenden Friedensbedingungen ein Ende gemacht, ohne daß die Hansestädte, insbesondere Hamburg, von fernern Plackereien dieses Königs befreit worden wären.

In demselben Jahre wurde der letzte Versuch gemacht, den dahinsterbenden Bund wieder neu zu beleben, und zwar geschah dies von einer Seite, welche bisher den Interessen der Hansa niemals sonderlich hold gewesen war, von seiten des Kaisers selbst, der sich die immer noch reichen Hansestädte zu Verbündeten und vielleicht bald zu Untergebenen seiner Plane machen wollte. Dieser Antrag wurde auf dem am 20. Febr. 1628 versammelten Hansatag abgelehnt und die deshalb an den Kaiser nach Prag abgeordnete Gesandtschaft bat denselben, „er möchte sie bei ihrer bisher so ersprießlich gewesenen Neutralität verbleiben lassen".

Daß zu diesem Schritte neben den gerechten Verdachtsgründen[3]) über die Redlichkeit des Antrags, neben der politischen und religiösen Abneigung gegen den in Aussicht gestellten spanisch-österreichischen Bundesgenossen auch die fremden Mächte alles aufboten, um eine solche Allianz unmöglich zu machen, unterliegt wol keinem Zweifel; sei dem aber wie ihm wolle, die Hansa hat sich durch diesen Schritt selbst den Boden unter den Füßen weggezogen, indem sie sich ganz von einer Verbindung mit Kaiser und Reich, als ihrer nothwendigen politischen Grundlage, lossagte.

Hiermit war auch der Beschluß materiellen hanseatischen Wirkens eingetreten; dies beweist uns schon in den folgenden Jahren (1630) die Einigung von Hamburg, Bremen

und Lübeck zu einem speciellen Handelsbunde; und wenn diese Städte mit einigen auch nominell den Bund der Hansa erneuerten (1641) und derselbe auch formell bei dem Westfälischen Frieden durch Gesandte vertreten wurde, so war doch das Leben aus diesem Körper gewichen, und der letzte Versuch, welcher 1669 an der Hansa gemacht wurde, bewies zur Evidenz, daß sie kein Lebenszeichen mehr von sich geben könne.

Hiermit ging für die ehemaligen Hansestädte jene erhöhte Kraft und Selbständigkeit verloren, welche ihnen der Bund gewährt hatte, und sie fielen nach und nach alle der Territorialgewalt und ihren Zwecken anheim. Die drei mächtigsten Glieder der alten Hansa aber bewahrten als kostbare Reliquie den alten Namen, ohne natürlich in ihrer Verbindung das Wesen festhalten zu können. Was sie fortan in Industrie und Handel leisteten, mußten sie, sich selbst überlassen, aus eigener Kraft leisten, und es ist immerhin kein geringes Zeichen von dem bessern Geiste, welcher sich in diesen Städten erhielt, daß sie am Ende des Jahrhunderts bereits wieder mit allen im Handel bedeutenden Völkern in regem Verkehr standen, ja bereits eine ansehnliche Stellung unter ihnen sich wieder erkämpft hatten.

Lübeck blieb hierin am weitesten zurück. Diese Stadt, deren einstige Größe auf der Ohnmacht der benachbarten außerdeutschen Länder basirt war, mußte einem unaufhaltsamen Geschick zum Opfer fallen, sobald jene mehr entwickelt und mercantil erstarkt waren.

So kam es denn, daß bei der allgemeinen Schwäche Deutschlands in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts die freie Schiffahrt nach der Ostsee von Dänen und Schweden immer mehr gehindert wurde, bis sie endlich durch die Besitzerwerbungen der Schweden in Deutschland nach dem

Dreißigjährigen Kriege den Culminationspunkt ihrer Schwäche erlebte.

Dazu kam, daß diese Stadt im Dreißigjährigen Kriege am meisten von den drei Hansestädten in Mitleidenschaft gezogen war. Schon im Jahre 1627 gab Lübeck an, daß es im jetzigen Kriege bereits 90 Schiffe verloren habe und monatlich 17000 Mark auf seine Söldner verwenden müsse.[4]) Schlimmer aber als diese Verluste wirkte noch die ökonomische und industrielle Zerrüttung Deutschlands, wodurch Lübeck fast alle Gegenstände seines Handels nach auswärts verlor. Die Calamität vermehrte noch theils der Verfall der übrigen Ostseestädte, wie Stralsunds und Greifswalds, theils ihr Anheimfallen unter landesherrliche Oberhoheit (wie Rostock und Wismar, Königsberg und Danzig), wodurch diese natürlichen Absatzgebiete dem lübischen Handel entfremdet wurden.

Daher denn auch die Zerstörung des lübecker Wohlstandes, welchen bald eintretende Fallimente beurkunden, vorzüglich das der Cretzischen Erben und Johann Westing's (1668), welches auf 200000 Thlr. Passiva geachtet wurde, bei welchem einzelne an 20, 30—50000 Mark lübisch verloren.[5])

Hamburg und Bremen. Weit günstiger war nach dem Kriege die Stellung dieser beiden Städte. Die Verluste, welche auch diese Städte durch die erhöhten Reichs- und andere Steuern sowie durch die vermehrte Truppenmacht zu empfinden hatten, waren bei dem Reichthum der Städte und ihrer wachsenden Bevölkerung nicht besonders fühlbar, und die Abnahme einst bedeutender Gewerbe, wie der Bierbrauerei und Wollweberei, wurde durch das Erwecken neuer Gewerbszweige (Sammtmacherei, Goldarbeit, Zuckersiedereien) wieder ersetzt.

Nur die Schutzlosigkeit, in welcher sie jeder Laune eines

Mächtigern ausgesetzt waren, ließ mit Recht für das Gedeihen der Städte befürchten, besonders als England unter Cromwell seine Navigationsacte erließ; doch war der Verlust, welchen diese Maßregel erzeugte, bald für England nicht minder fühlbar, sodaß 1661 die Hansestädte und Danzig von den Wirkungen der Acte befreit wurden und sie die Erlaubniß erhielten, nicht nur hansische, sondern überhaupt deutsche Erzeugnisse auf ihren Schiffen nach England zu bringen.

Dieser Zwischenhandel war überhaupt nach dem Kriege der vorzüglichste Zweig der hansischen Handelsthätigkeit (wobei Lübeck wieder zurückstehen mußte, da ihm obige Vergünstigungen bereits 1662 wieder entzogen wurden); aber auch dieser war wieder beschränkt durch die Holländer und Engländer mit ihrem überwiegenden Eigenhandel und durch die Geringfügigkeit der deutschen Manufactur.

Die übrigen Reichsstädte in Nieder- und Mitteldeutschland wurden alle mehr oder minder von der Wucht des Kriegs getroffen und mußten sich, nachdem so ihre Kraft gebrochen war, theilweise schon bald nach dem Kriege der wachsenden Fürstenmacht unterwerfen und von ihrer Gnade Aufbesserung ihrer Verhältnisse erwarten.

Rostock und Wismar waren durch den Krieg zu drückender Armuth herabgesunken. Letztere Stadt erlitt in den Jahren 1627—32 von den Kaiserlichen einen Schaden von 171899½ Thlrn. und zählte damals von 3000 wehrhaften Bürgern nicht viel über 300. Im Jahre 1633 schätzten die Wismarer ihren Schaden auf 200000 Thlr. und zeigten an, daß sie seit sechs Jahren keinen Anker gelichtet hätten. Im Jahre 1716 zählte die Stadt erst wieder 20000 Seelen. [6])

Auch Danzig [7]) hat viele und schwere Verluste durch den Krieg aufzuweisen, und die einst so ausgedehnten Han-

delsrichtungen dieser Stadt schienen nach dem Kriege vollständig verloren zu sein; denn auf der einen Seite wurde die Stadt durch die schwedischen Besitzungen an der Ostsee in ihrer Handelsthätigkeit gehindert, auf der andern Seite wirkten die unruhigen und schlimmen Zeiten für ihre Hinterländer Polen und Litauen äußerst drückend auf dieselbe.

In den Jahren 1620 und 1624 wüthete die Pest derart in dieser Stadt, daß die Zahl der Gestorbenen auf 22400 stieg, während nur 4400 Geburten stattfanden. Alle Gewerbe geriethen dadurch in Stockung. Auch die sonst geschäftigen Eisenschmieden in Danzigs Nähe, deren es zu Anfang des 17. Jahrhunderts über 40 gab, mußten zum Theil eingehen, da Gustav Adolf eine Menge von Werkmeistern und Arbeitern nach Schweden schickte.

Die Unbedeutendheit des Getreidehandels von Danzig nach dem Kriege charakterisiren die wenigen Worte eines gleichzeitigen Schriftstellers [8]): „Die Polen führen ihr Korn auf Danzig, von welchem es hernach die Holländer und andere abholen."

Der Eigenhandel war auf ein Minimum reducirt, wie überhaupt aller Handelsverkehr stockte. Noch 1619 hatte die Getreideausfuhr in Danzig 102981 Last betragen; 1649 99808; 1651 55093; 1652 35642; 1653 34566; 1654 48050; 1655 11361; 1659 542 Last.

Ein gewisser Köster, der 1660 eine noch im Manuscript vorhandene Auseinandersetzung der danziger Handelsverhältnisse geschrieben hat, klagt darüber, daß es zu seiner Zeit durch den vom Drange der Noth erzwungenen größern Anbau fremder Länder schon dahin gekommen sei, daß die niederländischen Schiffe, statt Getreide zu holen, diese Waare selbst zu Markte brächten.

Auch der Aschen- und Holzhandel erlitt durch das unwirthschaftliche Aushauen der Wälder während des Dreißig-

jährigen Kriegs in Deutschland, wie auch im polnischen Kriege schwere Verluste, wobei die Concurrenz Norwegens, in Pech- und Theerhandel Schwedens immer fühlbarer wurde.

Magdeburgs herbes Schicksal machte sich noch Jahrzehnte hindurch fühlbar. Die Wucht des Schicksals hatte diese Stadt aber auch zu schwer betroffen. Von der ganzen blühenden Stadt waren nach der Katastrophe von 1631 noch 139 Häuser stehen geblieben, „und die waren kleine Hüttlein".[9]) So für lange Zeit geschwächt, blieb für die wenigen zurückkehrenden Gewerbtreibenden die jährliche große Heermesse die beste Gelegenheit, ihre Waaren abzusetzen. Ihre günstige Lage für Transito und Speditionshandel konnten die verarmten Bürger nicht ausbeuten. 1680 zählte Magdeburg erst wieder 7—8000 Seelen, während die Bevölkerung vor dem Kriege circa 40000 Menschen betragen hatte.[10])

Neben dieser Stadt hat in Mitteldeutschland Erfurt wol die größten Verluste durch den Krieg erlitten. Es büßte seinen einst ausgedehnten Handel vollständig ein, und die letzten Quellen seines Wohlstandes versiegten damit, nachdem es schon im 16. Jahrhundert durch Leipzigs rasches Aufblühen leiden mußte.

Die Bierbrauereien wurden nur mehr spärlich betrieben und die Färbereien gingen bei der großen Vernichtung der Waidculturen und der Ueberhandnahme des Indigo zu Grunde.

Goslars Wohlstand trübten die fortwährenden Kriegsunruhen, sowie die Streitigkeiten mit den braunschweigischen Fürsten nicht minder, als der durch die entvölkernden Kriege dem Verfall nahe gebrachte Bergbau am Rammelsberge.

Dortmunds Blüte ging mit der Hansa zu Grabe; der Dreißigjährige Krieg zerstörte ihren Handel vollends

und die umliegenden kleinen Fürsten schadeten ihm auf alle Weise.

„Paderborns alte Freiheit lag zertreten durch den jesuitischen Bischof, und selbst Soest sank dann gemach verwitternd und menschenleer zu Westfalens größtem Dorfe herab.“ [11])

Etwas besser waren die Verhältnisse der Reichsstädte in den Rheingegenden gestaltet; keinen Maßstab dürfen sie aber zum Vergleiche mit ihren frühern Zuständen abgeben; sie waren eben die Handlanger der Holländer geworden; doch so erbärmlich auch das Geschäft war, so zogen sie doch aus demselben für sich einigen Nutzen.

Kölns alte Herrlichkeit lag im Staube. Ein unduldsamer religiöser Geist gesellte sich zu den andern über die Stadt hereinbrechenden Stürmen und half ihr Verderben beschleunigen. Was die Ungunst der Handelsconjuncturen, was die übermächtige holländische Herrschaft der Stadt noch an selbständiger Handelsthätigkeit ließ, und was sich aus den Stürmen des Dreißigjährigen Kriegs an Gewerben seine Existenz gerettet hatte, das drohte unter diesem religiösen Drucke vollends zu Grunde zu gehen. Nur das zäh festgehaltene Stapelrecht und die günstige Lage der Stadt vermochten wenigstens ein schwach pulsirendes Handelsleben der Stadt zu erhalten.

Aachen zählte nach dem Kriege von seinen 100000 Einwohnern kaum mehr den vierten Theil. Die Bevölkerung kehrte nie wieder. 1843 zählte man 46000 Einwohner. [12]) In seiner unmittelbaren Nähe zog sich Aachen durch sein exclusives Katholikenthum an Burtscheid einen Rivalen seines Handels und seiner Gewerbe heran. [13])

Worms, Mainz, Speier hatten bessere Verhältnisse aus den Stürmen des Kriegs gerettet.

Entschieden eine Folge des Dreißigjährigen Kriegs ist

auch der Verlust der ehrwürdigen Reichsstadt Strasburg, des letzten deutsch gebliebenen Punktes in dem verlorenen Elsaß, welcher bei der eigenen Schwäche und der mangelnden Unterstützung vom Deutschen Reiche dem raubsüchtigen Ludwig XIV. in die Hände fiel, gleichgültig verlassen von den deutschen Brüdern und bis zur Stunde noch ungerächt.

Damit war der deutsche Handel und das deutsche Gewerbe aus einem weiten Gebiete völlig ausgewiesen, wo es seit langer Zeit die kräftigsten Wurzeln geschlagen hatte.

Der Verlust des ganzen Oberrhein, welcher damit thatsächlich erfüllt war, machte sich besonders dem oberdeutschen Handel fühlbar; die französischen Producte, denen die Zufuhr jetzt wesentlich erleichert war, überschwemmten massenhaft die oberdeutschen Städte; die Messen von Frankfurt und Leipzig wimmelten von französischen Kaufleuten, welche das Geld und die gute Waare aus Deutschland holten und ihnen dafür nur Lappalien, freilich dem Geschmacke der Zeit gemäß, zurückließen. Am meisten verloren die oberdeutschen Städte dabei; besonders Nürnberg, welchen auf diese Weise der sonst so schwunghafte Eigenhandel nach Frankreich aus den Händen gewunden wurde.

Unter den oberdeutschen Reichsstädten erholte sich Frankfurt a. M. am schnellsten von den Leiden des Dreißigjährigen Kriegs, denen es gleichfalls nicht entgangen war. Theuerung, Hungersnoth und Pest kehrten mehrmals in dieser Stadt ein und es starben in den Jahren 1625—48 34678 Menschen, während nur 20204 Kinder geboren wurden.[14])

Aber die vielen glücklichen Umstände, welche zur Hebung und Förderung des frankfurter Handels zusammentrafen, ersetzten schnell solche Verluste; ja sie ließen sogar die über den ganzen Rheinhandel sich erstreckende Suprematie Hollands für Frankfurt nicht schwer fühlbar werden.

Nürnberg und Augsburg. Diesen Städten hat der Dreißigjährige Krieg seine bittersten Früchte zu kosten gegeben.

Nürnberg, vor dessen Thoren jene denkwürdige Begegnung zwischen dem Schwedenkönige und Wallenstein in Scene gesetzt wurde, berechnete seinen Kriegsschaden in diesem einzigen Jahre (1632) auf 1,800000 Fl. [15]) Theuerung, Hungersnoth und Krankheiten aller Art waren auch hier die Folge und es starben im Jahre 1633 1300 Paar Eheleute. 8050 Personen waren an die Todtentafel angeschrieben; 19066 starben im Lazareth, 605 im Spital. 1840 Personen fand man todt umherliegen. 1634 starben wieder 9689 Personen. [16])

Augsburg, im Jahre 1632 gleichfalls durch eine schwere Belagerung bedrängt, mußte 1635 8000 Menschen vor Hunger die Stadt verlassen, viele Hunderte dem Hungertode erliegen sehen. [17])

In diesem Jahre waren in Augsburg noch 16432 Seelen, während man vor dem Kriege 80000 gezählt hatte. An Wohnungen standen 2216 leer. [18]) Von circa 6000 Barchent- und andern Webern, welche vor dem Kriege in der Stadt waren (mit ihren Familien 16932 Köpfe), waren nach dem Kriege noch 500 übrig. [19]) Die Bürgerschaft klagt in einer Querel (1636) [20]), daß sie „fast unglaubliche Verderbnisse in den letzten Jahren ausgestanden. Erstlich ao. 1632 ist sie vor und in der Belägerung von der damaligen Garnison ausgesaugt worden, was maßen seithero die Negotien und Handlungen, auch insgemein alle Gewerb und Hanthierungen, darinnen der nervus reipublicae et curiarum besteht, allerdings darniedergelegen, was unersetzlicher Schaden ihnen diese Zeit über mit Raub, Plünderung, Auf- und Vorenthaltung ihrer Waaren, Schulden und Effekti zugefügt und wie viel 100000 Gulden sie an

ihren vor der Stadt gehabten Gärten und Gütern verlustig geworden, was gestalten durch die neunfache dreimonatliche Anlagen der Kern ihres Vermögens ihnen aus Handen gegangen, was aber großen Schaden die lange Blockirung verursacht, daß durch die grausame Hungersnoth und erschreckliche Theuerung die ganze Bürgerschaft in Verderben und insonderheit der gemeine Mann gänzlich um das Seine kommen, die Vermöglichen aber durch die hochschädlichen über 700000 Gulden belaufende Fallimente endlich enervirt worden: jetzo zu geschweigen, daß uns hohe und Niederstandspersonen, bei denen wir das Unsrige um Verzinsung angelegt schon vor etlichen Jahren hero keine Interessen reichen und wir in Ermanglung derselben und aller andern Mittel unser Geld, Kleinöder und Silbergeschirr und was wir sonsten Guts und Nießliches immer gehabt, angreifen und zu unserm unentbehrlichen Unterhalte und Abstattung der Auflagen anwenden müssen; und wer wollte doch alle solche unausdenkliche Beschwerden, Jammer, Nöthen, Schaden und Drangsale erzählen können".

Einige Angaben mögen noch als Folie diesen Klagen beigegeben werden.

Nach den eigenen Angaben, welche die Augsburger 1636 dem Reichsvicekanzler einreichten, hatten sie schon 1621—23 durch die Kipper über 1 Million Schaden gehabt. In den letzten 16 Monaten berechneten sie ihre Verluste an baarem Geld, Geschmeide, Quartierkosten, Steuern, Contributionen und Anlagen auf 1,200000 Fl.[21])

Für das Zurückgehen der Gewerbe zeugen die Thatsachen, daß, während vor dem Kriege allein 40 Farbhäuser vor den Mauern, noch viel mehr innerhalb waren, erst 1710 die Anzahl derselben in allem auf 40 wieder festgesetzt wurde. — So war auch die Zunft der Wollgewandweber durch den

Krieg völlig aufgelöst und konnte erst 1644 wieder zu einem ordentlichen Handwerk gemacht werden.[22])

Unter den in der Querel genannten Fallimenten war das bedeutendste das von J. J. Stenglin im Betrage von 162000 Fl. (1635).[23])

Auch die Handelsbeziehungen gingen bei der zunehmenden Schwäche der Schwesterstädte zum Theil zu Grunde. In denjenigen Gebieten, welche der damals allmächtige holländische Einfluß mit seinem weitreichenden Arme umklammert hatte, mußten sie ihren Eigenhandel aufgeben und es geschehen lassen, daß der holländische Kaufmann ihre Waaren an sich zog und sie als die seinigen in seinen Absatzgebieten zur Geltung brachte.

Auch England und sein ausgedehnter Markt ging für sie verloren; was von nürnberger und augsburger Gewerbfleiß nach den Hansestädten kam, zog der englische Kaufmann an sich und benutzte es als Gegenstand seines Handels nach seinen Colonien und andern Absatzgebieten.

Der einst ausgedehnte Handel besonders Nürnbergs nach den österreichischen Ländern erlitt durch den Dreißigjährigen Krieg gleichfalls viele Störungen; so schon 1618 durch ein kaiserliches Verbot des Handels mit den böhmischen Ständen und später durch die Belastung des Verkehrs mit Böhmen und Ungarn durch Mauth und Zollbeamte, worüber sich nürnbergische Handelsleute (1635) beschwerten.[24])

Die kleinern oberdeutschen Reichsstädte waren durch den Krieg zu bedeutungslosem Dasein herabgesunken.

Ulm bewahrte sich spärliche Ueberreste seines Leinwandhandels nach Italien und berechnete am Ende des Kriegs den Verlust seines städtischen Aerars auf 3,340350 Fl.[25])

Ravensburg hatte seine reichen und wohlhabenden 1400 Bürger bis auf 400 verloren und diese waren nach dem Kriege meist bettelarm. Handel und Fabrikation —

es blühte besonders die Leinweberei — waren ausgewandert und das zerrüttete Gemeindewesen sah sich mit einer halben Million Schulden belastet.[26])

Memmingen hatte mehr als zwei Drittel seiner Einwohner verloren; die meisten waren verarmt und die Hunderte von Webern waren bis auf 50 meist arme Meister herabgesunken.[27])

Regensburg verlor mit dem Kriege seine letzte Bedeutung für den Handel und „mußte froh sein, durch die regelmäßigen Versammlungen des Reichstags sich eine neue Nahrungsquelle erschlossen zu sehen".[28])

So war denn der Glanz und Ruhm dieser oberdeutschen Reichsstädte zu Grabe getragen; entfernt von den großen Bahnen des Welthandels war in ihnen der freie Geist und die frühgereifte kühne Auffassung ihrer Aufgabe und ihrer ganzen Stellung in Deutschland abgestorben und hatte einer engherzigen Politik das Feld geräumt. Weil ihre Stellung mit dem Aufblühen der fürstlichen Territorien anfing gefährdet zu werden, so klammerten sie sich an längstveraltete Formen und glaubten damit das Wesen festhalten zu können; sie frischten die Erinnerung an jede einstige Errungenschaft auf und vergaßen darüber, den Geist der Bürgerschaft aufzufrischen und neue Errungenschaften zu gewinnen. Und eben dieses Kleben an dem Veralteten, diese Opposition gegen jeden Fortschritt hinderte eine gedeihliche Fortentwickelung und Besserung industrieller und mercantiler Zustände in den Reichsstädten. Es fehlte ihnen das erste bewegende Element, der Unternehmungsgeist; es ging aber auch die Nahrung zum kräftigen Leben des Vorhandenen verloren: Kapitalien und helle Köpfe.

2) In den fürstlichen Gebieten.

Nachdem wir nun die Folgen des Dreißigjährigen Kriegs für Gewerbe und Handel in den bedeutendsten Reichsstädten

betrachtet haben, liegt es uns nun ob, auch in den fürstlichen Gebieten der zerstörenden Hand des Kriegs nachzuforschen und den Zustand zu entwickeln, in welchen der Krieg sie gestürzt hat. Auch hier sollen die in Gewerbe und Handel einst hervorragenden Territorien als Beispiele gegeben werden, um durch sie die Beurtheilung der Folgen für das gesammte Vaterland zu ermöglichen.

Westfalens gewerbfleißige Orte waren schon in den zwanziger Jahren des 17. Jahrhunderts von den Drangsalen des Kriegs schwer heimgesucht worden. Die Tuchmacherei, einst bei weitem ihr blühendstes Gewerbe, sank vorzüglich durch die Concurrenz der englischen und niederländischen Tuchfabrikation im Laufe des 17. Jahrhunderts zu trauriger Bedeutungslosigkeit herab.

Eine im Archiv der Stadt Osnabrück sich befindliche Uebersicht zeigt den Verfall dieses Gewerbes in genannter Stadt[29]):

1656	wurden	von	189	Meistern	3156	Stücke	Tuch
1672	»	»	130	»	2270	»	»
1679	»	»	104	»	1280	»	»
1686	»	»	60	»	866	»	»
1693	»	»	50	»	544	»	»

verfertigt.

Dabei erlahmte auch der einst so schwunghafte Weselhandel, den überdies die politische Zersplitterung seines Stromgebiets durch vielfachen Zoll äußerst belästigte. Ein Schiff von Münden aus mußte einen mindischen, kurbrandenburgischen, königlich schwedischen und bremischen Flußzoll zahlen.[30])

Die Rheinlande. Der Zustand der Gewerbe in den Ländern am Rhein, welche sich vor dem Kriege vor allen andern Landschaften Deutschlands durch die Menge ihrer gewerbfleißigen Städte ausgezeichnet hatten, war nach dem

Kriege nicht mehr ein Schatten des frühern Wohlstandes. Die meiste Schuld trug hier, außer den positiv verderblichen Einwirkungen der Kriegsjahre selbst, das ungeheuere Uebergewicht und der Druck, welchen die Holländer auf alle Gewerbs- und Handelsthätigkeit ausübten.

Unter den unmittelbaren Folgen des Kriegs machte sich die ungeheuere Abnahme der Bevölkerung am meisten fühlbar. So war in der Pfalz kaum noch der funfzigste Theil der Bevölkerung übrig, und „auch der war durch Raub, Anarchie und mehrfachen Confessionswechsel so verwildert, daß er das Gedeihen des Ganzen mehr hemmte als förderte".[31]) Vor dem unseligen Kriege hatten die pfälzischen Städte mehr geblüht als jemals; so hatte Frankenthal 1800 Bürger, Kreuznach 2000 Familien gehabt. Wo aber, wie hier, Freund und Feind also hausten, daß die Kosten der 22 Kriegsjahre auf 118 Mill. Fl. berechnet wurden, da ist es erklärlich, wenn zwei Jahrhunderte den Verlust noch nicht ersetzt haben. (1843 zählte Frankenthal 4656 Einwohner, Kreuznach 9000.)[32])

Auch in Nassau standen die Städte leer; die Einwohner waren, um den Drangsalen der Zeit zu entgehen, ausgewandert und hielten sich nach Ausweis der Acten in Holland, Hessen, am Niederrhein und in der Schweiz auf. In Wiesbaden hatte die Verödung einen solchen Grad erreicht, daß in manchen Straßen und besonders auf dem Marktplatze vor dem Rathhause Hecken und Sträucher die Menge wuchsen. So waren auch besonders die besuchten Badehäuser daselbst zerstört, und es mußte die erste Sorge der Behörden sein, daß dieselben wiederhergestellt wurden, um der in ihrem Wohlstande so sehr gefährdeten Stadt durch den Besuch der Curfremden wieder aufzuhelfen.[33])

Hessen berechnete seinen Kriegsschaden vor der eigenen activen Theilnahme schon auf 7 Millionen. Es wurden

daselbst 18 Städte, 47 adeliche Wohnsitze und mehr als 300 Dörfer eingeäschert.[34]) Wir haben bereits gesehen, wie die Kriegsjahre dem früher blühenden Weinbau ein Ende machten; ein gleiches Schicksal traf auch eins der bedeutendsten Gewerbe Hessens, die Glasbereitung. Im Jahre 1565 bestanden noch 16 Glashütten mit großem Betriebe. Aber schon die folgenden unruhigen Jahre brachten eine Minderung derselben hervor, sodaß im Jahre 1618 nur mehr 6 oder 7 im Gange waren.[35])

Durch den Dreißigjährigen Krieg aber wurden auch die übrigen bis auf zwei oder drei in Unthätigkeit versetzt, und auch in neuerer Zeit konnte dieser Erwerbszweig sich nicht mehr bedeutend heben.

Gleiche, ja noch größere Verluste erlitt die ehemals ausgebreitete Fabrikation von Thonwaaren in den Thongruben von Großalmerode (in dem Kreise Witzenhausen) und zwar brachte der Krieg die Geschäfte so schnell herab, daß die Beständer im Jahre 1636 nur noch 175 Fl. Pacht zahlten (während noch 1621 2200 Fl., à 26 Albus gerechnet, gegeben wurden). 1651 erlangte man nur 85 Fl. Pachtzins, 1663 nur noch 10 Fl.[36])

Baiern. Auch Baierns bedeutende Gewerbsthätigkeit lag nach dem Kriege schwer danieder. Von 1769 Gewerbtreibenden, welche München noch im Jahre 1618 aufzuweisen hatte, waren 1633 noch 1464, im Jahre 1649 aber nur mehr 1091 thätig.[37]) — Die Leinweber schwanden in derselben Zeit im ersten Zwischenraume von 161 auf 120, im zweiten bis zu 82; die Loder von 116 auf 96 bis zu 46; die Schneider von 118 auf 90 bis zu 64 Meistern.[38])

Aber auch nach dem Kriege besserten sich hier die Gewerbszustände nicht. Der große Verlust an Bevölkerung

wurde eben hier nicht durch Einwanderungen fremder Industrieller gemildert, und die spätern Kriege, in welche das Land verwickelt wurde, wirkten dem Gedeihen des Handwerks gleichfalls entgegen, sodaß sich dasselbe bald von allen Seiten überflügelt sah. So verminderte sich in München die Zahl der Tuchmacher, welche 1652 noch 399 Meister und 740 Gesellen betragen hatte, bis zum Jahre 1716 auf 171 Meister mit 125 Gesellen; ja im Jahre 1782 zählte man nur mehr 99 Meister und 85 Gesellen. [39])

Ingolstadt, welches nach München in der Tuchmacherei am meisten florirt hatte, zählte 1688 noch 72 Meister mit 122 Gesellen. 1716 nur 2 Meister ohne Gesellen, also völliges Verschwinden eines einst blühenden Gewerbes.

In Eichstädt [40]) soll die Blüte des ganzen Tuchmacherhandwerks, welches vor 1631 gegen 800 Knappen zählte, auf Anstiften der benachbarten Weißenburger durch die Schweden seinen Untergang gefunden haben. Auch Wasserburg verlor durch den Krieg zwei Drittheile seiner Tuchmacher, sodaß es klar wird, daß dieses Gewerbe in Baiern durch den Dreißigjährigen Krieg zum vollständigen Ruin gebracht worden sei. [41])

Von allen deutschen Gebieten waren es die *sächsischen Lande* zuerst, welche sich aus dem Schutte der Zerstörung herausarbeiteten und auf den Trümmern des zertretenen Gewerbes und Handels eine neue kräftige Thätigkeit entfalteten.

Die sächsischen Städte wurden trotz der vorsichtigen Politik ihrer Fürsten dennoch von den Leiden des Kriegs schwer heimgesucht. Freiberg zählte im Jahre 1640 von 1700 Häusern, die es ehemals hatte, kaum noch 500. Chemnitz hatte drei Viertel seiner Häuser verloren; in Belzig waren von den 200, die es ehemals hatte, nur noch 4 vorhanden. [42]) Belgern verlor in dem Brande von 1632

allein 167 Wohnhäuser, 34 Brauhäuser und 64 Scheunen. Bis zum zweiten großen Brande (1637) waren wieder 100 Häuser aufgebaut; danach aber verloren sich die Einwohner. 1641 im April waren nur noch 30 Bürger da; 1643 im Herbst bestand die Einwohnerschaft nur aus 7 Paar Eheleuten und 3 Kindern, vor dem Kriege aber hatte es 4 – 5000 Bürger gehabt. [43])

Meiningen verlor im Kriege seine Bevölkerung, welche 1600 4—5000 Einwohner betragen hatte, bis auf 1300 Personen; von 600 Wohnhäusern, welche vor 1631 noch in Meiningen bestanden hatten, wurden im Kriege gegen 350 abgebrochen, zu Palissaden, Blockhäusern, Basteien, auch zu Brennholz in den Wachtstuben verwendet. [44]) Ueber Eisfeld soll uns Martin Zeiller berichten. [45]) Er schreibt in seiner „Topographia Saxoniae" (1650): „Eisfeld, ob sie zwar vor diesem, ehe sie in die Aschen und das jetzige Grundverderben gerathen, zierlich und ansehnlich an Gebäuden und andern Stücken gewesen, und also diese jetzige, gegen den vorigen fast nicht mehr kenntlich ist, besonders da sie nicht allein von Inwohnern abkommen, daß, da vor diesem 4 in 5000 Seelen, jetzo nicht wohl bei 1100 hier sein, sondern auch das continuirliche Kriegsverderben und große Pressuren sie dahin gebracht, daß wer etwas eignes zu wohnen wiederumb haben wollen, derselbe ein gering Hüttlein von einem Dorf erkauft und hereinsetzen lassen, welche gegen den vorigen Gebäuden nur Ställe und Hütten zu rechnen, so sind doch gleichwohl durch Gottes Gnade etliche sonderbare Stücke von den vorigen verblieben."

In gleichem Verhältnisse wurden fast alle Städte Sachsens von den Unbilden des Kriegs betroffen, sodaß Weck in seiner „Dresdner Chronik" mit Recht sagen konnte:

5*

„Nicht nur der Krieg, sondern auch dessen Gefährten, der Hunger und die Pest hatten diese herrlichsten Provinzen also verheeret und verkehret, daß sie fast ganz unkenntlich worden."

Die Möglichkeit eines frühern Aufschwungs dieser Länder in Gewerben und Handel liegt also gewiß nicht in den geringern Verlusten, welche das Land erlitten haben soll, sondern es trafen viele günstige Umstände (tüchtige Regenten, Leipzigs Messen, starke Zuzüge von fremden Gewerbtreibenden und anderes) zusammen, welche Sachsen nach dem Kriege zum blühendsten Industriegebiete von Deutschland machten.

Auch die braunschweig-lüneburgischen Länder gehören zu den von dem Kriege am schwersten getroffenen Ländern, nicht aber auch zu denen, welchen es leicht geworden wäre, seine Wunden nach dem Eintritt des Friedens zu heilen. Die göttinger Bürgerschaft war vor dem Kriege wenigstens 1000 Mann stark gewesen; 1634 waren kaum 500 mit Einrechnung sämmtlicher Witwen. Ueber 150 Häuser waren völlig niedergerissen und nicht mehr als 460 noch bewohnt. Die Bürgerschaft war zu einem Drittheile so blutarm, daß die Strohhütten, in welchen die Bürger wohnten, wenn sie anders nicht schon verpfändet gewesen, ihr einziger und größter Reichthum waren. Wie konnt es auch anders sein! Die letzten Quellen des Handels waren versiegt, das Gewerbe war vernichtet. Wenn ehedem den Brauer fünfmal des Jahres das Los traf, so war es jetzt ein segenvolles und glückliches Jahr, in welchem er einen vollen Brau thun konnte. [46])

Die Zunft der Wollenweber aber wurde durch den Krieg hier ganz versprengt. — Dazu kamen die Contributionen und andere Kriegslasten. Die kaiserliche Besatzung kostete der Stadt, außer 18000 Thlr. Strafgeldern an Tilly,

372990 Thlr. nur allein an Brandschatzungen; dazu kommen die großen Summen, welche die Unterhaltung aller Besatzungen erforderte. [47])

Die Bürger von Nordheim waren 1637 auf 150 Köpfe geschmolzen. 300 Häuser standen leer, 320 wurden zur Feuerung niedergerissen; aber auch von den vorhandenen Bürgern konnten nur 40 zu den Contributionen zahlen.

In Helmstedt standen zur selben Zeit 295 Häuser leer. [48])

Nordhausen berechnete seinen gesammten Kriegsschaden von 1632—48 auf 2 Millionen. [49])

Herzog Christian zu Celle schätzte seinen Schaden 1626 auf 7 Mill. Thlr.; Friedrich Ulrich den seinigen anno 1625 auf dem Fürstentage zu Mühlhausen auf das Zehnfache (?) dieser Summe. [50])

Dazu kam an die erschöpften Bürger noch überall der Beitrag zu den an Schweden zu leistenden Friedensgeldern, wobei der niedersächsische Kreis mit 1,184412 Fl. angesetzt wurde. (Braunschweig 91581 Fl., Lüneburg 96120 Fl.) [51])

Noch 1664 lagen in Göttingen 290 Häuser völlig niedergerissen und von den übrigen waren noch 100 so schlecht beschaffen oder einzig von Soldaten bewohnt, daß ebenso wenig Steuern abgeführt werden konnten als von den niedergerissenen.

Keine einzige Manufactur hatte wieder zu blühen angefangen. [52])

Preußen. Die brandenburgische Gewerbs= und Handelsthätigkeit, welche sich bereits im 16. Jahrhundert die Wege zu einer ausgedehnten selbständigen Wirksamkeit gebahnt und in ihrem rüstigen Fortschreiten am Anfange des 17. Jahrhunderts zu den schönsten Hoffnungen berechtigt hatte, erlitt trotz des günstigen Umstandes, welcher ihr in der Vereinigung mit Preußen (1618) erwuchs, durch den

Dreißigjährigen Krieg einen solchen Rückschlag, daß sie unmittelbar nach demselben fast auf den Nullpunkt eigener Leistung wieder reducirt wurde. Die Hauptverkehrsadern waren bei der Unmöglichkeit eigener Benutzung der Thätigkeit fremder Handelselemente zugefallen.

Den Oderhandel hatten die Engländer, den Handel auf Havel und Spree vorzüglich die hamburger Kaufleute [53]) in Händen; jedoch mögen diese beiden Handelsrichtungen bei der schwachen Production, deren die preußischen Länder fähig waren, von nicht großer Bedeutung sein; sie mußten sich wol zumeist auf die Einfuhr derjenigen nothwendigen Artikel beschränken, welche das geschwächte Land selbst zu erzeugen unfähig war.

Einige Angaben sollen auch hier den Gesammtverlust anzudeuten versuchen. Brandenburg gab seinen durch Wallenstein erlittenen Kriegsschaden zu 20, Pommern zu 10 Mill. Thlr. an. [54]) Berlin und der teltowsche Kreis hatten in 16 Monaten 300000 Thlr., Frankfurt a. d. O. der kaiserlichen Garnison monatlich 9000 Thlr. entrichten müssen. [55])

Viele Städte waren schon 1630 so entvölkert, daß fast die Hälfte der Häuser unbewohnt stand; die Stadt Brandenburg allein zählte 500 verlassene Häuser. [56])

Auch der Hauptstadt des Landes hatte der Krieg hart mitgespielt. In Berlin waren nach dem Kriege noch 845 Häuser übrig und noch im Jahre 1661 wohnten daselbst nur 300 Bürger.

Ueber den Zustand der Stadt Greifswald berichtete eine Commission im Jahre 1629, daß daselbst nur mehr 426 Häuser seien, welche contribuirten; 450 Häuser seien ganz ohne Einwohner, 65 Häuser ganz zerstört, 59 nur von ganz Armen bewohnt. [57]) Und zwei Berichte des Jahres 1631 schildern den Zustand der Stadt dahin, daß sie

beinahe vier Jahre hindurch mit den größten Mühseligkeiten und Leiden zu kämpfen habe, daß ihr Handel gänzlich daniederliege und sie überhaupt halb verödet und verwüstet sei. Die Lasten, welche die Anwesenheit des kaiserlichen Obersten Perusius in den letzten 17 Wochen veranlaßt hatte, werden zu mehr als 500000 Fl. angegeben. [58]) Zu den bittern Folgen des Dreißigjährigen Kriegs gesellten sich hier bald die Drangsale eines neuen, welchen das Land gegen die Schweden zu führen hatte, der bei seinem glücklichen Fortgange den Grundstein zum Aufbau der politischen Größe Preußens legte, aber gleichwol die volkswirthschaftlichen Verluste des Landes noch um ein Bedeutendes vermehrte und dessen materielle Wiederkräftigung um viele Jahre verzögerte.

Die österreichischen Länder. Von den österreichischen Ländern hatte der Krieg nur einige betroffen, diese aber mit seiner ganzen Wucht; Gewerbe und Handel waren aus ihnen geflohen und das Land konnte kaum seine dringendsten Bedürfnisse befriedigen. In Böhmen und Mähren hatte der Krieg die gewerbreichen Städte nicht weniger hart mitgenommen als das flache Land, dessen Leiden wir schon oben vernommen haben; Buquoi und Dampierre zerstörten in Böhmen in einem halben Monat drei Städte und einen bedeutenden Markt, außer den vielen Dörfern. [59])

Die Stadt Iglau in Mähren hatte bis 15. Mai 1622 für Verpflegung der Kriegsvölker allein 177158 Fl. ausgegeben und sah sich diese wohlhabende Stadt in die Nothwendigkeit versetzt, bis 1629 eine Schuldensumme von 2,318792 Fl. zu contrahiren.

Am Ende des Jahres 1647 zählte die ansässige Bürgerschaft 299 Personen, während sonst 7—8000 Tuchmacher allein daselbst waren. [60])

Am längsten hatte Schlesien [61]) unter den Armeen von Freund und Feind zu leiden. Hier erreichte das Verderben der Städte auch einen kaum übertroffenen Grad.

Die Stadt Krossen wurde 1631 fast gänzlich verbrannt. Striegau war bis auf den Grund ausgesogen. Bernstadt (im Fürstenthum Oels), ehemals eine reiche Stadt, wurde von den Schweden 1642 und 1647 rein ausgeplündert und mußte sich lange nachher noch mit hölzernen Häusern behelfen. Die Stadt Sagan hatte beim Ende des Kriegs nur mehr 104 Besitzer von eigenen Häusern und 134 Miethsleute; 421 Häuser waren theils niedergerissen, theils abgebrannt, theils standen sie wüst. [62]) Noch führen wir einen Auszug aus der Chronik von Reichenbach (im Fürstenthum Schweidnitz) an, welcher für die Leiden des ganzen Landes charakteristisch ist. Diese Stadt wurde 1632 von den Sächsischen geplündert. 1633 plünderte der kaiserliche General Schafgotsch die Stadt drei Tage. Im selben Jahre wurde sie von dem sächsischen General Franz Albrecht, Herzog zu Lauenburg, hart gedrückt. 1634 hausten die Kroaten hier greulich. 1642 plünderte Torstenson hier drei Tage lang. 1643 wurden von den kaiserlichen Truppen 150 Häuser niedergerissen, um die Balken zur Feuerung zu verwenden.

Die durch den Krieg entstandene Entvölkerung, zu deren Vergrößerung noch die religiöse Unduldsamkeit des Landes kam, vernichtete hier, wie die andern Gewerbe, so insbesondere den Bergbau. So verloren die böhmischen Bergwerke, welche schon 1618 „wegen Mangelung Geldes", wie es (Art. 28) in der Prager Conföderation heißt, „gewissen Personen auf gewisse Zeit und Jahr gegen einen gewissen Zins, dem Lande zum Besten waren verlassen

worden", besonders durch die Rekatholisirung eine große Menge von Bergleuten, welche sich nach der Lausitz und nach Sachsen wandten, nicht zum Schaden des dortigen Bergbaues. Denn obschon uns Zeiller berichtet, daß die Seigerhütte zu Eisfeld nach dem Kriege ruinirt worden sei, so sehen wir doch Sachsen schon im 17. Jahrhundert besonders durch seinen blühenden Bergbau wieder in umfassender materieller Besserung begriffen.

In Schlesien verfiel um die Mitte des 17. Jahrhunderts das Silberbergwerk zu Altstadt im Fürstenthum Neisse. Wenig Ersatz mochten die 1656 unter dem Rommelsberge aufgefundenen Diamanten geboten haben. — Das Bergwerk bei Gottersberg (im Fürstenthum Schweidnitz) blieb infolge des Dreißigjährigen Kriegs über hundert Jahre unbenutzt stehen. Auch der schwunghafte reichsteiner Bergbau „ruhte unter diesen und dergleichen Troubeln, bis die Friedenssonne wieder hervorschimmerte".

Gleich schwer trugen auch die übrigen Gewerke den großen Verlust an Arbeitern. In Böhmen waren es außer Bergwerksarbeitern besonders Tuchmacher, Leinweber, Blecharbeiter und Arbeiter in Blaufarbwerken; in Steiermark Eisenarbeiter; auch aus dem Lande ob der Enns gingen viele nach Baiern, wo ihnen günstige Bedingungen der Ansiedelung und auf sechs Jahre Steuerfreiheit zugesagt wurde [63]), während in Oesterreich der Steuerdruck schwer auf der Bevölkerung lastete, was die ungeheuern Contributionen zum Theil erklärlich machen. So bezahlte Schlesien 1620 dem Könige von Böhmen 40000 Thlr. nebst einem Präsent von 60000 Thlrn. und einer Anweisung auf Steuerrestanten im Betrage von 20000 Thlrn. 1621 verwilligten die Fürsten und Stände dem Kaiser zur Bezahlung der Kriegskosten drei Tonnen Goldes. 1628 verwilligten sie dem Kaiser 600000 Fl. und dem Könige von

Ungarn 50000 Thlr. zu einem Hochzeitspräsent. Zugleich wurde hier zur Bezahlung einer Schuld an den Burggrafen von Dhona im Betrage von 188636 Thlrn. eine Biersteuer von 6 böhmischen Groschen (jeder zu 14 Hellern) auf das Faß Bier gelegt. 1631 mußten Contributionen gegeben werden: von 1 Scheffel Mehl 32 schlesische Heller, von einer Kuh wöchentlich 3 gute Kreuzer, von 25 Schafen ebenso und vom Pfund Fleisch 2 Heller. Um diese Zeit betrugen die Contributionen jährlich 5—12 Tonnen Goldes u. s. w.

Diese Reihe von Kriegssteuern läßt einen Blick thun in die großen Vermögensverluste des Landes.

Selbst aus Wien, welche Stadt doch keines Feindes Fuß betreten, vernehmen wir vielfach Klagen über Unsicherheit, Bedrückungen und Beraubungen, welche die stehenden Truppen verübten. [64]) Diese verursachten auch einen Kostenaufwand, dem das Land nicht gewachsen war. Daher stiegen die Schulden der Stände im Jahre 1625 bereits auf 6,078769 Fl., wegen der Soldateska.

Bei solchen Verlusten wird die langsame Besserung der Gewerbs- und Handelszustände erklärlich, trotz des regen Strebens, dieselben zu fördern.

b) Entwickelung von Zuständen, welche der Wiederbelebung von Gewerbe und Handel entgegentraten.

Die Kraft und Leistungsfähigkeit eines Volks mußte unter der Wucht dieser unheilvollen Zustände gebrochen werden. Die ungeheuern Verluste an Bevölkerung und Vermögen waren allein schon hinreichend, Industrie und Handel in Deutschland für lange Zeit lahm zu legen und dem Fremden die Macht über den wehrlosen Körper einzuräumen. Aber der Krieg war der Vater noch vieler anderer unseligen Zustände, welche, wenn sie auch das mo-

mentane Unglück nicht mehr vergrößern konnten, doch doppelt fühlbar in einer Zeit wurden, in welcher der deutsche Fleiß die ersten Schritte machte, um die vielen Wunden seines Gewerbes und Handels zu heilen.

1) Die Reichsverfassung.

Vor allem ist hier ins Auge zu fassen, daß der Dreißigjährige Krieg der deutschen Reichsverfassung jeden noch übrigen lebensfähigen Keim erstickte; die einzelnen deutschen Reichsfürsten, welche durch wiederholt feindliches Auftreten gegen das Oberhaupt des Reichs die Achtung vor des Kaisers Majestät vollständig abgelegt hatten, waren in den Wirren des langwierigen Kriegs zu einer unabhängigen Stellung gekommen, welche mit den Grundsätzen der Reichsverfassung durchaus nicht in Einklang zu bringen war.

Aber die treue Liebe des Volks für die alte Reichsform und das Bedürfniß irgendwelcher politischen Einigung fristete auch nach dem Kriege ein Dasein „diesem lockern Verein einer Zahl von mehr als 300 großen und kleinen, theils weltlichen, theils geistlichen, theils monarchischen, theils republikanischen, theils aristokratischen, theils demokratischen Staaten, deren jeder die volle Landeshoheit besaß und wenn er sich stark genug fühlte, auf eigene Hand in auswärtige Händel sich einlassen, Bündnisse schließen und Krieg führen durfte". (K. A. Menzel.)

2) Mangel einer einheitlichen Handelspolitik.

Daß bei einer solchen Vielheit von Interessen, welche ein äußerst loses Band nur äußerlich unter einem gemeinsamen Namen begriff, von einer einheitlichen Handelspolitik nach dem Kriege keine Rede sein kann, ist wol begreiflich; ebenso begreiflich aber, daß gerade der Mangel an Einheit bei den Handelsbestrebungen, welcher eine un=

aufhörliche Reihe von gegenseitigen Hindernissen und Widersprüchen hervorrief, jede kaum versuchte Thätigkeit lahm legen mußte; waren ja doch die einzelnen Territorien durch den Krieg allzu geschwächt, als daß sie eine nachhaltige selbständige Handelsthätigkeit hätten entwickeln können. Jeder Fürst trieb Handel wie er konnte und wollte; jeder sorgte nur für den Vertrieb seiner Landesproducte, und so ergab sich denn allenthalben ein mehr oder minder entwickelter Mercantilismus, um ja auch hier dem Prototyp alles Genies, dem Franzosen zu gleichen. So standen die deutschen Territorien durch die einseitige Pflege ihrer Kirchthurmsinteressen wie in beständiger Belagerung einander gegenüber, und der Nutzen oder vielmehr der Schaden war, daß jeder Versuch einer erneuten Handelsthätigkeit schon im Keime erstickt wurde.

3) Das Eindringen des Franzosenthums — Entwickelung des fürstlichen Absolutismus.

Eine weitere Folge des Dreißigjährigen Kriegs, welche auf das bürgerliche Gesammtleben einen entschieden nachtheiligen Einfluß ausübte, ist das Hinneigen der deutschen Fürsten zu den von Ludwig XIV. ausgebildeten Staatsgrundsätzen. Die dadurch entwickelte egoistische Anschauung des Staats (l'état c'est moi) mit ihren Consequenzen einer absoluten Herrschergewalt, welcher das Recht zustehe, über das Volk und seinen Wohlstand nach Willkür zu verfügen, wurde für die Entwickelung des materiellen Volkswohls eine Quelle mannichfaltiger Hindernisse, zumal da die deutschen Fürsten in dem Streben nach Aehnlichkeit mit den Zuständen des versailler Ideals bis zur Verachtung des nationalen Gewerbes gingen. Daher bürgerten sich seit dem Dreißigjährigen Kriege die Erzeugnisse der französischen Industrie immer mehr in Deutschland ein, und was durch die

Unterstützung der Fürsten in den deutschen Gewerben geleistet wurde, war hauptsächlich die Verfertigung von Luxus- und Modewaaren, oft mit arger Vernachlässigung der eigentlich nationalen Gewerbe.

Die infolge dieser Nachahmungssucht bei den meisten deutschen Höfen eintretende ungeheuere Verschwendung in Verbindung mit den gesteigerten Anforderungen, welche die rasche Vermehrung der stehenden Heere an die Staatskassen stellte, machten die Eröffnung neuer Quellen des Staatseinkommens zum dringendsten Bedürfniß, zumal da das arme durch die bittern Kriegsjahre ausgesogene Volk ohnedies mit Steuern oft überladen war. Daher trat nun die Finanzkunst als das hauptsächlichste Moment der gesammten Staatskunst auf und suchte auf zweierlei Wegen eine Vermehrung der Staatseinkünfte zu erzielen, von denen allerdings keiner ihr zu sonderlichem Ruhme gereicht.

Der eine zahlreich genug betretene Weg war, die Politik des Staats zur Dienerin desjenigen Machthabers zu machen, welcher bereit war, diese ihm erzeigte Ergebenheit entsprechend zu belohnen. Es ist nicht unsere Sache, hier Beispiele aufzuzählen, welche darthun sollen, inwieweit dieses höchst verwerfliche Mittel von deutschen Fürsten zur Befriedigung ihrer verschwenderischen Genüsse in Anwendung gebracht wurde, es genügt uns die Thatsache, daß diese Art der Vermehrung des Staats- oder besser des fürstlichen Privatschatzes in Deutschland weder unwillkommen noch ungewöhnlich wurde.

Der zweite von uns näher zu betrachtende Weg ging dahin, die Vortheile eines regen Handelsverkehrs mit dem Auslande der Staatskasse zuzuwenden. War das nun allerdings im Princip nicht verwerflich, so waren doch die Mittel und Wege, welche man dazu wählte, verfehlt und

wirkten nachgerade sehr nachtheilig auf den Wohlstand des Volks und auf die Entwickelung eines gesunden Verkehrslebens. Die Fürsten, welche sich nun berufen fühlten, den Handel auch als Regierungssache zu betrachten, machten auf die Handelsthätigkeit ihre Autonomie geltend und setzten so jeder freien Thätigkeit und Vereinigung der Privatkräfte, jeder naturgemäßen Selbstentwickelung ihrer Unterthanen ein unübersteigbares Hinderniß. Dabei richtete sich die Handelspolitik stets mehr nach außen und verkümmerte so die Pflege des Innenhandels, der ohnehin bei dem bestehenden Straßen- und Stapelzwange der Hindernisse genug zu bekämpfen hatte. Man zwang die Unterthanen, sich an den Lieblingsprojecten der Fürsten zu betheiligen, und nicht selten wurde das handelspolitische Ideal eines fürstlichen Rathgebers die Norm, nach welcher die ganze Handelsthätigkeit eines Volks sich richten mußte.

Dazu kam, zur Vervollständigung des Uebels, eine sehr freigebige Verleihung des Stapel- und Zollrechts im Lande selbst, während ein wohlorganisirtes Zollsystem an der Grenze des Landes, ohne es zu wollen, einen regen gegenseitigen Verkehr unmöglich machte und so der ganzen Handelspolitik die Krone aufsetzte.

Ob dieser Zustand in Deutschland auch Ausnahmen erlitten habe, ist eine Frage, welche wir mit Freuden bejahen; aber die Handelspolitik der großen Mehrzahl deutscher Staaten und Staatchen richtete sich nach den soeben entwickelten Gesichtspunkten.

4) Münzverschlechterung.

Das schändlichste Mittel aber, welches die Finanzkunst jener Zeit zur Deckung der Staatsbedürfnisse durchführte, war die in den ersten Jahren des Dreißigjährigen Kriegs bereits eintretende Münzverschlechterung; bestimmt, die durch

den Krieg erlittenen Geldverluste des Staats zu ersetzen, führte das schändliche Treiben in wenigen Jahren einen Zustand herbei, welcher ein volkswirthschaftliches Leben und Treiben schlechterdings unmöglich machte.

Das „Kippen und Wippen", wie man es nannte, vom Kaiser selbst und vielen hundert rechtmäßigen und Hecke-münzen ausgeübt, nahm von 1618—23 einen solchen Umfang an, daß die heillosesten Verwirrungen und eine Stockung aller Geschäfte entstanden, welche selbst die gewinnsüchtigsten Fürsten zur Besinnung bringen mußte.

Allgemein war die Entrüstung über das schandbare Treiben. Man eiferte mit Wort und Schrift, von Kanzel und Katheder gegen das Unwesen; satirische Lieder aller Art entflossen unpoetischen Federn und verdammten die Kipper und Wipper.

> Alle Dieb die hievoran
> In hundert Jahren gehangen,
> So viel doch nicht gestohlen han
> Als unsre Kipper begangen,
> Auch wohl durchs ganze Deutschland zwar
> Mit Dieberei recht offenbar
> Und werden doch nicht gehangen. [65])

Die Unordnung, welche durch die nothwendigen Preisregulirungen und Münzvalvationen hervorgerufen wurde, charakterisirt H. M. Moscherosch also [66]): „Mit täglicher Steigerung der Münzen ist kein Ende zu finden; ein Jeder höhet und niedrigt dieselben nach seinem Gefallen. Wer Geld ausgibt, der steigert es, wer einnimmt ringert es: heut' ist eine Münze gut, morgen ist sie verrufen, übermorgen ist sie besser als das erstemal gewesen und so fortan." Und so war es in der That. Folgende Aufzeichnungen eines Zeitgenossen über den Geldcurs in Baiern mögen die ganze Calamität anschaulich machen. Sie sind

dem handschriftlichen Tagebuche eines Zeitgenossen entnommen [67]):

„1620 im April hat der Thaler angefangen zu steigen auf 2 Fl. 8 Kr. Im September ist die Münz wieder taxirt worden. Der Dukat auf 3 Fl. 30 Kr., Goldgulden 2 Fl. 30 Kr., Philip (Philippsthaler) 2 Fl. 24 Kr., Silbergulden 2 Fl. 30 Kr., Reichsthaler 2 Fl. 15 Kr., Guldenthaler 2 Fl."

„1621. In diesen Tagen (April) ist die Münz wieder gestiegen und taxirt" (er schreibt immer dagzieret) „worden, als der Dukat um 4 Fl., Goldgulden 2 Fl. 50 Kr., Thaler 2 Fl. 40 Kr."

„Im Juli ist die Münz wieder taxirt worden, als der Dukat 5 Fl., Goldgulden 3 Fl. 40 Kr., Silberkronen 3 Fl. 40 Kr., Philippsthaler 3 Fl. 30 Kr., Reichsthaler 3 Fl. 15 Kr., Silbergulden 2 Fl. 52 Kr."

„1622 den 25. Juni ist die Münz also taxirt worden: den Dukat auf 15 Fl., Silberkrone 11 Fl., Philippsthaler 10 Fl. 30 Kr., Reichsthaler 10 Fl., Guldenthaler 9 Fl., Goldgulden 11 Fl.".

Von da an macht sich in Baiern bereits ein Fallen des Curswerthes geltend, 1623 im April wurde der Thaler bis auf 1 Fl. 30 Kr., der Dukaten auf 2 Fl. 30 Kr. herabgesetzt.

Sutner [68]) zählt von 1620—23 fünf landesfürstliche Münzverrufe in Baiern auf. In Nürnberg galt der Guldengroschen (eine zuerst in Bozen geprägte Silbermünze, welche dem Goldgulden gleichstehen sollte), noch im Jahre 1632 8 Fl. 30 Kr., ein Goldgulden 11 Fl., ein Thaler bis 10 Fl., ein Dukaten sogar 16—20 Fl. der dort gewöhnlichen Scheidemünze.

Die großartige Verschlechterung der Scheidemünze mögen zwei Angaben beleuchten. In Kursachsen wurde dem Münzpachter zu Hain am 12. Mai 1621 gestattet, die

feine Mark in Groschen und Schreckenbergern zu $62^1/_2$ Fl. auszubringen, wofür er dem Kurfürsten wöchentlich 300 Fl. Schlagschatz entrichten sollte. [69])

In Brandenburg war es 1623 mit der Verschlechterung der Münzen so weit gekommen, daß $8^5/_{18}$ Thlr. in Groschenstücken nur so viel Silber enthielten als ein Thalerstück, obgleich die Bestimmung, daß auf 1 Thlr. 24 Gr. gehen sollten, immer noch officiell, d. h. nominell galt. [70]) Die Folge hiervon war, daß keine Münze mehr Groschen und Pfennige prägen wollte, wegen des schlechten Curses, in welchem sie standen. So sah sich z. B. der Rath von Leipzig benöthigt, viereckige blecherne Pfennige, worauf das Rathswappen war, machen zu lassen. „Beim Rastrum haben die Brauherrn anstatt der Pfenninge und Dreier hölzerne und blecherne, bleierne und lederne Zeichen ausgegeben und wieder eingelöst, bis endlich von den benachbarten Ständen ganz kupferne Pfenning und Dreier gemacht worden, welche aber bei Absatz der Münzen nachmals gar nichts mehr galten und nur noch nach altem Kupfer im Gewicht verkauft, ja von manchen aus Zorn gar weggeworfen und ins Wasser geschüttet worden.“ [71])

Bei einer so planmäßigen Verschlechterung des Geldes, dieses allgemeinsten und nothwendigsten Verkehrsmittels, mußte der bedeutendste Factor im Verkehrsleben zu Grunde gerichtet werden: Treu und Glauben in Handel und Wandel. Denn wenn die Münze nicht mehr durch ihr Gepräge die Garantie ihrer Echtheit und Solidität bot, so mußte ein gegenseitiges Mistrauen überhandnehmen, welches sowol dem Verkehrsleben im Innern eines jeden Staats, als auch den Beziehungen zum Auslande nur zum größten Nachtheil gereichen konnte.

5) Verschlechterung des Volksgeistes.

Aber nicht nur auf die Lenker des Staats und ihr Regierungssystem übte der Dreißigjährige Krieg einen verderblichen Einfluß aus: er verdarb auch den Volksgeist. Jene Rührigkeit und Tüchtigkeit, jener frische Unternehmungsgeist, welche den deutschen Gewerbs- und Handelsmann früher auszeichneten, ging verloren; an ihre Stelle traten Trägheit und Liederlichkeit, Unwissenheit, Mangel an strebsamem Geiste, kurz eine Passivität ähnlich derjenigen, welche wir bereits bei der Landbevölkerung nach dem Kriege zu beobachten Gelegenheit hatten.

Die Unsicherheit des Tages im Dreißigjährigen Kriege trieb zur Genußsucht. Die rasche Folge von Erwerb und Verlust, Fülle und Mangel hatten im deutschen Bürger einen Schwindelgeist rege gemacht, der lange nach dem Kriege noch fortwährte. Die Auflösung gesellschaftlicher Ordnung, besonders im Gewerbsleben, das ungebundene Leben und Treiben machte den Arbeiter zum Faulenzer, wenn nicht gar zum Freibeuter. Insbesondere ist es das Gesellenwesen, welches der Dreißigjährige Krieg wesentlich verschlechterte. In Ungebundenheit und Roheit aufgezogen, wollten sich die Gesellen nun nicht einer fleißigen Lebensweise und der Zucht eines strengen Meisters bequemen; diese aber waren ohnedies seit der völligen Unterordnung unter die territoriale Gesetzgebung (welche sich eben im Dreißigjährigen Kriege vollzog) um den halben Einfluß auf den Gesellenstand gekommen. Klagen über schlechte und langsame Arbeit der Gesellen, besonders wo sie fern von der Aufsicht des Meisters vorgenommen werden mußte, sind in jener Zeit allgemein; doch fehlen Klagen der Art auch bereits vor dem Kriege nicht.

Die breslauer Bauordnung [72]) bestimmte, daß den

fleißigen Gesellen im Sommer täglich 6 Gr., im Winter 5 Gr. Lohn, den faulen aber, „denen so des Bieres warten“, im Sommer 5, im Winter 4 Gr. gegeben werden.

Dabei arteten die Zusammenkünfte der Gesellen besonders in den Herbergslagern in ein wüstes Treiben aus. Die würtembergische Bauordnung von 1655 verbietet (Thl. 2, Abschn. 3) unter anderm, daß fürhin keine heimliche noch öffentliche Versammlung der Gesellen oder Gericht von ihnen gehalten, auch keine Strafen weder von Meistern noch Gesellen, um welcherlei Sache es wäre, vorgenommen werden sollen. Das Reichsgutachten vom 8. Jan. 1681 und das kaiserliche Commissionsdrecret vom 6. Juni 1685 verbietet die Mühlstühlen oder Schnurrmühlen, welche bei gewissen Ceremonien der Gesellschaft in Anwendung kamen. Vorzüglich wendeten die landesherrlichen Verordnungen ihre Strenge gegen die Blauen Montage, wie z. B. die würtembergische Bauordnung von 1655, wo sie „gute Montage“ heißen und wo unter anderm zugleich die tägliche Arbeitszeit normirt ist.

Aber auch der angesessene Bürger wurde ein Schwindler und befaßte sich lieber mit Schmausereien und Trinkgelagen als mit der Sorge um sein Gewerbe. Gerade jene Zeit ist am ergiebigsten an Specialverordnungen über die Feier von Kirchtagen, Hochzeiten, Kindtaufen und andern Familienfestlichkeiten, und doch konnten sie, so wenig wie die Kleiderordnungen mit ihrer exemplarischen Execution dem einmal eingerissenen Luxus steuern. Wir finden zwar auch solche Verordnungen gegen den zunehmenden Luxus bereits vor dem Kriege; aber welch ein Unterschied war zwischen dem Luxus des deutschen Bürgers vor und nach dem Kriege! Vor demselben potenzirter Lebensgenuß auf der Grundlage eines wohlerworbenen soliden Vermögens,

6*

nach demselben künstliche Erhebung eines an sich ärmlichen und freudelosen Lebens, aber mit Hintansetzung jeglicher Vermögensbilanz und die Verkommenheit der Zeit charakterisirend in der Wahl der Mittel.

Dieser Schwindelgeist führte aber noch einen andern Umstand herbei, welcher dem deutschen Gewerbe in der Folge zum größten Nachtheil gereichen mußte. Wir machen die traurige Bemerkung, daß in der deutschen Industrieproduction nicht selten Unredlichkeiten mit unterlaufen, welche ganz dazu angethan waren, den Credit der deutschen Fabrikation zu untergraben. So begegnen wir in Frankfurt a. M. nach dem Kriege mehrfachen Verboten gegen die „auf den Schein mit heißen Platten gepreßten wollenen Tücher". [73]) In Schweden erschien im Jahre 1663 ein Verbot gegen die Einführung der aus Deutschland kommenden ausgereckten Tücher und verfälschten Seide. Die dunkel gefärbte Seide erhielt nämlich dadurch ein falsches Gewicht, daß die Farbe ebenso viel als die Seide wog. Dieser Betrug scheint den pommerschen Gewerbtreibenden zur Last gelegt werden zu müssen. [74])

Wieder war es die Unredlichkeit, mit der man später bei der Leinwandfabrikation durch Beimischung von Baumwolle verfuhr, welche eine große Schuld am Verfall dieses Gewerbes in Deutschland im 18. und 19. Jahrhundert trug.

So ging denn durch den Krieg mit der Thätigkeit auch die Tüchtigkeit des deutschen Arbeiters verloren, und seine Leistungen tragen nach dem Ausspruch von Zeitgenossen eine lange Zeit hindurch den Charakter des Unfertigen und Unvollendeten an sich.

6) Mangel an Bildung und Intelligenz.

Noch ist hier ein Umstand zu erwähnen, welcher einer Wiedererhebung des deutschen Gewerbes und Handels von

der niedrigen Stufe, auf welche der Krieg sie gebracht, ein großes Hinderniß bot: die Störung und theilweise gänzliche Vernichtung des Unterrichtswesens durch den Krieg.

Das deutsche Volksschulwesen, in seiner jetzigen Gestalt aus den durch die Reformation gelegten Keimen entwickelt, war nach dem Kriege in Deutschland wieder völlig verschwunden; und nur bedeutende Anstrengungen konnten in vielen Jahren erst wieder die dringendsten Bedürfnisse nach Schulen befriedigen. Das akademische Leben aber, wo es aus Mangel an Studirenden, Lehrern oder Vermögen nicht völlig aufhörte, wurde durch das wüste Kriegsleben die Schule der Roheit und Bornirtheit. So war die im Kriege herangewachsene Generation jeder gründlichen Bildung bar, verwildert und verdummt, keines höhern Aufschwungs fähig.

Daher jene grenzenlose Bornirtheit der Zeit in Behandlung der nationalökonomischen Fragen, besonders über Entfesselung oder Versperrung des internationalen sowie des Binnenverkehrs, über die Gewerbsverfassung und ähnliches; welche Fragen von der großen Mehrzahl des deutschen Volks in einer Weise beantwortet wurden, welche das gröbste Unverständniß der volkswirthschaftlichen Grundlehren in eclatanter Weise an den Tag legte.

Von den Fesseln, welche der Handel jener Zeit zu tragen hatte, ist bereits oben gesprochen; sie wurden ihm von oben aus angelegt und fallen deshalb dem Volke nicht zur Schuld, wennschon diese Maßregeln der Zustimmung des Volks in den meisten Fällen im voraus sicher sein konnten.

Aber der Zwang, der sich mit Riesenlast an die Entwickelung des Gewerbes hing, fällt dem Volke zur Schuld und ist eine Folge der zerstörenden Wirkungen des Kriegs für die deutsche Geistesbildung.

Die Zünfte hatten im Laufe der Jahrhunderte ihre Bestimmung verloren. Anstatt dem Handwerk Kraft und Nachhaltigkeit zu verleihen, was ihre ursprüngliche Aufgabe gewesen war, dienten sie jetzt dazu, mit ihren chicanösen Institutionen die Production zu schwächen und zu hemmen. Ihre Autonomie war bei der wachsendeu landesherrlichen Gewalt an diese übergegangen; desto fester klammerten sie sich an die spärlichen Ueberreste derselben. „Der Handwerker that immer wichtiger mit den Zunftgeheimnissen, je mehr Zunft und Handwerk verfiel" (Riehl). „Nun erst wurde die ausschließliche Arbeitsbefugniß, die privilegirte Abschließung der einzelnen Zünfte gegeneinander und der Privilegienzwang in der eigenen Mitte zum Inhalt des Zunftbegriffes." Die sogenannten gesperrten Handwerke, deren Bestand nur aus den Bürgersöhnen ergänzt werden durfte, grassirten gerade in dieser Periode am stärksten. Dabei erfuhren wieder die Söhne von Meistern desselben Gewerbes beim Meisterwerden die verschiedensten Begünstigungen, wogegen z. B. die würtembergische Bierbrauerordnung von 1618 ankämpft.

Das Meisterwerden wurde mit allen erdenklichen Schwierigkeiten umgeben. Dahin gehörten die oft unsinnigen Meisterstücke, gegen welche die Landesherren häufig eiferten, wie nicht minder die vielen persönlichen Eigenschaften, welche der angehende Meister besitzen mußte. So ward es eine gewöhnliche Bedingung, daß der Aspirant verheirathet sei. „Denn das Handwerk in ledigem Stand zu treiben ist noch keinem vergünstigt worden, indem es nit Herkommens und fast einer Stümperei gleichscheinend wäre", sagen die Rathsprotokolle der Stadt Aalen vom Jahre 1671. [75])

Gleicherweise heißt es in einem Reichstagsabschiede, „daß man etlicher Orten keinen zur Meisterschaft kommen lassen will, er thue denn und zwar ins Handwerk hei=

rathen". Bei den einzelnen Handwerken war die Zahl der Meister wie die der Gesellen und Lehrjungen bestimmt, und blieb ohne Berücksichtigung der wachsenden Bevölkerung gleich. War die Meisterzahl bei einem Handwerke auch nicht fixirt, so war sie doch jedenfalls normirt, wie z. B. in Berlin, wo sich jährlich nur acht neue Meister setzen durften. Keinem Meister war es gestattet, mehr Gesellen zu halten [76]) als sein Mitmeister; die kieler Schneiderordnung von 1634 setzte die Zahl der Gesellen auf drei fest, während ein Meister nur einen Jungen auf einmal halten sollte. Häufig mußte ein Meister, nachdem ein Junge bei ihm ausgelernt hatte, mehrere Jahre warten, bis er einen neuen annehmen durfte.

Wie das engherzige Spießbürgerthum hier in dem kleinlichen Festhalten des Bestehenden, ja in der Potenzirung der ohnehin unhaltbaren Zustände die Mittel suchte, der durch den Krieg zerrütteten Gewerbs- und Handelsthätigkeit aufzuhelfen, so machte es in gleicher Weise eine principielle Opposition gegen jede neue Idee, welche gegen das liebgewordene Zunftsystem verstieß, wären die Vortheile derselben auch noch so augenscheinlich zu Tage getreten. Insbesondere ist hier der Verketzerungen zu gedenken, welche die gerade in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts allgemeiner werdenden Maschinen von allen Seiten zu erfahren hatten. So untersagte der Rath von Danzig die Benutzung der mit dem 17. Jahrhundert aufgekommenen Bandmühlen, und ließ den Erfinder insgeheim ersäufen. Der Rath von Hamburg aber ließ sie von Henkershand verbrennen. [77]) Eine gleiche Aeußerung der Ignoranz sind die vielen von mehrern Seiten ausgegangenen Verbote der Benutzung des Indigo in der Färberei. Dieser „Teufelsfarbe" traten Regierungen und Volk gleich heftig entgegen und unterschoben ihr Eigenschaften (ätzend, fressend u. s. w.)

der verderblichsten Art, ohne irgendwelche Begründung. Allerdings finden sich Vorfälle ähnlicher Art auch bei Völkern, welche in jener Zeit volkswirthschaftlich besser entwickelt waren als das durch den Krieg verwilderte Deutschland (Frankreich, England, selbst in Holland die Windsägemühlen verboten), aber sie sind weder so zahlreich noch so intensiv wirkend als eben in Deutschland; dort mehr der Ausdruck einer momentanen Kurzsichtigkeit in Beurtheilung der Wirkungen, hervorgerufen durch eine aus der Neuheit der Dinge zu erklärende Ueberraschung, hier aber das unwiderlegliche Zeugniß einer durchgreifenden Vornirtheit und Unwissenheit in den volkswirthschaftlichen Grundanschauungen.

Zwar gab es auch hier Männer, welche einer verständigen Auffassung der Zeit und ihrer Anforderungen das Wort redeten. In Oesterreich wirkten Becher und Hörnigk, in Sachsen Seckendorf für die Aufklärung des Volks. So sagt der letztere in seinem „Deutschen Fürstenstaat": „Die Obrigkeit soll nicht in Gedanken stehen, daß es eben im alten Wesen bleiben solle und nichts verbessert werden könnte. Denn wo die Vorfahren gleiche Meinung gehabt hätten, würden in manchen Landen vielleicht mehr Wildniß und geringe Nahrung als so viel fruchtbare Aecker, Weinberge und Hanthierung zu finden sein."

Aber diese Stimmen verhallten wie die des Predigers in der Wüste, und der ausgestreute Same der Intelligenz fand in Deutschland keinen Boden, auf dem er Wurzel hätte schlagen und zur Frucht hätte heranreifen können.

c) Ueberlegenheit fremder Mächte im Weltverkehr, ja sogar Beherrschung der deutschen Industrie und Handelsgebiete durch jene.

Der Dreißigjährige Krieg hat die Kraft des großen Deutschen Reichs völlig gebrochen; der blühende Bauernstand war zum Bettlerstand geworden; die deutschen Städte lagen in Schutt und Trümmern. Bei der Ohnmacht des Reichs und der eigenen Schwäche waren sie jedes Schutzes vor fremder Anmaßung bar, und das deutsche Volk fiel bei seiner Unfähigkeit, seinen Bedürfnissen zu genügen, in die Hände der Fremden.

Bitter genug mußten die Deutschen jetzt dieselbe egoistische Ausnutzung ihres Nationalvermögens und Arbeitsfleißes, welche sie einst an andern ausgeübt hatten, selbst fühlen; doppelt bitter, da die Zeit der Bevormundung hier der Zeit höchster volkswirthschaftlicher Blüte folgte, während man sich dort des ausgeübten Drucks lange nicht bewußt wurde, weil er auf Völkern lastete, welche noch nicht diejenige Reife volkswirthschaftlicher Entwickelung erlangt hatten, welche nothwendig war, um ihnen das Recht freier und selbständiger Benutzung des Nationalreichthums zum vollen Bewußtsein zu bringen. Von nun an participirten Holländer, Engländer und Franzosen, ja selbst Dänen, Schweden und Russen in der umfassendsten Weise an dem deutschen Handelsgewinn, und nur ein ganz kleiner Theil blieb im Lande.

Den größten und bedeutendsten Einfluß auf den deutschen Handel übten in der Periode nach dem Dreißigjährigen Kriege Holland und England aus; ersteres besonders durch seine günstige geographische Lage sowie durch seinen überlegenen Handel mit Colonialwaaren, letzteres durch seine wachsende politische Macht nicht minder als durch

seinen steigenden Reichthum an Landeserzeugnissen infolge seiner günstigen volkswirthschaftlichen Entwickelung.

Holland. Der holländische Handel hatte sich seit dem Ende des 16. Jahrhunderts vornehmlich durch die ungeheuere und äußerst wirksame Thätigkeit der Ostindischen Compagnie zu einer Höhe gehoben, wie sich selbst der deutsche Handel in der Blüteperiode seines Wirkens einer gleichen kaum rühmen konnte. Der Mittelpunkt der Compagnie war das durch Antwerpens Fall in die Reihe der Welthandelsstädte eingetretene Amsterdam. Außer dieser Stadt hatte die Compagnie ihre Hauptsitze noch zu Middelburg, Delft, Rotterdam, Horn und Enkhuizen, von wo aus sie ihren weltbeherrschenden Handel, besonders nach Asien trieb. Der ganze Gewürzreichthum dieser Länder, das Gold, die Perlen und Edelsteine des Orients, ja selbst die Erzeugnisse der kaum bekannten Reiche China und Japan gingen fast ausschließlich durch ihre Hände. Sie vertrieb die Engländer von den Molukken, und die ihr zur Seite stehende Kriegsmacht war so bedeutend und gebieterisch, daß selbst das stolze Albion dieser Gewaltthat keinen Widerstand entgegensetzen konnte.

Die gleiche Thätigkeit und Ausdauer, mit welcher sie ihren Handel nach den Colonien der drei fernern Welttheile ausdehnten, wendeten die Holländer auch in Europa an; für kein Land aber wurde ihre Suprematie fühlbarer als für Westdeutschland. Der ganze Gewinn deutscher Arbeitskraft und Thätigkeit in jenen Ländern ging für das Vaterland verloren, denn die Holländer hatten hier leichtes Spiel, nachdem die Deutschen durch die Vernichtung Antwerpens festen Fuß an diesem Theile der Nordsee verloren hatten. Wir haben schon Gelegenheit gehabt, die günstige geographische Lage Hollands hervorzuheben, welche es ihm möglich machte, nicht nur die deutschen Küsten, sondern

besonders auch die bedeutendste Verkehrsader Deutschlands, den Rhein, durch den Besitz seiner Mündungen vollständig zu beherrschen. Dieser dem holländischen Handel so günstige Umstand wurde aber noch bedeutend erhöht durch die Bestimmung des Westfälischen Friedens, welche den Holländern das Recht zugestand, „die Schelde sammt allen Kanälen und Seemündungen zu schließen".

Nun war die gänzliche Niederlegung des deutschen Handels nach dieser Seite hin vollendet, und Holland konnte im westlichen Theile von Deutschland als unumschränkter Herr über den Handel gebieten.

Unter dem Druck dieser Verhältnisse hatten vorzüglich die durch ihre Gewerbe einst hervorragenden Städte des Niederrhein und Westfalens zu leiden; denn da ihnen der natürliche Weg zum Welthandel versperrt war, mußten sie ihre Erzeugnisse und somit auch den Gewinn des Eigenhandels an Holland überlassen. Doch damit begnügten sich die allgewaltigen Holländer nicht; ihr mächtiger Arm zog auch die ferner liegenden westlichen Länder von Deutschland in sein Bereich und machte auch sie zu Quellen weitern Reichthums für sich. [78])

So baute der Holländer seine Schiffe aus dem Holze, das er sich selbst aus den deutschen Gebirgen holte [79]), und Falke sagt mit Recht, daß die deutschen Wälder den fremden Handelsflotten die hauptsächlichsten Mittel zu ihrer Herrschaft und der eigenen Unterjochung lieferten. Auch die Ausfuhr der landwirthschaftlichen Erzeugnisse und die Ausbeute der Bergwerke, wie nicht minder der deutschen Manufactur- und Fabrikerzeugnisse besorgten die unermüdlichen Kaufleute von der Zuidersee und brachten dieselben Erzeugnisse, mit fremden Waaren vermischt, nicht selten als Einfuhrartikel an ihren Ausgangspunkten zum Verkaufe.

Daß bei einer so beherrschenden Handelsstellung die

holländische Industrie in ihrer glänzenden Entwickelung nicht zurückblieb, läßt sich denken. Sie empfing eben durch den ausgedehnten Handel zu ihrem natürlichen Reichthum die Mittel zu einem so bedeutenden Aufschwunge, indem jener ihr die Rohproducte und Halbfabrikate eines ausgedehnten Gebiets aus erster Hand lieferte und sie dadurch in den Stand setzte, ihre Producte, deren Menge das Bedürfniß des Landes weit überstieg, zu einem alle Concurrenz ausschließenden niedern Preise auf die europäischen Märkte zu bringen.

Welch große materielle Verluste aber die deutschen Gegenden litten, welche sich genöthigt sahen, diese holländischen Waaren zu kaufen, wird leicht erklärlich sein, wenn man bedenkt, daß den Deutschen durch die Ausfuhr ihrer Rohproducte und Halbfabrikate von fremden Händen nicht nur der ganze Gewinn der Verarbeitung entzogen und den holländischen Gewerbsleuten und Fabrikanten zugewendet wurde, sondern daß dieselben auch alle Spesen dabei bezahlen mußten, welche bei dem doppelten Durchgehen durch die Hand der holländischen Kaufleute zu dem Waarenpreise geschlagen wurden.

Diese vollständige Beherrschung so großer Gebiete in den Hauptzweigen der Volkswirthschaft dauerte während der ganzen zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts fort, und dürfte auf die Intensität, mit welcher die deutsche Manufactur und der deutsche Handel von den Holländern in seiner Wiederbelebung gehemmt wurde, ein Rückschluß aus dem Umstande erlaubt sein, daß es großentheils Deutsche waren, mit welchen die Holländer im Jahre 1701 und den folgenden in dem Spanischen Erbfolgekriege gegen Frankreich kämpften. [80])

England. Lange nicht so bedeutend, wenn auch nach-

theilig genug war der Einfluß, welchen England auf das deutsche Gewerbe und den deutschen Handel ausübte.

Die ersten Schritte zur Entwickelung seiner künftigen Handelsgröße machte England unter der Regierung seiner jungfräulichen Königin Elisabeth. Unter ihr gewann das Land eine Selbständigkeit seiner Gewerbs- und Handelszustände, welche ihre Vorgänger in der Regierung als unausführbar auch nicht einmal angestrebt hatten. Das einheimische Gewerbe, besonders das nationalste, die Wollmanufactur, befreite das Land von niederländischem, die zunehmende einheimische Handelsthätigkeit von hansischem Einflusse. Mit dieser Selbständigkeit entwickelte sich aber auch die Selbstthätigkeit nach außen. Besonders war es hier die Gesellschaft der Merchants adventurers, welche durch ihre rastlose Thätigkeit dem englischen Handel in Deutschland festen Boden gewann und dem englischen Gewerbe Geltung im Auslande verschaffte, frei von den Nachtheilen, welche dasselbe durch die von der Hansa geübte Ausfuhr des rohen Fabrikats (der Lacken) bisher erleiden mußte.

Dieser englische Eigenhandel drang immer tiefer in Deutschland ein, besonders durch die Ausfuhrverbote, welche Elisabeth gegen die Hansa erließ. Als mit dem Erlöschen der Hansa deutscher Ausfuhrhandel wie überhaupt deutscher Eigenhandel auf ein Minimum beschränkt wurde, steigerte sich natürlich in gleichem Grade die Ausdehnung des englischen Handels an den Küsten der Nord- und Ostsee, und als durch den Dreißigjährigen Krieg auch die deutsche Industrie völliger Leistungsunfähigkeit anheimfiel, besorgte England nebst der Einfuhr seiner Landesproducte und Colonialwaaren zugleich die Ausfuhr besonders deutscher Bodenerzeugnisse und holte sich auf diesem Wege den größten Theil der Summen wieder zurück, welche es durch seine

Betheiligung an den politischen Vorgängen in Deutschland an Subsidien geliefert hatte.

Dänemark. Dieses Land war durch den Besitz der Kehle der Ostsee, wie ein Politiker des 17. Jahrhunderts den Sund genannt hat, in den Stand gesetzt, einen überwiegenden Einfluß auf den ganzen Ostseehandel auszuüben, sobald es nur überhaupt politisch und mercantil zur Selbstständigkeit herangewachsen war. Diese Kräftigung des kleinen Reichs vollzog sich unter der klugen Regierung Friedrich's I. und seines Sohnes Christian's III. Ihre Handelspolitik, noch mehr aber die König Friedrich's II. richtete sich hauptsächlich auf die Befreiung von der drückenden hansischen Vormundschaft, wozu ihnen die zunehmende Schwäche der Hansa nicht minder behülflich war als die eigene günstige Lage und Entwickelung.

So konnte Christian IV. nicht nur jeden Einfluß der Hansa auf den nationalen Handel abschneiden, sondern selbst eine dominirende Stellung gegen dieselbe einnehmen. Er gerirte sich als Protector Hamburgs und hätte bei der glücklichen Entwickelung, welche das von ihm angelegte Glückstadt nahm, vielleicht über den ganzen deutschen Küstenhandel ein entscheidendes Uebergewicht bekommen, wenn er durch eine unkluge Politik nicht eine bedeutende Schwächung seiner Macht herbeigeführt hätte. Seinen Nachfolger Friedrich III. verfolgte ein gleiches Schicksal, und nur durch die Beherrschung des Sundes [81]) blieb für Dänemark ein Rest seines auf den Ostseehandel ausgeübten Einflusses; allerdings noch immer genug, um dem siechen deutschen Handel aufs empfindlichste fühlbar zu werden.

Schweden. Die Schweden fingen mit dem Wachsen ihrer politischen Macht an, den Handel deutscher Ostseestädte wesentlich zu beeinträchtigen; so verlegten sie z. B.

im Jahre 1628 der Stadt Danzig allen Handel auf der Ostsee und ließen die Fremden nur gegen Entrichtung eines Zolls vor der Stadt in dieselbe ein. [82])

Noch nachtheiliger aber waren für den deutschen Handel die Gebietserwerbungen, welche Schweden durch den Dreißigjährigen Krieg machte, indem dadurch ein bedeutendes Absatzgebiet dem nationalen Verkehr entzogen und zum Auslande wurde.

Der Westfälische Friede bestimmte für Schweden:

1) Vorpommern, die Insel Rügen, und von Hinterpommern die Städte Stettin, Garz, dann Gollnau, die Insel Wollin, den friesischen Haff mit seinen drei Mündungen, die beiderseitigen Ufer der Oder als Reichslehen auf ewige Zeit.

2) Stadt und Hafen Wismar mit dem Fort Walfisch, die Aemter Poel und Neuenkloster gleichfalls als ewige und unmittelbare Reichslehen.

3) Das Erzbisthum Bremen und das Bisthum Verden (deren Kapitel das Recht zu wählen oder zu postuliren oder in die Verwaltung der nunmehrigen Herzogthümer sich zu mischen, für immer verlor).

Die Schweden gewannen durch diesen Frieden nicht nur ein gutes Stück deutscher Erde, sondern auch einen beständigen Einfluß auf das Deutsche Reich durch ihre Berechtigung, auf dem Reichstage mit Sitz und Stimme für Bremen mit dem fünften Sitze im Fürstenrathe und für Verden und Pommern je nach der Reihenfolge der frühern Besitzer zu erscheinen.

Zu diesem großen politischen Uebergewicht stand der Einfluß des schwedischen Handels auf den deutschen allerdings in keinem Verhältniß. Ihr Handel war eben noch zu wenig entwickelt, als daß er für die deutschen Bedürfnisse in umfassender Weise hätte thätig werden können.

Zwar hatte sich der gesammte Werth von ausgeführten und eingehenden Waaren in Stockholm von 20 Tonnen Goldes (im Jahre 1658) auf 33¾ Tonnen im Jahre 1660 gehoben; aber der Handel wurde von Holland und England zu sehr beherrscht; ja selbst der inländische Handel wurde, obschon unter schwedischem Namen, für Rechnung holländischer Kaufleute geführt, und die größten Kapitalisten in Stockholm waren Deutsche und Franzosen. [83])

Rußland. Am wenigsten von den Nordmächten übte Rußland einen positiv nachtheiligen Einfluß auf den deutschen Handel aus. Rußland hatte seine im Norden Deutschlands gemachten Eroberungen 1621 an Schweden verloren, und somit war ein überwiegender Einfluß des erstern auf den Ostseehandel ausgeschlossen. Doch war Rußland durch die Aufbesserung seiner gewerblichen Zustände in dieser Periode zu einer ansehnlichen volkswirthschaftlichen Selbstständigkeit herangediehen, und streifte, was von deutschem Einflusse auf seinen Handel sich noch geltend zu machen versuchte, vollständig ab.

Der reiche Handelsgewinn, welchen die deutschen Kaufleute aus dem russischen Handel gezogen hatten, ging seit dieser Zeit in seinem größten Umfange auf die Holländer, Engländer und Dänen über, und die Deutschen mußten sich mit den spärlichen Resten begnügen, welche von der reichbesetzten Tafel jener Kaufleute für sie abfielen.

So erfüllte sich denn auch hier das Verhängniß, welches den einst so blühenden und allgewaltigen deutschen Handel einem unentfliehbaren Untergange bestimmt hatte.

Frankreich. Weit directer und bedeutender war der Einfluß, welchen Frankreich in dieser Periode auf den deutschen Handel ausübte. Unter Heinrich IV. hatte es sich durch Sully's volkswirthschaftliche Tüchtigkeit in seinen Grundlagen, dem Ackerbau, entschieden günstig entwickelt

und gekräftigt, war durch Richelieu's und Mazarin's kluge Politik zu hervorragender Machtstellung in Europa herangediehen, sodaß Colbert nun bei Durchführung seiner volkswirthschaftlichen Plane an diesen beiden Umständen Erleichterung und Unterstützung fand.

Sein Mercantilsystem war denn auch ganz dazu angethan, ein materiell geschwächtes Volk, wie die Deutschen nach dem Dreißigjährigen Kriege eins waren, nicht nur von jeder Concurrenz auszuschließen, sondern auch mit der eigenen gutentwickelten Gewerbs- und Handelsthätigkeit vollständig zu beherrschen.

Aeußerst treffend ist die Aeußerung Arnould's [84]): „La constitution politique des peuples de cette partie de l'Europe a fait valoir jusqu'à présent, autant qu'il est possible, l'industrie françoise. Dominés par une multitude des souverains, forment le corps germanique, ces peuples sont sur-chargés d'impôts ou de redevances pour alimenter le luxe dont se tourmentet à l'envi, tous ces princes ecclésiastiques ou séculiers." („Der politische Zustand der Völker dieses Theils von Europa hat bis auf den heutigen Tag soviel als möglich die französische Industrie gehoben. Beherrscht von einer Menge von Souveränen, welche den deutschen Staatskörper ausmachen, sind diese Völker überlastet mit Auflagen und Steuern, um den Luxus zu ernähren, in welchem sich alle ihre Fürsten, die geistlichen wie die weltlichen, um die Wette herumtreiben.")

Dazu kam noch, daß die verkommenen und verweichlichten deutschen Fürsten mit ihrem unsinnigen Prunke und abgeschmackten Franzosenthum die französischen Waaren in Deutschland unentbehrlich machten, ja durch das Gold der Subsidien an Frankreich geschmiedet, selbst die Möglichkeit

aus den Händen gaben, gegen französische Bevormundung und Uebergriffe wirksam aufzutreten.

Die Handelsbilanz fiel daher auch entschieden zu Gunsten Frankreichs aus. Am Ende der Regierung Ludwig's XIV. führte man aus Deutschland (mit Einschluß Polens) nach Frankreich für 8 Mill. Livres Waaren ein und zwar für 3,700000 Livres Manufacturen, Fabrik- und Gewerbserzeugnisse, für 3 Mill. Livres Rohstoffe, für 2,300000 Livres Victualien. Dagegen betrug die Ausfuhr aus Frankreich 14,100000 Livres und zwar 5,100000 Livres Manufacturen (trotz der schweren Verluste, welche das Land im Jahre 1685 durch die Auswanderungen erlitten hatte), für 2 Mill. Livres Rohstoffe und für 7 Mill. Livres Victualien. [85])

Was die Vortheile, welche Frankreich durch den Handel mit Deutschland zukamen, noch vermehrte, und die Bilanz noch viel mehr zu seinen Gunsten ausfallen machte, als die Zahlen angeben, sind neben dem Werthe auch die Waaren selbst. Frankreich setzte in Deutschland ungleich mehr fertige Producte, die Erzeugnisse seiner Industrie und Gewerbsthätigkeit ab, als es aus Deutschland empfing, wogegen seine Ausfuhr von Metallen und andern Rohstoffen viel geringer war als die Einfuhr von Deutschland, wodurch Frankreich die Vortheile genoß, welche die weitere Verarbeitung des Rohmaterials bot.

Ueberschauen wir nun zum Schlusse den Gesammtzustand der deutschen Gewerbs- und Handelsthätigkeit, wie er sich uns nach dem Dreißigjährigen Kriege darstellte, so können wir uns dabei eines peinlichen Eindrucks nicht erwehren und müssen zugestehen, daß die volkswirthschaftliche Entwickelung Deutschlands in den von uns betrachteten Zweigen (und in den andern sah es nicht besser aus) weit hinter den Anforderungen der Zeit und hinter dem Aufschwunge anderer Nationen zurückblieb. Die materiellen Verluste

hatten den naturgemäßen Gang dieser Entwickelung unterbrochen, die politischen, intellectuellen und socialen Schäden, welche aus dem Kriege für Deutschland hervorgingen, hemmten die erfolgreiche Wiederaufnahme derselben.

So wurde Deutschland nicht wie ein schwaches Kind, sondern wie ein an schwerer Krankheit Siechender von den auswärtigen Nationen mit seinen Bedürfnissen versehen und mußte in dieser bejammernswerthen Abhängigkeit bleiben, bis endlich nach einem Jahrhundert der Ohnmacht neues Leben seine Adern durchdrang und es fähig machte, die Fesseln abzuschütteln, welche ihm durch eigene Schuld waren angelegt worden.

Anmerkungen zur zweiten Abtheilung.

---

1) Von Hülfsmitteln wurden hierfür im allgemeinen benutzt: Allgemeine Geschichte des Handels u. s. w. (Breslau 1751—54), Bd. 2. Fischer, Geschichte des deutschen Handels, Bd. 4. Hoffmann, Geschichte des Handels. Scherer, Geschichte des Welthandels, Bd. 2. Falke, Geschichte des deutschen Handels, Bd. 2. Beer, Geschichte des Welthandels, Bd. 2. Barthold, Geschichte der Hansa, Bd. 3. Gülich's bereits genanntes Werk. Büsch, Versuch einer Geschichte der hamburger Handlung. Berlepsch, Chronik der Gewerbe. Barthold, Geschichte der deutschen Städte, Bd. 4.

2) Dieses Schreiben nebst der darauf gefolgten Resolution des Königs von Dänemark vom 29. März 1620 ist in einem Flugblatte des gleichen Jahres enthalten.

3) Daß Befürchtungen dieser Art schon gleich nach ergangener Aufforderung auftauchten, beweisen uns Stimmen gleichzeitiger Politiker. So schreibt der Autor eines Flugblattes aus dem Jahre 1629 mit dem Titel: „Willst du den Kaiser sehen?“ Folgendes: „Will K. M. Meister von Deutschland spielen, muß sie der Ost- und Westsee mächtig sein; dazu aber kann sie ohne Bemeisterung der Seestädte nicht kommen.“

4) Volger, Der Dreißigjährige Krieg im Fürstenthum Lüneburg.

5) Die Nachricht hierüber in einem Flugblatte des Jahres 1669: Europäische Weltchronik.

6) Schröder, Beschreibung der Stadt Wismar.

7) Sehr brauchbares Material lieferte Löschin, Geschichte Danzigs.

8) Kurze Wechselpraktik, S. 14.

9) Zeiller, Topographie von Sachsen, II, 176.

10) Wolter, Geschichte der Stadt Magdeburg, S. 346.

11) Barthold, Geschichte der Hansa, III, 512.

12) Die frühere Bevölkerung kehrte nie wieder. 1843 zählte man 46000 Einwohner. Huhn, Lexikon von Deutschland.

13) Biedermann, Geschichte des 18. Jahrhunderts, I, 270.

14) Die Notiz bei Hanser, a. a. O., S. 209. Lersner in seiner Chronik von Frankfurt berichtet von einer großen Hungersnoth im Jahre 1621 (II, 752). Damals soll das arme Volk, von unleidlichem Hunger geplagt, häufig bei den am Main gelegenen Schindgruben sich zusammenrottirt und das vom todten Aas abgeschundene Fleisch aufgezehrt haben. Khevenhiller, Annales Ferdinandei, XII, 2978; ausführlich schreibt darüber Keller, Nassau, S. 226.

15) Hanser, a. a. O.

16) Waldau, Beiträge zur Geschichte von Nürnberg, I, 361.

17) Friesenegger, Chronik von Erling, herausgegeben von Ferchel.

18) Gullmann, Geschichte der Stadt Augsburg.

19) Stetten, Kunst- und Gewerbegeschichte von Augsburg, S. 210.

20) Flugblatt des Jahres 1636: „Querel der Augsburger Bürgerschaft“.

21) Gullmann, a. a. O.

22) Stetten, a. a. O.

23) Gullmann, a. a. O.

24) Roth, Geschichte des nürnberger Handels, Bd. 2.

25) Memminger, Die würtembergischen Oberämter, Bd. 11.

26) Ebendas.

27) Unold, Geschichte der Stadt Memmingen, S. 248.

28) Biedermann, Deutschland im 18. Jahrhundert, I, 270.

29) Gülich, Geschichte des Handels u. s. w.

30) Reizenstein, Geschichte der Stadt Hameln, S. 81.

31) Häusser, Geschichte der rheinischen Pfalz, II, 584.

32) Huhn, a. a. O.

33) Nach Keller, Nassau, der Schenk's Beschreibung von Wiesbaden (1758) benutzt hat.

34) Wagner, Geschichte von Schmalkalden, S. 265.

35) Aus Nachrichten G. Landau's über die Geschichte der Glashütten in Hessen, in der Zeitschrift des Historischen Vereins zu Kassel, III, 280.

36) Nach G. Landau, Die Thongruben zu Großalmerode in derselben Zeitschrift, III, 353.

37) Schlichthörle, Gewerbsbefugnisse der Haupt- und Residenzstadt München, S. 67—74.

38) Sutner, München im Dreißigjährigen Kriege, S. 66 fg.

39) Falke, a. a. O., II, 282.

40) Sax, Versuch einer Geschichte des Hochstifts und der Stadt Eichstädt.

41) Reithofer, Geschichte der Stadt Wasserburg, S. 24.

42) Hanser, a. a. O., S. 185. Nach Hasche, Magazin für Sachsen.

43) Hanser, a. a. O., S. 198. Nach Bertram, Chronik der Stadt Belgern.

44) Schaubach, Meiningen im Dreißigjährigen Kriege, in den Beiträgen zur Geschichte des deutschen Alterthums, 4. Lief., S. 55 fg.

45) Zeiller, Topographie von Sachsen, I, 70.

46) Spittler, Hannöverische Geschichte, II, 39 fg.

47) Meiner's Geschichte der Stadt Göttingen, S. 73 fg.

48) Hanser, a. a. O. Nach Havemann, Geschichte der Lande Braunschweig und Lüneburg, Bd. 3.

49) Bocke, Chronik von Nordhausen, S. 41.

50) Hanser, a. a. O.

51) Repartition der versprochenen fünf Millionen. Gedruckt 1650.

52) Spittler, a. a. O.

53) Berlin und die Mark wurden mit Erzeugnissen der Industrie beinahe allein von den hamburger Kaufleuten versorgt, welche anmaßend sogar verlangten, daß man ihnen die Gertraudenbrücke in Berlin so baue, daß sie mit Segel und Mast durchfahren könnten, welcher Forderung (1657) der Kurfürst auch

zu entsprechen befahl. Orlich, Geschichte des preußischen Staats im 17. Jahrhundert, II, 421.

54) Hecht, Der Dreißigjährige Krieg und der Westfälische Friede.

55) Orlich, a. a. O.

56) Hanser, a. a. O.

57) Falke, a. a. O., II, 156.

58) Gesterding, Beiträge zur Geschichte Greifswalds, S. 259.

59) Spanischer Türk. 1619. Flugblatt.

60) Werner, Urkundliche Geschichte der Iglauer Tuchmacherzunft.

61) Die folgenden Angaben nach Lucae, Schlesische Chronik.

62) Wormbs, Geschichte des Herzogthums Sagan.

63) Archivalische Notiz.

64) Sengenschmitt, Zur Geschichte des Dreißigjährigen Kriegs, in den Oesterreichischen Blättern für Literatur und Kunst, IV, 253.

65) Aus: Ein neues Lied allen leicht Münzern und Kippern, 1621, bei Weller, Die Lieder des Dreißigjährigen Kriegs, S. 156. Ueber die Kipper- und Wipperliteratur verbreitet sich ausführlich Roscher, Die Nationalökonomie an der Grenzscheide des 16. und 17. Jahrhunderts.

66) Philander von Sittewald's Gesichte, S. 227.

67) Joh. Helgemeier's Aufzeichnungen von 1595—1633, Manuscript in 4., S. 26 fg.

68) München im Dreißigjährigen Kriege.

69) Müller, Die Kipper und Wipper des Dreißigjährigen Kriegs, in den Deutschen Monatsheften (1862).

70) Hasemann in Ersch und Gruber's Encyklopädie, Art. „Geld", Sect. I, Thl. 56.

71) Heidenreich, Leipziger Chronik, S. 337 (1636).

72) Bei Berlepsch, a. a. O., VIII, 170.

73) Lersner, Frankfurter Chronik, I, 432 (1706).

74) Baltische Studien, 19. Jahrg., Heft 2 (1863).

75) Bauer, Geschichte von Aalen, S. 111.

76) Hasemann in Ersch und Gruber's Encyklopädie, Art. „Geselle", Sect. I, Thl. 63.

77) Roscher, Ansichten der Nationalökonomie vom geschichtlichen Standpunkt, S. 248 fg.

78) Der Jahreswerth des Handels wurde auf mehr als 100 Mill. Fl. geschätzt. Scherer, a. a. O.

79) Nach Scherer, a. a. O., war der gewöhnliche Anschlag, was Holland an Schiffs- und Bauholz bezog, auf 6—7 Mill. Fl.

80) Sporschil, Geschichte der Deutschen, III, 618.

81) Wie bedeutend die Sundzölle jener Periode waren, ersehen wir aus einem Flugblatt des Jahres 1657: Zwei Gespräche zwischen einem Holländer und einem Dänen; darin heißt es: „Ihr Dänen nehmt Zoll von Waaren, die in eurem Land nit aufgehen und verzehrt werden. Ja ihr verhöhet, verdubbelt und beschwert die Zölle nach euerm Belieben. Ihr erdenket täglich neue Zölle. Als das Schloß zu Elsingo abbrannte, nahmt ihr zur Stunde Zoll, um ein neues Schloß wieder aufzubauen. Ist ein Ring zu machen, so nehmt ihr Ring-Zoll, ist ein Pfahl umzuschlagen, Pfahl-Zoll; ist eine Mauer zu ziehen, ist etwas am Hafen zu bessern, ist etwas an einem Wall oder Damm, hier oder dar zu machen, so ist stracks neuer, ja drei- und vierfacher Zoll.“

82) Die Nachricht aus einem Flugblatte des Jahres 1628.

83) Eisen, Theer und Holzwaaren bildeten die vornehmsten Ausfuhrartikel des Reichs. Carlson, Geschichte Schwedens; als Fortsetzung der Gejer'schen Geschichte von Schweden.

84) De la balance du commerce et de relations commerciales extérieures de la France, I, 195.

85) Die Angaben bei Arnould, a. a. O., I, 209 fg.

Elisabeth Charlotte,

Herzogin von Orleans.

Von

Ludwig Oelsner.



Das Weib ist nicht schwach. Es gibt starke Seelen
In dem Geschlecht —

Schiller.

Von den zahlreichen Kindern Friedrich's V. von der Pfalz, des unglücklichen Böhmenkönigs aus dem Anfange des Dreißigjährigen Kriegs, gelangten nur zwei zu gleicher Würde im Reiche, wie sie ihr Vater einst besessen: Karl Ludwig erhielt die Kurpfalz wieder und regierte daselbst bis zu seinem Tode 1680; seine jüngere Schwester Sophie aber (1630 — 1714) wurde die Gemahlin des Kurfürsten Ernst August von Hannover, die Mutter König Georg's I. von England und der ersten preußischen Königin Sophie Charlotte. Von den übrigen neun Geschwistern widmeten sich die Söhne, sechs an der Zahl, größtentheils dem Kriegsdienst; nur eine von den Töchtern trat in den Ehestand; die andere, Elisabeth, wurde Aebtissin des reformirten Stifts Herford, nachdem sie aus Abneigung gegen einen Religionswechsel die Hand des polnischen Königs ausgeschlagen hatte; die dritte, Luise, trat zum Katholicismus über und lebte in Frankreich als Aebtissin von Maubuisson.

Karl Ludwig, Kurfürst von der Pfalz, hatte von seiner ersten Gemahlin Charlotte, einer hessischen Prinzessin, zwei Kinder: einen Sohn, Karl, geb. 1651, gest. 1685, seinen Nachfolger in der Kurwürde, und eine Tochter, Elisabeth Charlotte, die nachmalige Herzogin von Orleans. Nach

Auflösung dieser Ehe, angeblich wegen Unverträglichkeit der Kurfürstin, erhob er das schöne Kammerfräulein derselben, Luise von Degenfeld, unter dem Titel einer „Raugräfin zu Pfalz“ zu seiner Gemahlin und wurde von ihr mit 14 Kindern beschenkt. Von diesen starben die Söhne sämmtlich kinderlos, von den Töchtern heirathete die älteste, Karoline, den in England lebenden Herzog Meinhard von Schönburg, während ihre jüngern zwei Schwestern, Luise und Amalie, unvermählt blieben und sich meist in Frankfurt a. M. aufhielten, wo sie ein ihrem Schwager gehöriges Haus, den sogenannten Schönburgischen Hof, bewohnten. Elisabeth Charlotte war den häuslichen Zerwürfnissen dadurch früh entzogen worden, daß der Vater sie seiner Schwester, der Kurfürstin von Hannover, anvertraut hatte; und hier, bei ihrer herzlieben Tante, brachte sie denn auch die schönsten Jahre ihrer Kindheit zu. Es war gewiß eine Folge dieser Abwesenheit vom Aelternhause, daß sie ihren Stiefgeschwistern während ihres ganzen spätern Lebens eine ungetrübte Zuneigung bewahrte. Jedenfalls aber legte der Aufenthalt zu Hannover den Grund zu jener kindlichen Anhänglichkeit, mit welcher Elisabeth Charlotte allezeit ihre Tante Sophie verehrte, aus dem Geräusch des französischen Hoflebens im Geiste zu ihr flüchtete, in allen Bekümmernissen und Bedrängnissen ihr beichtete, sich ihren Rath und ihre Meinung erbat.

Man hat im allgemeinen die innige Beziehung der beiden Frauen von jeher gekannt. Von dem reichen Briefwechsel der Herzogin, denn sie war eine ungewöhnlich eifrige Schreiberin, bildete die hannoverische Correspondenz, das wußte man wohl, den größten und wichtigsten Theil; aber man kannte sie nicht. Schon im vorigen Jahrhundert hatte man durch die Veröffentlichung der Briefe an die Prinzessin von Wales sowie derer an Frau von Harling,

die ehemalige Hofmeisterin der jungen Fürstentochter, das Interesse der Lesewelt mehr erregt als befriedigt; die auf ihnen beruhende Biographie Elisabeth Charlottens von Schütz (1820) ist unzureichend wie ihr Material, obwol immerhin recht interessant. Im Jahre 1843 gab Wolfgang Menzel im Auftrage des Stuttgarter Literarischen Vereins die Briefe der Prinzessin an ihre Halbschwester, die Raugräfin Luise, heraus: eine höchst werthvolle Publication; denn sie gestattet die tiefsten Einblicke sowol in das Leben der Herzogin als auch in ihre bedeutsame Umgebung. Aber diesen Werth erhält die Correspondenz doch eigentlich erst vom Jahre 1714 ab, wo die Kurfürstin Sophie, die vieljährige Vertraute der Briefstellerin, gestorben ist und ihre mittheilsame „Liselotte“ Luisen ihren Platz anweist. In dem mehr als vierzigjährigen Zeitraum von 1671, dem Jahre ihrer Verheirathung, bis 1714 schrieb Elisabeth Charlotte ihrer Halbschwester verhältnißmäßig wenige und kurze Briefe und bemerkte dabei meist, daß sie der Tante viele Bogen geschrieben. Daher sagt Menzel selbst in seiner Vorrede: „Die Briefe an die Kurfürstin übertreffen ohne Zweifel alle andern, welche die Prinzessin schrieb, auch die vorliegenden, an historischem Interesse.“ „Ich habe nicht ermitteln können“, fügt er hinzu, „ob sie vielleicht in Hannover oder England noch vorhanden sind. Wären sie es, so würde es ein großes Verdienst sein, sie öffentlich bekannt zu machen.“

Leopold Ranke hat sich dieses Verdienst erworben. In 22 Convoluten, von denen manches 1000 Blätter zählt, fand er die Originale im hannoverischen Archiv aufbewahrt, und der im Jahre 1861 erschienene fünfte Band seiner „Französischen Geschichte“ enthält einen getreuen Abdruck nicht aller, aber doch der nach seinem Dafürhalten merkwürdigsten und inhaltreichsten Briefe. Er selbst verdankt ihnen

für die Geschichte Ludwig's XIV. und seiner Zeit reiche Belehrung. Aber es ist wol der Mühe werth, dem Bilde der Fürstin, wie es aus diesen neu veröffentlichten Selbstbekenntnissen lebendiger als bisher hervortritt, eine gesonderte Betrachtung zu widmen. Wie Ludwig Häusser auf Grund der Menzel'schen Publication in seiner „Geschichte der rheinischen Pfalz" eine Charakteristik unserer Heldin entworfen hat [1]), so reizt es von neuem, das vielbewegte Leben der Herzogin, wie es zum ersten mal aus den von Ranke mitgetheilten, wahrhaft dramatisch belebten Briefen genauer bekannt geworden ist, in zusammenhängender Weise zur Darstellung zu bringen. „Diese edle und charakteristische Persönlichkeit nach ihren eigenen Aeußerungen zu zeichnen, ist", um mit Häusser zu reden, „eine angenehme Pflicht des deutschen Historikers; eine Pflicht, denn unserm deutschen Blute gehört sie mit der ganzen unverkümmerten Kraft ihres Wesens an."

Es ist kein heiteres und doch ein erfreuliches Gemälde, das sich vor unsern Augen entrollen wird. Es ist eine Bestätigung des Erfahrungssatzes, daß deutsche Fürstentöchter in Frankreich niemals glücklich gewesen sind. Aber auch der Mensch im Unglück kann eine wohlthuende Erscheinung sein; er ist es dann, wenn nicht eigene Verschuldung, sondern der tiefbegründete Gegensatz der Naturen und der Verhältnisse einen unheilvollen Conflict herbeiführt; wenn standhafte Tugend zwar leidet und unterliegt, aber sich niemals verleugnet. „Wem entgleitet nicht der Fuß schiefem, glattem Boden?" Elisabeth Charlotte aber ist mit bewundernswürdiger Charakterstärke mitten unter einer anders gearteten Umgebung 50 Jahre lang ihrem bessern Selbst treu geblieben. Ihre Lebensanschauung war unerschütterlich. Der Bigoterie wie dem Atheismus gegenüber bewahrte sie sich eine tiefe Religiosität; dem Geiste der

Verfolgung setzte sie Toleranz und allgemeine Nächstenliebe entgegen. Rings um sie her herrschte Verwahrlosung der Sitten: sie blieb eine wackere Gattin, eine sorgsame Mutter, eine deutsche Hausfrau. Sie bestach der Glanz ihrer Stellung nicht. „Nach Pracht frage ich nichts", schreibt sie, „nur nach Redlichkeit, Aufrichtigkeit und Wahrheit." All ihr Empfinden war rein menschlich; unter den rauschenden Genüssen des Hoflebens sehnte sich ihr Herz nur nach jenen Freuden, die oft des Aermsten Hütte durchleuchten. Versailles und St.-Cloud konnten sie für das entbehrte eheliche Glück nicht entschädigen. Kurz vor ihrem Tode schreibt sie einmal von einer Engländerin, die nach Deutschland geheirathet: „Ist euere Nichte verliebt von ihrem Herrn, wird sie alles gut und schön finden, wenn man nur bei dem ist, was man herzlich liebt, und wie man in dem Prolog zum «Pourceaugnac» (einer Molière'schen Komödie) singt: «Quand deux coeurs s'aiment bien, Tout le reste, tout le reste, n'est rien», also bestehet die Sach hierin: hat sie ihren Herrn herzlich lieb, wird alles reüssiren, so ihr anstellt, ihr Deutschland gefallen zu machen; aber hat sie ihre Schwester lieber als den Mann, wird sich die Liebe des Vaterlandes noch dazu schlagen, welches verhindern wird, daß ihr nichts in Deutschland gefallen wird."

Die ganze Summe ihres eigenen Daseins liegt in diesen Worten der greisen Herzogin. Sie lebte 30 Jahre lang an der Seite des Herzogs Philipp von Orleans, von 1671, wo sie als neunzehnjährige Braut den Boden Frankreichs betrat, bis zum Tode ihres Mannes im Jahre 1701, ohne sich der Ehe oder des Landes von Herzen zu freuen. Ihre Heirath war ohne Neigung erfolgt, ein Werk trügerischen politischen Calculs; denn ihr Vater hatte sich von dieser hohen Verbindung vielen Nutzen für sein Land versprochen, und nur aus Gehorsam gegen ihn hatte Elisabeth

Charlotte dem Bruder Ludwig's XIV., ein Jahr nach dem wahrscheinlich durch Gift erfolgten Tode seiner ersten Gemahlin Henriette von England, die Hand gereicht. Philipp von Orleans, gewöhnlich Monsieur genannt, wie seine Gemahlin Madame, war nichts weniger als liebenswürdig und von dem Könige, seinem Bruder, durchaus verschieden. Kein Mensch in ganz Frankreich, erzählt die Herzogin, hatte so gute und hohe Züge als der König; wenn er im größten Gewühl war, hatte man nicht nöthig zu fragen, wo der König sei. „Monsieur hatte mehr weibliche als Mannesmanieren an sich, liebte weder Pferde noch Jagen, nichts als spielen, Cercle halten, wohl essen, tanzen und geputzt sein, mit Einem Worte, alles, was die Damen lieben." Wie wenig paßte die geistreiche, kernhafte deutsche Prinzessin zu diesem unbedeutenden Manne, dem Trinkgelage und eitler Tand die liebste Unterhaltung waren; der sich bei festlichen Gelegenheiten wie ein Weib mit Juwelen behängte!

Elisabeth Charlotte jedoch war sich ihrer Pflichten als Gattin zu wohl bewußt, als daß sie nicht hätte bestrebt sein sollen, das einmal geschlossene Bündniß möglichst freundlich zu gestalten. Sie erfüllte sich mit herzlicher Zuneigung zu ihrem Gemahl und begegnete ihm jederzeit mit Achtung; an ihrer Treue haftete kein Makel. Nicht an ihr lag es, daß das Verhältniß der beiden Ehegatten kein inniges wurde; der Herzog seinerseits hat sie nie geliebt.

Elisabeth Charlotte war, weder was die Gesichtsbildung noch was ihre Gestalt betraf, schön zu nennen. „Ich muß wohl häßlich sein", sagt sie in einem Briefe; „ich habe kleine Augen, eine kurze dicke Nase, ein großes Gesicht, und bin gar klein von Person, dick und breit: Summa Summarum, ich bin gar ein häßlich Schätzchen." Sie liebte es, über ihr Aeußeres zu spotten, und als man sie einst fragte, warum sie niemals im Vorbeigehen in einen Spiegel sehe,

antwortete sie: „Ich habe mich zu lieb, um bei meiner Häßlichkeit mich gern zu sehen.“

Indessen ersetzte sie durch Vorzüge des Geistes und des Gemüths den jedenfalls von ihr selbst übertriebenen Mangel an Schönheit, und wer ihre Bildnisse gesehen, wird bezeugen, daß in ihrem Gesichte sich alle die Gutmüthigkeit, Klugheit und Munterkeit ihres Wesens ausprägte. Es war eine körperlich und geistig gesunde, lebenskräftige Natur, voll Frische und Frohsinn; sie erinnert sich noch in spätern Jahren gern des lustigen Beinamens „rauschenblatten Knechtchen“, soviel etwa bedeutend wie „flatterhaft Bürschchen“[2]), den man ihr in der Kindheit gegeben hatte. Wie fröhlich würde sich unter glücklichern Verhältnissen ihr Naturell entfaltet haben, wenn es selbst in der ihr so ungünstigen Sphäre, in welche sie versetzt war, nicht verkümmerte!

Elisabeth Charlotte sah sich durch keine Nebenbuhlerin verdrängt; sie behauptete sogar, Monsieur sei nie in seinem Leben verliebt gewesen; und obwol unter seinen Favoriten auch eine Madame de Grançay figurirte, so wußte man doch, daß diese des Chevalier de Lorraine Creatur war. Hauptsächlich hatten zwei Männer die Herrschaft über den schwachen Herzog, eben jener Ritter von Lothringen und der Marquis d'Effiat, beide in den Augen ihrer Zeitgenossen des Giftmordes an Henriette von Orleans verdächtig. Sie traten naturgemäß auch zu der zweiten Gemahlin in eine feindselige Stellung, denn es galt den Kampf um die Gunst des Herzogs, und um nicht verdrängt zu werden, schritten sie selbst gleich in den ersten Zeiten zum Angriff. Daher klagt die Herzogin wiederholt über das Ritterzeug, die Cabale, diese Teufel, so die Oberhand bei Monsieur gewinnen und ihr alles Leid anthun, so nur zu erdenken sei. Was half's, daß Ludwig XIV., der sich an ihrem Geist erfreute, sie auf das zuvorkommendste behan=

delte, daß sie zweimal wöchentlich mit ihm auf die Jagd ging — das höchste Vergnügen der jungen Fürstin —, daß sie infolge dieser königlichen Gnadenbezeigungen eine Zeit lang „sehr à la mode“ war und alles, was sie sagte und that, es mochte „gut oder überzwerch“ sein, von den Höflingen bewundert wurde? Oder konnte ihr die Anhänglichkeit ihrer Stieftochter, der nachmaligen Königin von Spanien, die sich ihr wie eine jüngere Schwester liebend anschloß, ein Ersatz sein für das entfremdete Herz des Gatten? Im Jahre 1681 endlich wurde von den Feinden ein Plan geschmiedet, der gegen den Ruf und die Ehre der Herzogin gerichtet war und sie fast zu einem verzweifelten Schritte trieb. Wir erzählen den Hergang daher ebenso ausführlich, wie sie selbst ihn ihrer Tante meldet. Ihre persönliche Glaubwürdigkeit wird durch die innere Wahrheit des Berichts unterstützt.

Am Fastnachtsabend jenes Jahres hatte ein Maskenball stattgefunden, bei dem die Herzogin, weil sie noch um ihren Vater trauerte, nicht zugegen gewesen war. Tags darauf war der Hof bei der Königin versammelt und es wurde gespielt. Elisabeth Charlotte gehörte zu den zahlreichen Zuschauern, die den Spieltisch umgaben. Unter den Spielenden entsteht ein Streit; die Herzogin wendet sich in ihrer unbefangenen Weise zu dem hinter ihr stehenden Ritter von Sinsanct, einem Offizier, der sich oft im königlichen Jagdgefolge befand, und fragt ihn nach seiner Meinung. In diesem Augenblick kommt Madame de Grançay auf sie zu und fragt, ob sie den Menschen kenne, mit welchem sie soeben gesprochen.

„Wie sollte ich ihn nicht kennen?“ antwortet die Herzogin; „ich sehe ihn alle Tage auf der Jagd neben mir reiten, wie alle seine Kameraden, und er ist wie die andern so höflich, mir die Pferde zu holen.“

„So gehört er also zu Ihren Freunden?“

„Warum fragen Sie das?“

„Ich frage es, weil ich gern etwas wissen möchte.“

„Und das wäre?“

„Warum er mir gestern beim Balle einen Schimpf angethan und mich für so alt angesehen, daß er durchaus wollte, ich solle nicht mehr tanzen? Das muß er jemand zu Gefallen gethan haben.“

„Da ich nicht beim Balle war, kann ich nicht wissen, was dort vorgegangen; wenn Sie es jedoch wünschen, will ich ihn darüber fragen.“

Frau von Grançay erklärte indessen, das wäre nicht nöthig, und brach das Gespräch ab. Monate vergingen, und die Herzogin dachte des Vorfalls gar nicht mehr, als man ihr eines Tages mittheilte, was man sich in Paris erzähle; Frau von Grançay, hieß es, beklage sich über die Beschimpfung, welche Madame ihr durch den Chevalier de Sinsanct habe anthun lassen und zu welcher selbiger Chevalier sich hergegeben, weil er gar großen Willen hätte, Madame zu gefallen. Die Herzogin belachte die „Narrethey“ und ließ sie auf sich beruhen, auch als ihr nach abermals ein paar Monaten zu Ohren kam, daß man noch immer davon spreche. Im Herbst reiste sie nach dem Lande ihrer Sehnsucht, nach Deutschland, und schlug sich während der glücklichen Zeit gern alle die Hofintriguen aus dem Sinn. Gleich nach ihrer Rückkehr jedoch erfuhr sie vom Könige selbst, der es aus zuverlässiger Quelle wissen wollte, daß ihre Feinde ein böses Complot gegen sie gemacht, daß sie die Gourdon dafür gewonnen hätten, dem Herzog in den nächsten Tagen den Glauben beizubringen, die Herzogin habe eine Galanterie. Elisabeth Charlotte, überzeugt, daß der König dieser Anschuldigung keinen Glauben schenkte, bat denselben, die Feinde zu sich rufen zu lassen und ihnen,

wenn sie von solcher Cabale nicht abließen, mit seinem königlichen Zorne zu drohen. Ludwig wünschte jedoch allen Lärm zu vermeiden und deshalb mit seiner Person aus dem Spiele zu bleiben. „Je mehr ich die Sache bedenke“, sagte er, „desto weniger finde ich für nöthig, daß ich davon spreche; denn mein Bruder kennt Sie zu gut, und seit den zehn Jahren hat ja alle Welt wohl eingesehen, daß niemand weniger gefallsüchtig ist als Sie. Was daher auch Ihre Feinde sagen mögen, es kann keine große Wirkung thun.“ Nach wenigen Tagen schon fand die Herzogin Gelegenheit, mit ihrem Manne von der Sache zu reden. Sie hatte ihre Verstimmung nicht verbergen können, und als daher der Herzog sie zu wiederholten malen nach der Ursache derselben fragte, erklärte sie ihm endlich „deutsch heraus“, doch ohne den König zu nennen, man habe sie vor einem Complot ihrer Feinde gewarnt, die sie durch Fräulein von Gourdon bei ihm zu verleumden beschlossen hätten. Wahrscheinlich war der Plan der Feinde noch nicht zur Ausführung gekommen; Herzog Philipp schien wenigstens nichts von der Sache zu wissen und legte sie seinerseits dahin aus, als sollten durch solche Zwischenträgerei nur seine Freunde bei der Herzogin verhaßt gemacht werden. Wenn nur das sie quäle, so dürfe sie ganz ohne Sorge sein; er glaube nicht, daß sie jemals kokett sein könne; sollte man wirklich mit so unverschämten Anklagen vor ihn kommen, so werde er darauf zu antworten wissen. Elisabeth Charlotte war durch diese Erklärung vollkommen beruhigt und nahm sich nur vor, mit dem Chevalier de Sinsanct nicht mehr zu reden. Aber kaum war wieder ein Monat verstrichen, als sie von neuen Anschlägen der Gegner hörte.

Jetzt wurde auch die Theobon, ein treues Hoffräulein der Fürstin, in die Anklage verflochten, denn ihr schrieb

man irrigerweise die Vereitelung des ersten Plans zu. Da man die Herzogin nie mehr mit dem Chevalier sprechen sah, so ließ man sie in einer heimlichen Verbindung miteinander stehen und machte die Theobon zur vertrauten Vermittlerin. Das alles sollte der Herzog jedoch weder durch Lorraine noch durch d'Effiat oder die Grançay erfahren, sondern aus dritter und vierter Hand, wie ein pariser Stadtgespräch. Elisabeth Charlotte wäre gern auch diesmal ihren Feinden beim Herzog zuvorgekommen; aber durfte sie ihren Gemahl mit neuen Beschwerden belästigen, nachdem er ihr erst kurz zuvor betheuert hatte, daß er ihrer Ehre unbedingt vertraue? Mußte es nicht, wenn nun die Feinde sich ruhig verhielten, scheinen, als habe die Herzogin aus Haß und Bosheit solche Dinge ersonnen? Daher schwieg sie und ließ Monate darüber hingehen. Des Mannes Benehmen blieb unverändert, bis einst der König nach St.-Cloud an den herzoglichen Hof kam. Alsbald fiel ihr jetzt die Kälte ihres Gatten auf, und sie entschloß sich endlich, mit dem Könige davon zu sprechen. Dieser lachte anfangs über ihre Besorgnisse; einige Tage nachher jedoch, als sie mit ihm auf der Jagd war, gab er ihr recht und erzählte, daß Monsieur gegen sie und die Theobon voll Zorn sei, daß er ihn, den König, gebeten habe, Madame auf der Jagd einen Schimpf anzuthun. Ludwig fügte hinzu, daß er diese Zumuthung von sich gewiesen und dem Herzog erklärt habe, er wolle seine Hand wol ins Feuer für Madame legen, daß sie nichts gethan, was Monsieur misfallen könnte. Damit wollte sich Elisabeth Charlotte jedoch nicht begnügen; sie wünschte, ihrem Gemahl selbst Aufklärung zu geben, zumal ihr berichtet wurde, daß er die Theobon vom Hofe entfernen wolle. Sie ließ ihm sagen, wie sehr sein kaltes Benehmen sie bekümmere; sie bat ihn zu bedenken, welches Aufsehen eine Verjagung

der Theobon machen würde. Wenn er denn doch solches Aufsehen wünsche, so möge er sie ihren Feinden gegenüberstellen: würde sie dann schuldig befunden, so genüge es nicht, die Theobon zu strafen, dann müsse man sie selbst verbannen und in ein Kloster werfen; wofern sie aber im Stande wäre, die nichtswürdigen Plane der Feinde, wie sie vor vier Monaten schon gefaßt worden, zu entschleiern, dann fordere sie auch, daß den Anklägern ihr verdienter Lohn werde. Der Herzog ließ ihr darauf antworten, er wisse gar nicht, was sie eigentlich wolle; er denke nicht daran, die Theobon wegzujagen, und begehre keinerlei Aufklärung. Elisabeth Charlotte erzählte das dem Könige und bat ihn um seinen Rath. Sie wünschte mit ihrem Manne von dem ihr zugedachten öffentlichen Schimpf sprechen zu dürfen, damit er sich einer offenen Auseinandersetzung nicht länger entziehen könnte. Ludwig jedoch bat sie dringend, ihn nicht zu nennen; er rieth ihr, sich zufriedenzugeben: er und alle ehrlichen Leute in Frankreich seien von ihrer Tugend so fest überzeugt, daß sie jene Thorheiten nur belachten; auch Monsieur glaube im Grunde wol nicht daran, und sie müsse nur Geduld haben.

So sah sich die Herzogin auch von des Königs Hülfe verlassen und dachte nun allen Ernstes daran, sich in ein Kloster zurückzuziehen. Bei einem Besuche in Maubuisson sprach sie davon mit der Aebtissin, ihrer Tante, ohne bei ihr jedoch rechten Glauben zu finden. Inzwischen war der Sommer 1682 gekommen und die Sache nahm endlich eine entscheidende Wendung. Dem Ritter de Lorraine drohte aus andern, mit dieser Angelegenheit ganz außer Zusammenhang stehenden Gründen [3]) die Ungnade des Königs, die ihn auch früher schon einmal getroffen hatte. Man suchte also den Herzog zunächst noch mehr gegen seine Gemahlin einzunehmen, indem man ihr und der Theobon die Schuld

davon beimaß, und trat dann mit der neuen Anklage hervor, Elisabeth Charlotte habe dem Ritter von Sinsanct in einem Briefe der Theobon ihr Bildniß und 500 Pistolen geschickt. Auf diese Lüge hin erfolgte die plötzliche Entlassung der Theobon, und es wurde nicht nur ihr verboten, mit der Herzogin sich je wieder in Verbindung zu setzen, sondern auch allen Hofbedienten strengstens untersagt, Briefe der Fürstin an die Theobon zu besorgen. Das Maß der Kränkungen war nun gefüllt; Elisabeth Charlotte trat jetzt vor den König hin mit der Bitte um die Erlaubniß, in Maubuisson ihr Leben zu beschließen. Der ihr zugefügte Schimpf, durch den der Herzog sich selbst mit beschimpft habe, ließe sie für die Zukunft alles Unglück und alle Unehre fürchten. Um dem Könige daher eine lästige Creatur vom Halse zu bringen, des Herzogs Haß zu dämpfen, aller Welt ein traurig Object zu benehmen und sich selbst Ruhe zu verschaffen, könne sie nichts Besseres thun, als im Kloster eine Zuflucht zu suchen, und bäte daher nur, Monsieur sogleich von ihrem Entschlusse in Kenntniß setzen zu dürfen. Ludwig aber hatte von seinem Bruder einen Brief erhalten, worin dieser ihn um Ausgleichung seines ehelichen Zwistes bat. Das theilte er jetzt der beleidigten Gattin mit und forderte sie zur Versöhnung auf. „Ich wünsche sehr“, sprach er, „Ihnen Ihre Ruhe wiedergeben zu können, denn es betrübt mich, Sie so niedergeschlagen zu sehen, und ich nehme herzlichen Antheil daran.“

„Die Verständigung, welche der Herzog wünscht“, antwortete sie, „überrascht mich ebenso wie sein Zorn, und ich verdiene jetzt ebenso wenig diesen Freundschaftsbeweis als vorher seinen Haß; denn ich habe jetzt ebenso wenig gethan, ihn zu besänftigen, wie früher, ihn zu erzürnen. Wenn Ew. Majestät aber noch einige Güte für mich empfin=

den und meine Ruhe wünschen, so geben Sie mir dieselbe, indem Sie mich nach Maubuisson gehen lassen."

Der König wies auf die Bedeutung eines solchen Schrittes hin: „Sie sind noch jung und können noch viele Jahre zu leben haben; dieser Entschluß ist allzu gewaltsam."

„Ich gestehe", erwiderte sie, „daß ich ehedem nicht zu begreifen vermochte, wie man in einem Kloster leben könne. Da ich nunmehr aber sehe, daß es nichts nützt, unschuldig zu leben, daß jede Erfindung der Bösen Glauben findet, daß meine Ehre schutzlos preisgegeben ist, daß alle Versprechungen nichts gelten: so scheint es mir von der Klugheit geboten, freiwillig einen Entschluß zu fassen, zu dem man mich andernfalls dereinst zwingen würde. Denn da meine Feinde es nicht wagen werden, mir dasselbe Schicksal zu bereiten wie meiner Vorgängerin, so müssen sie ihr Möglichstes thun, mich in des Herzogs und Ihren Augen um alles Ansehen zu bringen. Das eine ist ihnen geglückt; weiß ich, ob nicht bald auch das andere gelingt?"

„Nein, nein, Madame", unterbrach sie der König, „ich kenne Ihre Tugend, und niemand wird Sie bei mir verdächtigen können. Sie sehen, daß auch mein Bruder die Verleumdungen nicht glaubt; denn er wünscht sich wieder zu versöhnen."

„Der Schlag ist geschehen", sprach Elisabeth Charlotte, und wenn auch der Herzog glaubt, daß sein Ruf und der meinige darunter nicht gelitten, ich hätte Mühe, mich wieder der Welt zu zeigen. Darum lassen Sie mich in Gottes Namen ziehen. Fürchten Sie nicht, daß ich ungern aus der Welt scheide. Es thut mir wehe, nicht länger mehr in Ihrer Nähe sein zu dürfen; aber sonst gibt es in ganz Frankreich nichts, was ich zu beklagen hätte. Der Herzog wird sich überzeugen, daß ich ihn nicht verlasse, um mich

anderwärts zu vergnügen; das muß ihm dann wol meine Unschuld beweisen. Darum noch einmal: lassen Sie mich ins Kloster gehen und sogleich meinem Gemahl davon Anzeige machen. Gewähren Sie mir dies als letzte Gnade, und wenn Ew. Majestät mir noch eine Gunst bezeigen wollen, verlassen Sie die arme Theobon nicht, welche so unschuldig ist wie ich und für ihre Liebe zu mir leidet."

Der König versprach ihr, für die Theobon Sorge zu tragen. „Was aber Ihren Entschluß betrifft", fügte er hinzu, „so willige ich nicht darein und verbiete Ihnen, mit meinem Bruder davon zu reden. Wenn Ihnen der Gedanke nicht vergeht, so wollen wir ein andermal wieder davon sprechen."

Mit diesen Worten entließ er sie. Einen oder zwei Tage nachher saß sie mit ihm im Wagen zusammen. „Nun, Madame", begann er, „in welcher Stimmung befinden Sie sich jetzt? Mein Bruder hat auch heute wieder den dringenden Wunsch geäußert, sich mit Ihnen zu verständigen, und ich meinerseits würde mich glücklich fühlen, ein volles Einvernehmen zwischen Ihnen beiden wiederherzustellen." Elisabeth Charlotte dankte Ludwig für diese gütige Gesinnung, die Vermittelung aber lehnte sie mit Festigkeit ab. „Monsieur liebt mich nicht", sprach sie, „und er hat mich nie geliebt, selbst als ich ihm die größte Anhänglichkeit entgegenbrachte." Sie schloß auch diesmal wieder mit der Bitte, der König möge ihr erlauben, den Hof zu verlassen. Jetzt endlich gab Ludwig ihr seinen entschiedenen Willen kund. „Da ich sehe, Madame", sprach er, „daß es wirklich Ihre Absicht ist, nach Maubuisson zu gehen, so will ich offen mit Ihnen reden: schlagen Sie sich diesen Gedanken aus dem Sinn! Denn solange ich lebe werde ich dazu meine Einwilligung nicht geben und mich laut und mit Macht widersetzen. Sie sind Madame und verpflichtet,

diesen Platz zu behalten; Sie sind meine Schwägerin, und meine Freundschaft für Sie erträgt es nicht, Sie auf immer scheiden zu sehen; Sie sind die Frau meines Bruders, und ich kann es nicht dulden, daß Sie ihm vor den Augen der Welt eine solche Schande anthun. Bemühen Sie sich nicht, diese Gründe zu bekämpfen; Ein Wort für tausend: was auch immer geschehen möge, ich werde Sie nimmer in ein Kloster gehen lassen."

„Sie sind mein König und Herr", erwiderte Elisabeth Charlotte, „ich vermag und wage ohne Ihre Zustimmung nichts zu thun. Sie wollen, daß ich mein Leben lang unglücklich sei und leide; mir geziemt es, mich zu bescheiden und zu gehorchen."

„Ich will nicht, daß Sie unglücklich seien."

„Wie sollte ich es nicht sein, solange jene Leute den Herzog umgeben?"

„Mein Bruder wird sich mit Ihnen verständigen und Ihnen versprechen, daß sie Ihnen nichts mehr zu Leide thun werden."

„Kann ich nach dem, was eben vorgefallen, mich auf sein Wort verlassen? Wer bürgt mir für die Zukunft?"

„Das will ich!"

„Der Bürge ist gut, wofern er sich ohne Vorurtheil ins Mittel legt."

„Ich will Ihnen zur Seite stehen, als ein Mann, der Ihnen von Herzen zugethan ist."

„Wenn Sie reden, so sind es Befehle, und ich will und soll alles, was Sie mir auferlegen, thun. Also reden Sie!"

„Da ich Sie geneigt finde, mich anzuhören und meinem Rathe zu folgen, so bitte ich Sie zunächst, mir die Leute in Ihrem Hause zu bezeichnen, die Ihnen misfallen, und ich will meinen Bruder bewegen, dieselben zu ent=

fernen. Der Theobon werde ich die Pension, welche sie jetzt bezieht, verdoppeln, und hoffe es auch möglich zu machen, daß Sie einander in einigen Monaten wiedersehen. Bei allen künftigen Zwistigkeiten bringen Sie mir Ihre Klagen vor, und ich will stets Friedensstifter sein. Noch diesen Abend aber vollenden wir das Werk der Versöhnung!"

Elisabeth Charlotte war es zufrieden. „Da mir eine sichere Ruhestätte versagt ist", sprach sie, „so überlasse ich mich ganz Ew. Majestät." Noch an demselben Abend führte der König Monsieur in ihr Zimmer, sprach einige versöhnende Worte, bat vor allem, jede Erörterung über das Vergangene zu unterlassen, und wandte sich schließlich wegen der gegen die Herzogin verbreiteten Abgeschmacktheiten an seinen Bruder mit den Worten: „Ich denke ziemlich schlecht von den Menschen; das aber habe ich in der Nähe gesehen und bin bereit, meine Hand ins Feuer zu legen für die fleckenlose Unschuld der Herzogin." „Ich halte mich von derselben gleichfalls überzeugt", bemerkte der Herzog, und der König rief: „So umarmen wir uns denn alle drei!" Dies geschah und damit endete die Friedensscene.

Am andern Morgen schickten Lorraine, d'Effiat und die Grançay zur Herzogin und ließen sie in der unterwürfigsten Weise um Verzeihung bitten. Die Herzogin ersuchte durch Frau von Maintenon den König um seinen Rath, indem sie zugleich, aus Rücksicht gegen ihren Gemahl, sich bereit erklärte, auf eine öffentliche Genugthuung zu verzichten. Der König stimmte ihr in allem bei: eine Wiederannäherung zwischen der Herzogin und den Favoriten erfolgte nicht, sie blieben jedoch in der Umgebung des Herzogs.

Elisabeth Charlotte aber konnte auch nach der Versöhnung sich des Widerwillens gegen ihre ganze Stellung

nicht erwehren. In tiefster Seele verstimmt und des französischen Hoflebens überdrüßig, schrieb sie damals ihrer Tante in Hannover: „Wollte Gott, es wäre mir erlaubt, alles zu quittiren und daß ich Ew. Liebden mein Leben aufwarten müßte, — allezeit würde niemand emsiger sein als ich und davor gern alle hiesigen grandeurs quittiren, sie kommen einem gar zu theuer an.“ Was sie vorausgesehen hatte, traf wirklich ein: das alte Misverhältniß dauerte fort, die Günstlinge verfolgten sie nach wie vor, und zwischen den beiden Ehegatten stellte sich niemals ein herzliches Einvernehmen her. „Seine Freunde, welche just alle meine Feinde sind, haben ihn dermaßen eingenommen“, schreibt sie 1683, „daß er mehr Haß gegen mich hat als die andern alle.“

Elisabeth Charlotte hatte in den Jahren 1673—76 drei Kinder zur Welt gebracht, zwei Söhne, von denen der ältere jedoch schon im Alter von drei Jahren starb, und eine Tochter, Elisabeth Charlotte genannt, wie sie selbst. Für den Verlust ehelichen Liebesglücks erwächst oft in aufblühenden Kindern ein reicher Ersatz, und die gemeinsamen Aelternfreuden werden zuweilen ein spätes, aber festes Verbindungsmittel. Trat dieser Fall auch hier ein? Die Herzogin von Orleans, in Frankreich ohne einen Seelenfreund, während ihr daheim Vater, Mutter und Bruder rasch nacheinander durch den Tod entrissen wurden, ruft der Kurfürstin im Jahre 1688 zu: „Nun ich leider alle die Meinigen verloren, was kann mich in dieser Welt mehr touchiren als Ew. Liebden und meine armen Kinder?“ War ihr sonst die französische Umgebung mehr oder weniger fremd und gleichgültig geblieben, so wollte sie doch auf die Anhänglichkeit ihrer Kinder nicht verzichten und in ihren Herzen eine feste Wohnstätte finden. Die Corruption des Hofes erregte ihren Abscheu, und ihr kerngesunder Charakter

widerstand derselben ohne Mühe; aber nun galt es, die heranreifenden Kinder, Sohn und Tochter, vor solcher Sittenverderbniß zu bewahren. Die Erziehung der Kinder wurde dadurch zur Quelle neuer Conflicte zwischen Vater und Mutter; denn wo zwei so ungleichartige Naturen zu gleicher Zeit ihren Einfluß geltend zu machen suchten, konnte der Zwiespalt nicht ausbleiben, und auf das schroffste begegneten sich gerade hier das französische und das deutsche Wesen, wie sie sich, zum Ruhme des letztern, damals voneinander unterschieden.

Elisabeth Charlotte hatte von der Würde und Wichtigkeit des Erzieherberufs jenen hohen Begriff, der wohlerzogenen Menschen eigenthümlich ist, und es verdient erwähnt zu werden, welche Hochachtung sie ihrer eigenen Erzieherin, Frau von Harling, bewahrte. „Wenn es an ein Rechnen ginge", schreibt sie ihr einmal, „so habt Ihr mir in meiner Jugend viel mehr Gutes gethan, als ich Euch mein Leben werde thun können; derowegen bin ich beschämt, wenn Ihr, meine herzliebe Frau von Harling, mir sagt, daß mir Gott alle Gütigkeit vergelten solle, so ich Euch erweise; denn daß ich Euch noch als lieb habe, ist wol das Geringste, so ich thun kann."

Bei solcher, aus der eigenen Erfahrung gewonnenen Ansicht von dem Werthe, den eine gutgeleitete Jugend für das ganze Leben hat, konnte es der Herzogin nicht gleichgültig bleiben, in wessen Hände ihr junger Sohn Philipp, Herzog von Chartres, gegeben werden sollte. Es war im Jahre 1689, als der Herzog von Orleans den einen von seinen zwei Günstlingen, seinen Oberstallmeister Marquis d'Effiat, zum Erzieher seines funfzehnjährigen Sohnes bestimmte. Nichts empfahl ihn für diesen Posten als die Zuneigung des Herzogs; sein unsittlicher Lebenswandel machte ihn zu nichts weniger geeignet. Elisabeth Charlotte lehnte

sich denn auch mit aller Energie des Mutterherzens gegen das Vorhaben ihres Gemahls auf. Sie wandte sich an diesen selbst mit der Bitte, ihrem Sohne einen andern Hofmeister zu geben; es sei kein größerer Sodomit in Frankreich als d'Effiat, und es würde für einen jungen Prinzen ein schlechter Anfang sein, mit den ärgsten Ausschweifungen von der Welt sein Leben zu beginnen. Der Herzog nahm seinen Oberstallmeister gegen jenen Vorwurf nur so weit in Schutz, als er behauptete, d'Effiat habe sich seit Jahren gebessert. Die Herzogin jedoch bestritt dies auf Grund bestimmter Thatsachen und erkannte übrigens die Stichhaltigkeit jenes Einwandes, selbst wenn er auf Wahrheit beruhte, nicht an: ihr einziger Sohn sollte zweifelhafter Tugend nicht zur Probe dienen. Zudem sei d'Effiat ihr ärgster Feind, der sie um ihren guten Ruf zu bringen und ihres Gemahls ewigen Haß ihr zuzuziehen versucht hätte; was könne ihr also schmerzlicher sein, als solche Feindschaft so belohnt zu sehen? was habe sie anderes als Haß auch von ihrem Sohne zu gewärtigen, wenn er einen solchen Hofmeister bekäme? Monsieur sei Herr und Meister und ihm stehe in dieser Sache die Entscheidung zu; allein ihre Zustimmung werde d'Effiat nimmer erlangen, und sollte die Wahl dennoch auf ihn fallen, so dürfe man es ihr nicht verargen, wenn sie vor aller Welt zu erkennen geben würde, daß es ohne ihren Willen geschehen.

Der Herzog machte geltend, daß Frau von Maintenon die Sache sehr gebilligt und des Königs Einwilligung erwirkt habe. Frau von Maintenon, ursprünglich die Erzieherin der Kinder Ludwig's XIV. und der Frau von Montespan, war in den achtziger Jahren bekanntlich in jenes innige Verhältniß zum König getreten, das sie mehr als ein Vierteljahrhundert lang zur einflußreichsten Person in ganz Frankreich machte. Sie benutzte diese Stellung gern zu Gunsten

ihrer ehemaligen Zöglinge und zog sich hauptsächlich hierdurch, wie wir sehen werden, die tiefste Abneigung der Herzogin von Orleans zu. Ihre Zustimmung zur Wahl d'Effiat's leitete diese jetzt aus ähnlichen Motiven her: ihre Fürsorge für Monsieur du Maine, den sie erzogen und wie ihr eigen Kind liebe, sei groß genug, um sie wünschen zu lassen, daß er den jungen Orleans an Tugenden übertreffe; ihre Billigung müßte dem Herzoge daher die Augen öffnen und beweisen, wie wenig d'Effiat zu jenem Amte tauge. Daß aber auch der König einwillige, der des Marquis Lasterhaftigkeit sehr wohl kenne, sei ein betrübendes Zeichen seiner Gleichgültigkeit gegen das Wohl ihres Sohnes.

Der heftige Widerspruch der Mutter veranlaßte den Marquis d'Effiat, freiwillig zurückzutreten, sodaß der Herzog nicht ohne Verdruß seiner Gemahlin melden ließ, daß d'Effiat nicht Hofmeister sein wolle und es nicht sein würde, weil er es nicht wolle, keinesfalls jedoch ihretwegen. Elisabeth Charlotte antwortete lächelnd, Monsieur erspare ihr durch dieses Compliment die Mühe, ihm zu danken; doch ihre Freude, den Sohn nicht in eines so unehrlichen Mannes Hände gerathen zu sehen, sei so groß, daß sie sich fast versucht fühle, nicht nur ihm, sondern auch d'Effiat selbst ihren Dank auszusprechen.

Es war jedoch nur eine kurze Freude, denn der Herzog kam nach wenigen Tagen wieder auf seinen Plan zurück und ließ Elisabeth Charlotte davon auf doppeltem Wege, durch seinen Beichtvater und durch seinen Kanzler, in Kenntniß setzen. Er sei nunmehr fest entschlossen, ließ er ihr sagen, dem Marquis d'Effiat die Hofmeisterstelle zu übertragen, die Herzogin möge ihren Consens dazu geben oder nicht; sie würde daher am klügsten thun, sich zu fügen; er wolle ihr in diesem Falle ein weißes Blatt geben, worauf

sie alles, was sie nur irgend begehrte, niederschreiben sollte; er seinerseits wolle sich alsdann bemühen, ihr in allem zu Gefallen zu leben. Ihre Weigerung aber werde nicht allein nutzlos sein, sondern auch für sie selbst die nachtheiligsten Folgen haben; er werde ihr Aergerniß und Kränkung aller Art bereiten, ihr jede Bitte abschlagen, sie durch Lieblosigkeit und Härte zeitlebens unglücklich machen und dadurch wol erweisen, daß er Herr in seinem Hause sei.

Elisabeth Charlotte ließ sich weder einschüchtern noch bestechen; sie wies Anerbietungen und Drohungen mit gleicher Entschiedenheit zurück. Er müßte von lange her wissen, antwortete sie, daß sie weder eigennützig noch furchtsam sei. Wenn es sich um irgendeine Gefälligkeit gegen ihn handele, so füge sie sich, das wisse er wohl, in alle seine Wünsche, ohne eine Belohnung zu erwarten. Wenn d'Effiat sonst alle Eigenschaften eines Erziehers hätte, so würde sie ihre persönlichen Antipathien gern zum Opfer bringen, um dem Herzog ihre Unterwürfigkeit zu beweisen. Aber die Frage berühre ihr Gewissen und den guten Ruf ihres Sohnes; sie dürfe in eine Sache nicht willigen, die nach ihrer Meinung zum völligen Verderben ihres Sohnes ausschlagen müsse; was könnte sie diesem einst erwidern, wenn er ihr zum Vorwurf machen würde, daß sie sein Wohl dem eigenen Interesse aufgeopfert habe? Was aber alle die Drohungen betreffe, so habe sie seit 18 Jahren sich gewöhnen lernen, unverdient zu leiden, und könne durch nichts mehr außer Fassung gebracht werden. Sie fände vielmehr mitten in ihrem Unglück einen großen Trost; denn da die Welt erkennen würde, daß alles Uebel von d'Effiat und seinen Freunden komme, so werde ihr dies für die Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft zur Rechtfertigung gereichen. Die Herrschaft im Hause mache sie ihrem Gemahl wahrlich nicht streitig. Der Chevalier de Lorraine, der Marquis d'Effiat,

Madame de Grançay seien es, die ihn beherrschen, deren Creaturen ihn umgeben, deren Tyrannei sich sogar auf die Dienerschaft der Herzogin erstrecke. Sie seien es, die sich, Zwietracht stiftend, zwischen Gatten und Gattin drängten und sich nun auch der Seele ihres Kindes zu bemächtigen strebten. Das heiße nicht Herrin sein wollen, wenn sie ihrem Gemahl mit aller ihm schuldigen Ehrerbietung über das wahre Wohl ihres Sohnes Vorstellungen mache und zu verhindern suche, daß dieser ein ruchloser Mensch werde.

Trotz dieser entschlossenen Haltung der Fürstin gab der Herzog die Hoffnung nicht auf, sie endlich zur Nachgiebigkeit zu bewegen; der Kanzler Térat mußte am folgenden Tage seine Ueberredungsversuche erneuern. Nach einer langen Einleitung, in welcher er sich als einen wahrhaft ergebenen Diener der Herzogin bezeichnete, der zu ihrer Ruhe beizutragen wünsche, trat er endlich mit der alten Forderung hervor, und sein Hauptargument war, Monsieur habe es sich nun einmal in den Kopf gesetzt. Elisabeth Charlotte antwortete: „Nach den Betheuerungen, die Sie mir soeben gemacht, kann ich es nicht begreifen, wie Sie mir dazu rathen wollen, meinen Sohn in die Hände des lasterhaftesten Menschen zu geben. Kann denn der selbstsüchtigste aller Menschen ihn zur Freigebigkeit, der zügelloseste zur Pflichttreue, kann ein böswilliger Lügner ihn zur Wahrhaftigkeit erziehen? Wollen Sie ferner, daß zum Lohne für alles Böse, das d'Effiat mir gethan, mein Sohn sein Schlachtopfer werde? Das ist fürwahr nicht recht gehandelt!"

„Auf eine solche Sprache, Madame, weiß ich keine Antwort", sagte Térat. „Aber ich bitte Sie zu bedenken, daß ein Mann von Geist, wie d'Effiat, auch ohne alle Tugenden zu besitzen, doch recht wohl einen jungen Fürsten darin unterweisen kann. Erziehen die entartetsten Frauen

nicht oft ihre Töchter vortrefflich? Sie haben das Böse geübt und wissen es um so besser zu vermeiden!"

Elisabeth Charlotte fertigte diese nichtigen Einwände mit kurzen Worten ab und entließ den Kanzler. Sie wandte sich hierauf schriftlich an den König, der eben damals den berühmten Fénélon, „einen der tugendhaftesten Menschen von der Welt", wie Elisabeth Charlotte ihn bezeichnet, zum Hofmeister seines ältesten Enkels, des Herzogs von Bourgogne, erwählt hatte. Sie bat ihn, auch für ihren Sohn eine Wahl zu treffen. Wol ein Monat verging, ohne daß eine Antwort erfolgte; endlich, als sie einmal persönlich miteinander zusammentrafen, wiederholte die Herzogin ihre Bitte, und Ludwig sagte ihr die Gewährung zu. Zugleich erklärte er die Behauptung, daß er des d'Effiat Wahl gebilligt, als lügenhaft; er habe seinen Bruder vielmehr schon ein ganzes Jahr lang davon abgehalten. Diese Versicherung des Königs — wir werden auch später uns von der geringen Wahrheitsliebe des Herzogs überzeugen — flößte der Mutter neuen Muth ein, und als man ihr jetzt wieder drohen wollte, gab sie zu verstehen, daß sie wohl wisse, daß man gelogen habe. Seitdem war alles still; Elisabeth Charlotte erfuhr unter der Hand, daß der König ihr sein Versprechen zu halten bemüht sei. Wollte Gott, wünscht sie, daß man uns einen ehrlichen Mann gebe! Sie hatte Béthune zu gewinnen gehofft, doch der König konnte ihn nicht entbehren. Die Wahl fiel daher auf S. Laurent, einen rechtschaffenen, verdienstvollen Mann, der freilich schon nach zwei Jahren starb und an dem Abbé Dubois, einem Manne von sittenlosem Charakter, einen sehr unähnlichen Nachfolger erhielt. So hatte der unzweifelhafte Sieg der standhaften Herzogin doch nur sehr zweifelhafte Folgen.

Schon bereitete sich ihrem Mutterherzen von langer

Hand eine neue, schwerere Prüfung vor, aus der sie trotz gleich tapfern Widerstandes doppelt geschädigt hervorgehen sollte; denn sie unterlag nicht nur, sondern zerfiel darüber auch innerlich und äußerlich mit ihrem mächtigen Bundesgenossen, dem Könige. Es handelte sich um die Verheirathung der beiden Kinder, Philipp und Elisabeth Charlotte. Mit der stolzen Vorstellung Ludwig's XIV. von der Majestät des Königthums vertrug es sich nicht, daß seine natürlichen Kinder den übrigen Mitgliedern der königlichen Familie als unebenbürtig nachgesetzt wurden. Gleich in den ersten Jahren seiner Ehe mit Maria Theresia von Spanien hatte er bekanntlich das Fräulein de Lavallière zur Maitresse; im Jahre 1675 mußte diese ins Kloster gehen, um der Gemahlin des Marquis von Montespan zu weichen, die übrigens 17 Jahre später ihrem Vorgange folgte. Des Königs Bestreben ging nun dahin, die Kinder dieser beiden Nebenfrauen mit Angehörigen des königlichen Hauses ehelich zu verbinden. Schon war ihm dies mit einer Tochter der Lavallière sowol als auch der Frau von Montespan gelungen; noch waren jedoch drei Kinder der letztern, der Duc de Maine, Mademoiselle de Blois und der Graf von Toulouse, unvermählt. Da faßte der König die beiden Kinder seines Bruders ins Auge, und Frau von Maintenon, einst die Erzieherin, jetzt die wärmste Freundin jener Kinder der Frau von Montespan, bestärkte Ludwig in seinem kühnen Entschlusse. Vier Jahre lang, von 1688—92, trug er denselben mit sich herum, bevor er ernstlich zur Ausführung schritt.

Elisabeth Charlotte, die schon im Anfange des Jahres 1688 davon Kunde erhielt, gerieth in die äußerste Bestürzung. „Sie gehörte zu einer Nation", sagt Saint-Simon in seinen Memoiren, „die das Bastardwesen und die Misheirathen verabscheut, und hatte einen Charakter, daß man

sich nicht Hoffnung machen durfte, sie jemals für diese Verbindung zu gewinnen." Dem Könige war es auch zunächst darum zu thun, die Einwilligung seines Bruders zu erlangen; Elisabeth Charlotte erfuhr davon nur durch Frauen, welche einem Gespräch der Maintenon und der Montespan über den Gegenstand zugehört hatten. Nun konnte sie es sich erklären, daß der König den Ritter von Lothringen und den Marquis d'Effiat mit Gnadenbezeigungen überhäufte, daß jenem, wie man sich erzählte, eine hohe Summe Geldes, diesem der Herzogstitel in Aussicht gestellt wurde, wenn die Doppelheirath zu Stande kam. Denn der König wußte wohl, daß dem Herzog am besten dadurch beizukommen war, wenn seine Günstlinge sich bereit fanden, auf ihn einzuwirken. Diese hatten es denn auch übernommen (wenigstens wollte das die Herzogin in Erfahrung gebracht haben), Monsieur zu überreden, daß er den König ganz unterthänig bitten sollte, die Kinder der Montespan mit den seinen zu verheirathen. „Ich weiß nicht, wie ich es anfangen soll, diesem Unglück zu entgehen", klagt die Herzogin ihrer Tante. „Wäre selbst der Duc de Maine kein Kind von doppeltem Ehebruch und ein rechtmäßiger Prinz, so möchte ich ihn doch nicht zum Schwiegersohn, noch seine Schwester zur Schwiegertochter haben"; denn sie findet beide häßlich, und während der eine noch obendrein gar kein gutes Gemüth habe, sei die andere erschrecklich kränklich; aber „über dies alles sind sie Bastarde von doppeltem Ehebruch, wie schon gesagt, und Kinder von dem bösesten Weibe, so die Erde tragen mag". Wir sehen, daß ihr Widerwille mehr aus sittlichen als aus conventionellen Scrupeln entsprang; ließ sie sich doch auch ihren eigenen unebenbürtigen Halbschwestern gegenüber von keinem Standesvorurtheil beherrschen!

Sie hatte auch hier wiederum den Schmerz, ihre Geg=

ner auf Kosten ihrer Kinder triumphiren zu sehen. „Meinen einzigen Sohn und meine einzige Tochter so zum Opfer für die Größe meiner ärgsten Feinde hingeben zu sehen, ist ja das schmerzlichste Ding, so man sein Leben empfinden kann.“ Dabei stand ihr kein Mensch zur Seite, dem sie ihr Herzeleid klagen konnte; ihr liebloser Gemahl hätte solches Vertrauen nur misbraucht; „denn er hat die schöne Gewohnheit an sich, wenn ich ihm ein Wort sage, solches gleich dem König zuzutragen, viel hinzuzusetzen und mir bei dem Könige hundert Händel anzufangen“. Gleichwol war sie entschlossen, sobald die Frage ernstlich an sie herantreten würde, unbekümmert um alle Folgen, für ihre Kinder einzustehen; dann wollte sie ihrem Gemahl ihre Meinung frei heraussagen, was er nachher auch immer dem Könige davon hinterbringen möchte; ja sollte dieser selbst mit ihr davon sprechen, so werde sie ihm deutsch heraus bekennen, daß ihr die Sache nicht anstehe, wie sehr sie ihn dadurch auch, trotz aller respectvollen Redewendungen, verletzen würde. Während sie so mit Fassung künftigen Widerwärtigkeiten, ja der königlichen Ungnade entgegensah, war fürs erste vorsichtiges Schweigen das Gerathenste, und selbst vor ihrer Tante in Hannover wagte sie es nicht, ihr Herz zu erleichtern, wenn sie das Schreiben nicht durch eine ganz sichere Gelegenheit befördern konnte. In den gewöhnlichen Postbriefen gibt sich während dieser Jahre ein Unmuth kund, dessen Ursache nur dunkel angedeutet wird. So spricht sie an einer Stelle die Ansicht aus, daß die Menschen „unsers Herrgotts Marionetten seien; Gott lieben von ganzem Herzen, ohne ihn zu sehen — die Nächsten lieben, so uns viel Uebles anthun, das sind zwei Punkte, die nicht gar leicht fallen; Gott admiriren und fürchten wäre leichter, und lieben wer uns Gutes thut, so wäre die Sache besser [4]); aber solange man hier in der

Welt ist, muß man es, wie ich glaube, so gut machen, als man kann, und das übrige der Barmherzigkeit Gottes anheimstellen".

So schreibt sie im October 1691, als jenes Heiraths=project seiner Ausführung schon ziemlich nahe war. Elisabeth Charlotte hatte es vergeblich zu hintertreiben gesucht. Sie kommt in spätern Jahren wiederholt darauf zurück, daß sie ihren Sohn vor der Verbindung gewarnt und daß dieser nicht auf sie gehört habe. Welche Auseinandersetzungen sie mit ihrem Gemahl oder mit dem Könige gehabt, darüber geben die Briefe keine Auskunft. Es ist zu vermuthen, daß man sie mit der vollendeten Thatsache überrascht hat; so scheint es wenigstens nach dem hierüber wol völlig unbedenklichen Bericht des Herzogs von Saint=Simon, eines Augenzeugen dieser Vorgänge. Herzog Philipp von Orleans scheint sich widerstandslos, wie immer, dem Willen seines königlichen Bruders unterworfen zu haben. Der junge Herzog von Chartres, kaum 18 Jahre alt, hatte seiner Mutter die Ablehnung des Antrags, dem Abbé Dubois das Gegentheil zugesagt. Der imponirenden Sprache des Königs gegenüber gerieth er in Verwirrung und überwies seinen Aeltern die Entscheidung. Der anwesende Vater gab sofort seine Zustimmung; Elisabeth Charlotte wurde herbeigerufen, und der König sprach gleich bei ihrem Eintritt mit angenommener Zuversichtlichkeit die Hoffnung aus, daß sie sich den Wünschen ihres Gatten und Sohnes nicht widersetzen werde. Sie habe unter solchen Umständen nichts weiter zu bemerken, antwortete die zornglühende Herzogin und entfernte sich mit einer kurzen Verbeugung. Auf ihrem Zimmer angelangt, vergoß sie einen Strom von Thränen. So fand sie ihr Sohn, der ihr nachgeeilt war, und sie wies ihn zur Thür hinaus; als bald darauf ihr Gemahl erschien, gestattete sie ihm kein Wort der Ver=

theidigung. Alles dies war in den Nachmittagstunden geschehen; am Abend wurde das Ereigniß dem versammelten Hofe verkündet. Die Mutter des Bräutigams ging in der Galerie, welche zum Saale führte, laut sprechend und unverhohlen weinend, das Taschentuch in der Hand, mit einer ihrer Hofdamen auf und nieder; sie erschien der Ceres vergleichbar, wie sie ihre Tochter Proserpina sucht und sie von Jupiter wiederfordert. Schonend ging jedermann vorüber. Der Herzog von Chartres sah untröstlich aus, seine junge Braut unendlich beklommen und betrübt. Bei der Tafel reichte Ludwig XIV. der fort und fort weinenden Herzogin fast von allen Schüsseln, die vor ihm standen; er ermüdete darin nicht, obwol sie die meisten derselben zurückwies. Keines Blickes würdigte sie ihren Sohn und ihren Gatten. Eine traurige Verlobungsfeier. Als am folgenden Tage wiederum der Hofstaat sich versammelte und der Herzog von Chartres, wie er es täglich that, sich seiner Mutter nahte, um ihr die Hand zu küssen, da kam es zu dem bekannten Zornesausbruch der bemitleidenswürdigen Fürstin: sie gab dem Sohne in Gegenwart aller eine schallende Ohrfeige, die den armen Prinzen und die zahlreichen Zuschauer mit gleicher Bestürzung erfüllte. [5]) Es war die Sühne für den ihr zugefügten Schmerz; in das erregte Mutterherz zog nun wieder die besänftigende Liebe ein. Wenige Wochen nachher war Mademoiselle de Blois die Gemahlin des Herzogs von Chartres.

Kurze Zeit darauf, am 19. März des Jahres 1692, feierte auch der Herzog von Maine seinen Hochzeitstag, und Elisabeth Charlotte war von Herzen froh darüber. Denn sie hatte nun nicht mehr für das Schicksal ihrer Tochter zu fürchten; nicht diese, sondern eine Tochter des Prinzen von Condé, also doch auch eine Fürstin aus königlichem Geblüt, wurde Herzogin von Maine. „Gott sei

Dank, dieser Stein ist mir vom Herzen!" schreibt Elisabeth Charlotte, und sie weiß dafür, sozusagen, der öffentlichen Meinung Dank. Sie erzählt, daß das Volk von Paris den ursprünglichen Plan des Königs im höchsten Grade misbilligt, ja gegen die Frau von Maintenon als Urheberin desselben heftige Drohungen ausgesprochen habe. Es sei eine Schande, sagte man, daß der König seine Bastardtochter mit einem rechten Prinzen vom Hause verbunden habe; doch weil dieser den Rang an seine Gemahlin gebe, so wolle man es geschehen lassen. Sollte Frau von Maintenon aber auch die junge Elisabeth Charlotte mit Hrn. von Maine vermählen wollen, so würde dieser sammt seiner Hofmeisterin des Lebens nicht sicher sein. „Sobald als dies Gerücht erschollen", erzählt die Herzogin, „hat man von der andern Heirath erfahren; ich habe die guten Pariser recht lieb darum, daß sie sich so für mich interessirt haben." Zwischen Frau von Maintenon aber und der Herzogin, sowie zwischen der Herzogin und dem Könige hatte dieser mehrjährige Zwiespalt eine Spannung erzeugt, welche von Elisabeth Charlotte bitter empfunden werden sollte.

Zudem brachten die achtziger Jahre auch andere Gegensätze zum Vorschein, die nicht minder tief das Gemüth berührten. Denn was wäre nächst seiner Familie dem Menschen theuerer als seine Religion und sein Vaterland? Die Religion ist, wie der heimatliche Boden, wie das Aelternhaus, so innig mit unserm Wesen verwachsen, daß sie aufgeben einen Theil unsers Selbst aufgeben heißt. Bei fürstlichen Frauen hat man einen solchen Uebertritt von jeher milder aufgefaßt, vielleicht weil die Selbstentäußerung überhaupt der höchste Beruf des Weibes ist. Wo die Ehe jedoch kein solches Aufgehen der Gattin im Gatten herbeizuführen vermag, wo das Weib vollends, wie aus Einem

Gusse geformt, seinem Wesen unwandelbar treu bleibt, da wird es die Religion, die es leichthin verlassen hat, nicht ebenso leichthin vergessen. Elisabeth Charlotte befand sich in diesem Falle. Sie hatte bei ihrer Verheirathung den Katholicismus angenommen; aber der Geist der Reformation, der am kurpfälzischen Hofe ja zur schärfsten Ausprägung gelangt war, blieb ihrem Herzen fest eingewurzelt. Sie kann die Luther'schen Lieder bis in ihre spätesten Jahre nicht vergessen; oft, wenn sie allein ist, singt sie die lieben Melodien. So sang sie auch einst in der Orangerie ihres Schlosses den sechsten Psalm David's: „In deinem großen Zorn, darin ich bin verlorn, ach Herr Gott straf' mich nicht", ohne den Maler Rousseau zu bemerken, der an der Decke arbeitete. Als sie kaum den ersten Satz ausgesungen hatte, eilte Rousseau vom Gerüst herunter und warf sich ihr zu Füßen. Sie wußte nicht, daß er ein Reformirter war. Erschrocken rief sie: „Mein Gott, Hr. Rousseau, was ist Ihnen?" Er aber antwortete unter Thränen: „Ist es möglich, Madame, daß Sie sich unserer Psalmen und Gesänge noch erinnern? Der gute Gott segne Sie dafür und halte Sie aufrecht in dieser Gesinnung!" Daß die verfolgte Religion in den höchsten Hofkreisen eine warme Anhängerin fand, war für den glaubenstreuen Maler so ergreifend. Nach 25 Jahren noch gedenkt Elisabeth Charlotte dieses Vorfalls, indem sie ihrer Halbschwester versichert, daß sie der alten Gesänge noch viele auswendig wisse und sie oft singe. „Ich weiß es Luther recht Dank", sagt sie einmal, „hübsche Lieder gemacht zu haben; ich glaube, daß dies vielen Lust gegeben hat, lutherisch zu werden, denn das hat etwas Lustiges; aber die Mystik mit ihrer Contemplation wäre meine Sache nicht."

Sie wollte auch in der Religion nur das Vernunftgemäße; dem Wunderglauben war sie wenig hold, und

der Jesuitenpater de Linières, ihr Beichtvater, hatte einen schweren Stand. „Mein Beichtvater", schreibt sie, „ist raisonabel in allem, außer der Religion; die hat er gar zu einfältig und hat doch guten Verstand: die Auferzucht muß es thun. Er will, man solle alles admiriren und alle Bagatellen von Mirakeln glauben, und das kann ich nicht thun noch mir was weismachen lassen. Er sagt, ich wäre nicht gelehrig genug; ich habe ihm aber glatt heraus erklärt, daß ich zu alt sei, um einfältige Sachen zu glauben." Einst wurde von einem hohen Fürsten erzählt, der bekehrt worden sei, weil er ein Stück Holz vom Kreuze Christi ins Licht gehalten und es nicht gebrannt habe. Die Herzogin behauptete, das sei kein Mirakel: es gebe in Mesopotamien ein Holz, das nicht brenne. „Sie wollen kein Mirakel glauben", rief Linières. Elisabeth Charlotte war aber im Besitze solches Holzes; sie holte es herbei, überreichte es dem Pater zur genauen Ansicht, er schnitt ein Stück davon ab, warf es ins Feuer, und siehe da, es wurde glühendroth wie Eisen und brannte nicht. „Wer verhöhnt und bedutelt war", erzählt sie, „das war mein guter Beichtvater, denn ich konnte das Lachen nicht halten ... Wenn die Frau von Rathsamhausen" (eine treue Dienerin der Fürstin) „mich so mit meinem Beichtvater disputiren hört, sagt sie als recht possirlich: Ich hoffe zu Gott, Ew. königliche Hoheit werden Ihren Beichtvater endlich recht wohl erziehen."

Die Sache hatte aber auch ihre ernstere Bedeutung; eine so tiefgehende Meinungsverschiedenheit in religiösen Dingen trug mehr und mehr dazu bei, die deutsche Fürstin am französischen Hofe zu isoliren. Der katholische Gottesdienst befriedigte sie nicht; die mehrstündige Messe, die lange Musik erregten ihre Ungeduld. „Wenn ich dürfte", heißt es einmal in ihren Briefen, „liefe ich oft gern aus

der Kirche; wenn dies der Himmelsweg ist, komme ich gewiß nicht hinein.“ In ihrem Hause hatte sie einen Kaplan, „so in einer Viertelstunde die Meß expedirt: das ist meine rechte Sach“. Während der Predigten konnte sie sich des Schlafs nicht erwehren, und scherzend bemerkt sie einmal: „Heute werde ich in der Predigt nicht schlafen, denn wegen meines Hustens werde ich nicht hin.“ Auf die Geistlichen ist sie überhaupt nicht gut zu sprechen; sie schreibt ihnen eine fast ausnahmslose Ambition und dieser Ambition den religiösen Unfrieden zu. „Weder die reformirten Prediger noch die katholischen Pfaffen werden je zugeben, daß sich die drei christlichen Religionen vereinigen mögen; sie wollen alle regieren, und das ginge nicht an, wenn die Religionen sich vergleichen sollten.“ In echt religiöser und echt weiblicher Weise meint sie, die Religion sei dazu eingesetzt, die Einigkeit unter den Menschen zu unterhalten, nicht, daß sie einander plagen und verfolgen sollen; wenn man sich offenherzig miteinander verstehen wollte, so könnten sich ihrer Ueberzeugung nach alle Religionen vergleichen, sodaß nur Ein Hirt und Eine Heerde wäre.

Welch ein Gegensatz zu der Vernichtungspolitik, die Ludwig XIV. seit den achtziger Jahren gegen den Protestantismus befolgte, zu der Frömmelei, welche nun, dem von oben herab gegebenen Beispiele gemäß, mit augendienerischem Eifer von allen Seiten an den Tag gelegt wurde! Nicht immer hatte Ludwig sich zu dieser Richtung bekannt; es hatte eine Zeit gegeben, wo er die Hugenotten treue Unterthanen nannte und sie gütiger Behandlung würdig fand. Den von den Ereignissen allmählich herbeigeführten Umschwung seiner Gesinnung maß Elisabeth Charlotte nach Frauenart persönlichen Einflüssen bei, und ihr ganzer Groll traf wiederum die mächtige Frau von Main=

tenon, eine moralisch untadelhafte Frau, die freilich durch ihr Streben nach Verbesserung der Sitten zum guten Theil jene scheinheilige Devotion hervorgerufen hatte, die damals herrschend war und durch ihre Unnatur den tiefsten Widerwillen der biedern Herzogin erregte. „Ich kann nicht leiden“, heißt es in einem Briefe, „wenn Könige meinen, daß sie mit Beten Gott gefallen. Dazu hat er sie ja nicht auf den Thron gesetzt, sondern nur, um Gutes zu thun, Recht und Gerechtigkeit zu üben und die Pfaffen anzuhalten, daß die nichts anderes thun sollten als beten und sich weiter in nichts mischen. Wenn ein König morgens und abends betet, ist es schon genug; im übrigen soll er denken, soviel bei ihm steht, seine Unterthanen glücklich zu machen. Das sollte die rechte Devotion der Könige sein.“ Ludwig XIV. freilich glaubte auch, das Beste seiner Unterthanen zu fördern und ein Gott wohlgefälliges Werk zu thun, indem er die Hugenotten aus dem Lande stieß; und die Prediger bestärkten ihn durch ihren Beifall in diesem Glauben, zum großen Verdrusse der Herzogin, die inniges Mitleid für die Verbannten empfand und selbst Colbert's nationalökonomischen Ausspruch, daß viele Unterthanen der Könige Reichthum seien, zu ihren Gunsten in Anwendung brachte.

Da sie aus ihren Ueberzeugungen kein Hehl machte, so konnte es an Erörterungen nicht fehlen, aus denen Ludwig ihre Gesinnung erkannte. „Ich glaube, der König hier hält mich noch für hugenottisch“, äußerte sie einmal, und so blieb auch ihre Abneigung gegen die Devotion dem Könige nicht verborgen. Frau von Maintenon hatte z. B. auf ein Verbot gegen die Komödie gedrungen, und Ludwig XIV. ihr wenigstens insoweit nachgegeben, daß er selbst nicht mehr ins Theater ging. Elisabeth Charlotte ließ sich dadurch nicht irre machen; denn das Theater war

ihre angenehmste Zerstreuung. Als nun einst von der Kanzel herab gegen die Komödie geeifert und von ihr gesagt wurde, daß sie die Leidenschaften belebe, da wandte sich der König zu seiner Schwägerin mit den Worten: „Er predigt nicht gegen mich, da ich nicht mehr in die Komödie gehe; aber gegen Sie und andere, die sie lieben und besuchen." „Die Predigt ist dennoch auch gegen mich nicht gerichtet", erwiderte sofort die Herzogin; „denn sie gilt nur denen, deren Leidenschaften durch die Komödie erweckt werden. Zu diesen gehöre ich nicht; mich zerstreut sie nur, und das ist nichts Böses." Der König schwieg mausstill, erzählt die Schreiberin. Daß er ihr aber nicht widersprach, war kein Zeichen der Zustimmung, sondern vielmehr ein Symptom der Erkaltung und Entfremdung, die zwischen Ludwig XIV. und seiner Schwägerin eingetreten war. Die Verschiedenheit ihrer Bestrebungen und ihrer Gesinnungen hatte den alten Sympathien schweren Eintrag gethan. Elisabeth Charlotte hatte manche Wünsche des Königs unerfüllt gelassen, der mächtigere Ludwig seinerseits durch manche Handlung die Gefühle der Herzogin auf das äußerste verletzt. War bisher nur von den innern Vorgängen der Familie und des Staats die Rede, so ist nun auch noch die auswärtige Politik Frankreichs in ihrer Rückwirkung auf das Schicksal der kurpfälzischen Prinzessin zu betrachten.

Ludwig XIV. stand zu wiederholten malen im Kriege mit Deutschland; solche Kämpfe jedoch waren nicht im Stande, in der aus Deutschland stammenden Herzogin von Orleans streitende Gefühle hervorzurufen. Obwol sie mit vollem Rechte in ihrem siebzigsten Jahre ausrufen durfte: „Ich bin in allem noch ganz deutsch, wie ich all mein Leben gewesen", so fehlte ihr und den meisten Deutschen ihrer Zeit doch das Bewußtsein der Einheit ebenso sehr,

wie es den Deutschen des 18. Jahrhunderts gefehlt hat. Daher sympathisirte sie z. B. im Spanischen Erbfolgekriege weit mehr mit dem französischen Prätendenten Philipp als mit dem österreichischen Erzherzog Karl, wie sie andererseits dem englischen Könige Wilhelm, dem größten Gegner Frankreichs, ihre Bewunderung nicht versagen mochte; und der deutsche Sieg bei Hochstädt freute sie hauptsächlich deshalb, weil die Tapferkeit der brandenburgischen Truppen dem ihr nahe verwandten preußischen Königshause zum Ruhm gereichte. Auch hier wieder wandte sich ihr Interesse mehr den Personen als den Sachen zu; sie wünscht zu erfahren, ob der Fürst von Anhalt, der die Preußen befehligt, wol der sei, welcher die Apothekerstochter geheirathet [6]); mit Theilnahme erwähnt sie eines Vaters, der in der Schlacht seinen einzigen Sohn verloren, mehrerer Frauen, die ein ähnliches Unglück getroffen. „Man sieht nichts als betrübte Leute", klagt sie; „der Krieg ist eine abscheuliche Sache."

Einer dieser französisch-deutschen Kriege jedoch erweckte in ihrer Seele mehr als dies allgemein menschliche Mitgefühl. Es war der sogenannte Orleans'sche Krieg, der im Jahre 1688 zum Ausbruch kam. Mit dem Kurfürsten Karl von der Pfalz, dem Bruder der Herzogin von Orleans, war im Jahre 1685 der simmernsche Mannsstamm ausgestorben, und Philipp Wilhelm von Pfalz-Neuburg hatte nach Reichsgesetz und Testament die Kurlande in Besitz genommen. Ludwig XIV. jedoch erhob namens seiner Schwägerin ungegründete Ansprüche und griff nach längern Unterhandlungen zu den Waffen. Daß es seine Absicht nicht war, seinem Bruder die Kurlande zu verschaffen, konnte man aus dem Kriegsmanifest ersehen, in dem das Uebergewicht Deutschlands über die Türken als eine Gefahr für Frankreich bezeichnet wurde, der es durch Besetzung der deutschen Westgrenze begegnen müßte. Elisabeth Charlotte

ließ sich daher durch die Geltendmachung ihres Erbrechts nicht täuschen; sie erkannte darin nur einen Vorwand und durchschaute die Gedanken des Königs besser als ihr Gemahl. Als der Dauphin im September 1688 zur Uebernahme des Commandos nach Deutschland ging und von der Herzogin mit den Worten Abschied nahm, daß er für ihr Interesse den Krieg führe, antwortete sie ihm: „Wenn Sie auf meine Meinung achten wollen, so gehen Sie nicht hin! Denn mir kann es nur Schmerz und keine Freude bereiten, zu sehen, daß man sich meines Namens bedient, um mein armes Vaterland zu Grunde zu richten.“ Sie konnte noch nicht ahnen, daß dies in Wirklichkeit systematisch geschehen würde; sie dachte damals nur an die gewöhnlichen Schrecken des Kriegs. Es waren für sie schlimme Tage. Einst, als sie der Dauphine einen Besuch abstattete, kam der daselbst anwesende alte Herzog von Montausier, der Gouverneur des Dauphin, auf sie zu und sprach: „Madame, der Herr Dauphin ist Ihr Ritter; er steht im Begriff, Ihnen Ihr Land und Gut zu erobern.“ Da die Herzogin hierauf keine Antwort gab, fuhr er fort: „Sie scheinen, Madame, sehr kalt aufzunehmen, was ich Ihnen gesagt.“ „Ja, es ist wahr“, erwiderte nun die Fürstin, „ich nehme kalt auf, was Sie mir sagen. Denn ich wüßte nichts in der Welt, wovon ich nicht lieber sprechen hörte als hiervon. Ich sehe keinen Nutzen für mich daraus erwachsen, daß mein Name zum Verderben meines Heimatlandes dient. Ich kann nicht heucheln, aber ich kann schweigen; will man nicht, daß ich sage, was ich denke, nun, so zwinge man mich nicht, zu reden.“ Diese Worte drangen durch Zwischenträger bis an das Ohr des Königs, der darüber sehr ungehalten wurde. Während eines zehntägigen Unwohlseins der Herzogin ließ er nicht ein einziges mal nach ihrem Befinden fragen, und auf einen Brief,

den ſie ihm ſchrieb, erhielt ſie keine Antwort. Erſt als ſie wieder nach Fontainebleau kam, erfuhr ſie unter der Hand, daß der König ihr wegen jenes Geſprächs zürne. „Aber ich kann nichts dafür“, betheuert ſie; „warum geht man auch ſo wunderlich mit mir um? Alle Tage muß ich hören, wie man ſich präparirt, das gute Manheim zu brennen und zu bombardiren, welches der Kurfürſt, mein Herr Vater ſelig, mit ſolchem Fleiß hat bauen laſſen: das macht mir das Herz bluten, und man nimmt es mir noch übel, daß ich traurig darüber bin!“

Die Einnahme der Pfalz erfolgte indeſſen faſt ohne Kampf; Philippsburg und Heidelberg ergaben ſich im October, Manheim und Frankenthal im November; eine Capitulation ſicherte die Städte gegen jede Bedrückung und Verwüſtung. Die Bewohner ſchienen der Sache Eliſabeth Charlottens günſtig und faßten die Ankunft der Franzoſen in dieſem Sinne auf; auch Philipp von Orleans bat jetzt, man möge in dem eroberten Lande ihm huldigen laſſen — worauf der König natürlicherweiſe nicht einging. Da trat, dank der Engliſchen Revolution und der Initiative Wilhelm's III. von Oranien, jene große Coalition ins Leben, die den pfälziſchen Krieg plötzlich zu einem europäiſchen machte und Ludwig XIV. zur äußerſten Kraftanſtrengung zwang. Die franzöſiſche Armee war nicht zahlreich genug, um alle die eroberten Orte beſetzt zu halten; um ſie daher nicht wieder in Feindeshand fallen zu laſſen, erließ der Kriegsminiſter Louvois den Befehl, de brûler le Palatinat!

Jetzt, in den erſten Monaten des Jahres 1689, wurde Manheim ſo vollſtändig niedergebrannt, daß ein ſpäter wiederkehrender Bewohner der Stadt von weitem nichts als einen grauen Steinhaufen ſah; jetzt wurde der dicke Thurm des heidelberger Schloſſes in die Luft geſprengt,

die Neckarbrücke zerstört, in der Stadt selbst eine große Zahl von Häusern in Brand gesteckt, während General Melac auf dem Markte stand und sich an dem Anblicke des Jammers weidete; all die blühenden Ortschaften der Pfalz, zu beiden Seiten des Neckar, auf beiden Seiten des Rhein, gingen jetzt in Flammen auf und ihre hülflosen Bewohner waren dem Morde, der Mishandlung, dem Elend preisgegeben.

Elisabeth Charlotte hatte beim Könige vergebens für Heidelberg, ihren Geburtsort, und für Manheim gebeten; eben während sie um Schonung flehte, wurde das Werk der Zerstörung vollbracht. Mit wahrhaft dichterischer Tiefe der Empfindung nimmt sie die Schreckensbotschaft auf: „Sollte man mir aber das Leben darüber nehmen wollen, so kann ich doch nicht lassen, zu bedauern und zu beweinen, daß ich sozusagen meines Vaterlandes Untergang bin, und über das alle des Kurfürsten, meines Herrn Vaters, Sorge und Mühe auf einmal so über einen Haufen geworfen zu sehen. Alle Nacht, kaum daß ich ein wenig eingeschlafen, däucht mir, ich sei zu Heidelberg oder zu Manheim und sehe alle die Verwüstung, und dann fahre ich im Schlafe auf und kann in zwei ganzer Stunden nicht wieder einschlafen, denn mir kommt in Sinn, wie alles zu meiner Zeit war, in welchem Stand es nun ist, ja in welchem Stand ich selber bin, und dann kann ich mich des Weinens nicht enthalten.“ Es überkommt sie ein solcher Lebensüberdruß, daß sie das Schicksal ihrer Vorgängerin beneidet: „Wenn jemand hier mir den Dienst thun wollte, den man ihr geleistet, sie so in vierundzwanzig Stunden in die andere Welt zu schicken, würde ich es ihnen ja gar keinen Undank wissen.“ Immer und immer wieder quält sie der Gedanke, daß sie die Ursache alles Unglücks sei. „Daß man die armen Pfälzer in meinem Namen betrogen, daß die armen unschuldigen Leute aus Affection für den Kurfürsten,

unsern Herrn Vater selig, gemeint, sie könnten nicht besser thun als sich willig ergeben, sie würden mein sein und glücklicher leben als unter dem jetzigen Kurfürsten, weil ich noch von ihrer rechten Herren Geblüt bin, und daß sie sich nicht allein in dieser ihrer Hoffnung betrogen und ihre Affection sehr übel belohnt sehen, sondern dadurch auch in ein ewiges Elend gerathen sind — das schmerzt mich, daß ich es nicht verdauen kann." Es rührt sie tief, wenn man ihr erzählt, wie die armen Leute zu Heidelberg, sobald ein Franzose hinkommt, ihn haufenweise umringen, nach ihr fragen, hernach von ihrem Vater und ihrem Bruder reden und bitter weinen. Sie kann es nicht ohne Thränen hören, daß die armen Manheimer alle wieder in ihre Keller zurückgekehrt sind und darin wohnen wie in Häusern, ja alle Tage Markt halten, als wenn die Stadt noch im vorigen Stand wäre. Allmählich wol wich der wilde Schmerz einer mildern Wehmuth, aber diese begleitete sie ihr ganzes Leben hindurch. Wie zur Sühne ihrer Schuld, weiht sie dem mishandelten Lande fortan eine unbegrenzte Liebe; sie schwelgt in der Anhänglichkeit und in den Erinnerungen an die Stätte ihrer Jugend. In einem Briefe vom Jahre 1719 beschreibt sie weitläufig, nach Art gesprächiger Matronen, den Weg von Schwetzingen nach Heidelberg, um zu zeigen, daß sie diesen Weg ganz allein noch finden könnte. „Da seht ihr", ruft sie am Schlusse, „wie ich mein Heidelberg noch so wohl auswendig weiß!" „Es ist keine bessere Luft in der Welt", schreibt sie 1722, „als die zu Heidelberg." Froh gedenkt sie des Grabens im Schloßgarten, wo sie zu fischen gepflegt, des Oberthors, vor dem sie so oft morgens um 5 Uhr in den Bergen Kirschen gepflückt und ein gut Stück Brot dazu gegessen habe. „Wo aber ist das artige klare Bächelchen hingekommen", fragt sie ein andermal (1718), „so durch

den Garten floß und bei welchem ich so oft auf einem umgeworfenen Weidenbaume gesessen und gelesen, die Bauersleute von Schwetzingen und Offtersheim um mich herum und plauderten mit mir: divertirte mich mehr als die Duchessen im Cercle.“ Auch die Greuel der Verwüstung waren endlich ein Gegenstand ferner Rückerinnerung geworden; aber der Eindruck des Schreckens war unverwischbar geblieben. „Ich höre nie Manheim nennen ohne Seufzen“, schreibt sie 1699; „mein Gott, wie hat mich der Ort gejammert!“ „Wenn ich Manheim, Schwetzingen oder Heidelberg wiedersehen sollte, ich glaube, daß ich es nicht würde ausstehen können und vor Thränen vergehen müßte“ (1718).

Ist es zu verwundern, daß nach Erlebnissen dieser Art, die eine so erschütternde Wirkung auf das Gemüth der Fürstin übten, die Kluft zwischen ihr und ihrem königlichen Schwager, dem Urheber jener Schreckensscenen, sich mehr und mehr erweiterte? Den König erzürnte die Opposition der Herzogin, und er wußte sehr wohl, daß sie auch ihm grollte. In weiter Ferne lagen die Zeiten, wo Ludwig XIV. seine junge Schwägerin mit Gnadenbezeigungen überhäuft, wo er sie alle Samstage zum Mitternachtsschmause bei Frau von Montespan entboten, wo er bei jedem Begegnen ein freundliches Wort für sie gehabt, wo sie zweimal die Woche das Jagdvergnügen mit ihm getheilt hatte. Damals kam es wol vor, daß er bei einem Jagdunfall, der ihr begegnete, einem Sturz vom Pferde, bleich wie der Tod der erste bei ihr war, mit eigener Hand ihren Kopf von allen Seiten untersuchte, sie selber auf ihr Zimmer führte und hier noch einige Zeit bei ihr blieb, um abzuwarten, ob etwa eine Ohnmacht sie befiele. Wenn jetzt der König abends den großen Saal verließ, um einige Stunden im engsten Kreise zuzubringen, wurde der Herzogin, wie sie es

ausdrückt, die Thür vor der Nase verschlossen; das königliche Cabinet war für sie ein „Sanctum Sanctorum, wo sterbliche Menschen, wie ich bin, nicht hinkommen". Nur ein halbes Viertelstündchen täglich sieht sie den König, zwischen dreiviertel auf eins und eins; sonst nicht. Andere dürfen dreimal des Tages zu ihm. Vor allem aber hat Frau von Maintenon sich auf wunderbare Weise in dem Vertrauen des Königs behauptet. Sie ist ihm fast unentbehrlich geworden; sobald sie an einem Orte zusammenkommen, kann er keine Viertelstunde vergehen lassen, selbst wenn er den ganzen Tag bei ihr gewesen ist, ohne ihr etwas ins Ohr zu flüstern und heimlich mit ihr zu reden. Wir wissen bereits, welchen verderblichen Einfluß Elisabeth Charlotte ihr, namentlich auch in Bezug auf ihr eigenes Verhältniß zum Könige, zuschreibt. Auf sie scheint ihr das deutsche Sprichwort zu passen: Wo der Teufel nicht hinkommen kann, da schickt er ein alt Weib hin. Sie ist förmlich erfinderisch in gehässigen Prädicaten, die sie ihr beilegt. Sie nennt sie „die alte Zott", „die alte Rompompel", „die Pantekrate" (wahrscheinlich wol dem griechischen παντοκρατής, allmächtig, nachgebildet), „des großen Mannes alte Hutzel". Der „große Mann" ist eine ironische Bezeichnung des Königs, gegen den sie trotz aller Gereiztheit sich keiner schärfern Epitheta bedient.

Und wenn sie nun der Freundschaft des Königs verlustig geworden, wenn sie diesen von einer Frau beherrscht sieht, welche sie gleich den Günstlingen ihres Gatten zu ihren ärgsten Feinden zählt: wie hat sich inzwischen ihr eheliches Verhältniß gestaltet? Es ist das liebeleere Nebeneinander geblieben, als das wir es gleich im Anfange kennen gelernt, nur daß des Herzogs Antipathie sich jetzt häufig zu höhnender Kälte, ja bis zur Schadenfreude steigert. „Wenn der Hof in Paris ist", erzählt die Herzogin, „spielt

Monsieur alle Abende an einer großen Tafel Landsknecht; mir ist's nicht erlaubt, herbeizunahen, noch mich bei dem Spiele sehen zu lassen; denn Monsieur hat den Aberglauben, daß ich ihm Unglück bringe, wenn er mich sieht." Ihm ist es erwünscht, daß seine Gemahlin beim König in Ungnade steht, und Elisabeth Charlotte glaubt bemerkt zu haben, daß Ludwig sich dessen wohl bewußt ist und sowol Härte gegen sie als auch Gunst gegen die Favoriten zeigt, so oft er seinen Bruder bei guter Laune erhalten will. Denn das Favoritenwesen hat nicht aufgehört. Ganze Nächte hindurch zecht der Herzog mit seinen Galans, verspielt hohe Summen, verschenkt oft 100000 Frs. an einen einzelnen, sodaß er Silberzeug und Juwelen verkaufen oder verpfänden muß. Inzwischen leidet seine Familie Mangel; die Herzogin ist nie bei Geld und entbehrt oft das Nöthigste. Wenn sie Hemden oder Leintücher anschaffen will, muß sie Jahr und Tag darum betteln, während ein Kammerherr des Herzogs, La Carte, 10000 Thlr. erhält, um für ihn Weißzeug aus Flandern zu besorgen. Gemeinnützige Bestrebungen ließen sich unter solchen Umständen nicht von ihr erwarten. Elisabeth Charlotte erschrickt bei dem Gedanken, daß sie, wenn ihr Mann sterben sollte, von der Gnade des Königs abhängig sein würde. Ihr Mann aber erklärt ganz offen, da er anfange alt zu werden, so habe er keine Zeit zu versäumen und wolle nichts sparen, um sich bis an sein Ende lustig zu machen; die ihn überleben würden, mögen dann zusehen, wie sie auskämen; er habe sich selber lieber als Frau und Kinder, und wolle deshalb nur für sich sorgen, solange er zu leben hätte.

Elisabeth Charlotte ließ ihn gewähren und sagte kein Wort, das ihm misfallen konnte. Nur der Tante in Hannover klagte sie ihr Leid, „weil ich Ew. Liebden allezeit alles vertraue, was mich angeht". Der Herzog aber glaubte

einer Beschwerde beim Könige stets dadurch zuvorkommen zu müssen, daß er seine Gemahlin verleumdete, ihr nachsagte, sie hasse den König. Und so sucht er sie auch bei andern unbeliebt zu machen; Dienern, die ihr ergeben sind, thut er alles Mögliche zu Leide, und die sie geringschätzen, sind bei ihm am besten angeschrieben. Wenn sie ihn dann wol einmal vorwurfsvoll fragt: „Warum wollen Sie mich verhaßt machen?" so antwortet er nicht, schüttelt den Kopf und lacht. „Ich thue mein Bestes", schließt sie, „lebe höflich und mit großem Respect und thue alles, was er will; Ew. Liebden können aber wol glauben, daß dies kein glückliches, noch angenehmes Leben macht." Noch am 19. April 1701, kaum zwei Monate vor dem Ableben des Herzogs, berichtet sie, ohne sich selbst zu täuschen: „Monsieur ist, wie er allezeit gewesen; und ob er mir zwar gute Worte gibt und dem Ansehen nach wohl mit mir lebt, so mag er mich doch in der That nicht leiden." So endete eine dreißigjährige Ehe, freudlos, wie sie begonnen hatte.

Auch der Kinder konnte die Herzogin nicht recht froh werden; denn der Vater ging geradezu darauf aus, sie ihrer Mutter zu entfremden. Er suchte diese des ihr gebührenden Einflusses auf die Tochter dadurch zu berauben, daß er sie möglichst viel voneinander getrennt hielt; auch flößte er ihr Haß gegen die Deutschen ein. Dennoch wollte ihm dies Bemühen nicht recht gelingen: trotz der schlechten Gesellschaft, von welcher die junge Elisabeth Charlotte sich umgeben sah, blieb sie zur Freude der Herzogin sittenrein und ihrer Mutter in Liebe zugethan. Sie würde ihr manche Stunde der Vereinsamung erleichtert haben, wenn sie immer an ihrer Seite geblieben wäre. Aber ihre im Jahre 1698 erfolgte Heirath entsprach ja dem mehrjährigen Wunsche der Mutter, und die nunmehrige Herzogin von Lothringen erfreute sie fortan durch eine liebreiche Correspondenz.

Mit ihrer Schwiegertochter trat Elisabeth Charlotte zu keiner Zeit in eine engere Beziehung; gleich in den ersten Jahren ihrer Verwandtschaft waren sie selten beisammen, und „morgens und abends bon jour und bon soir zu sagen, ist bald gethan“. Auch später vergingen oft vierzehn Tage, ohne daß die Herzogin von Chartres ihre Schwiegermutter besuchte; sie hatte zudem die boshafte Gewohnheit angenommen, in ihrer Gegenwart kein Wort zu sprechen.

Der Herzog von Chartres endlich betrog die Erwartungen der Mutter auf das schmerzlichste. Er führt, unter dem Beifall seines Vaters, ein tolles Leben, durchrast ganze Nächte und legt sich dann um 8 Uhr morgens zu Bette; er sieht oft aus, als wenn man ihn aus dem Grabe gezogen hätte. Das betrübt die Mutter um so mehr, als er gute Anlagen und Kenntnisse, ja auch eine natürliche Hinneigung zum Bessern besitzt. Gegen sie selbst zeigt er sich kalt und ungehorsam, er thut oft, was sie ihn zu unterlassen gebeten, und benimmt sich gegen diejenigen, mit denen sie ihn nicht gern umgehen sieht, nur desto freundlicher. Sie überzeugt sich, daß er nichts nach ihr fragt, daß ihr Leben und ihre Freundschaft ihm gleichgültig sind. „Mein Entschluß ist nun gefaßt: ich sage ihm nichts mehr, rede mit ihm wie mit einem ganz blutsfremden Menschen von indifferenten Sachen. Allein nicht vertraulich mit denen reden zu können, so man herzlich liebhat, macht das Leben nicht angenehm. Mein Sohn ist auch eine von den Ursachen, daß ich so einsam lebe; denn da ich nicht vertraulich mit ihm leben kann, ist mir das übrige verleidet, bin also lieber allein, lese, schreibe und amusire mich mit meinen Steinchen“ (auch mit Hunden und andern Thieren beschäftigte sie sich gern), „gehe spazieren, jage etlichemal, so geht die Zeit doch hin, zwar nicht mit großer Lust, doch ohne Mühe, solange ich gesund bleibe“ (1700).

Die Disharmonie zwischen Elisabeth Charlotte und ihrer Umgebung hatte nun, gegen Ende des Jahrhunderts, wol ihren Höhepunkt erreicht. Es war ein Zustand völliger Isolirung. „Hier an diesem großen Hofe“, schreibt sie 1698, „habe ich mich schier zum Einsiedler gemacht, und es sind gar wenige Leute hier im Land, mit welchen ich oft umgehe. Ganze Tage lang bin ich allein in meinem Cabinet, worin ich mich mit Lesen und Schreiben occupire. Kommt jemand, mich zu sehen, so sehe ich sie einen Augenblick, rede von Wetter oder Zeitungen, dann wieder in meine Einsamkeit!“

Da starb im Jahre 1701 der Herzog, ihr Gemahl. An einem Abend des Monats Juni, beim Nachtessen, erkrankte er plötzlich und war am folgenden Mittag eine Leiche. Sowol der König als Frau von Maintenon waren in früher Morgenstunde herbeigeeilt und hatten der Herzogin Trost eingesprochen. Nachmittags ließ der König sich nach ihrem Befinden erkundigen, Frau von Maintenon aber ihr durch den Herzog von Chartres sagen, daß jetzt die rechte Zeit für sie wäre, sich mit dem Könige zu versöhnen. Die verwitwete Herzogin erinnerte sich nun auch, wie häufig ihre Tante Sophie ihr gerathen hatte, der Maintenon die Hand zum Frieden zu bieten, und so ließ sie denn diese Dame jetzt um einen Besuch bitten. Frau von Maintenon erschien, Elisabeth Charlotte dankte ihr für ihre herzliche Theilnahme, gestand ein, daß sie ihr bisher gezürnt, weil sie geglaubt habe, Frau von Maintenon hasse sie und entziehe ihr des Königs Gnade; nun aber sollte alles vergessen sein, wenn sie ihre Freundin sein wolle. Frau von Maintenon antwortete hierauf in beredten Worten, sicherte der Herzogin ihre Freundschaft zu, und sie umarmten einander. Elisabeth Charlotte fragte nun, wie sie es anfangen solle, um beim Könige wieder in Gnade zu kommen;

Frau von Maintenon rieth ihr, sich ganz offenherzig gegen ihn auszusprechen, ihm frei zu bekennen, daß sie ihr und ihm gegrollt habe, und warum. Bei ihrer nächsten Zusammenkunft mit dem Könige befolgte die Herzogin diesen Rath; zugleich rechtfertigte sie sich wegen ihres Briefwechsels mit der Kurfürstin von Hannover; ihr Gemahl hatte ihr nämlich einmal gesagt, daß der König über die Indiscretion in ihren Briefen an die Tante böse sei. Kurfürstin Sophie, erklärte sie unumwunden, sei ihre vertrauteste Freundin auf Erden, ihr habe sie zu allen Zeiten ihr Herz offenbart, wie in den Zeiten der Gnade, so in den spätern trüben Tagen. Der König erwiderte, er wisse nichts von ihren Briefen, er habe keinen gelesen, es sei nur eine Einbildung von Monsieur gewesen, er misbillige es durchaus nicht, daß sie ihre Tante wie eine Mutter ehre und liebe. Elisabeth Charlotte wurde immer wärmer und zutraulicher: so übel sie der König auch behandelt, so habe sie ihn doch stets geachtet und geliebt, ja allezeit große Freude empfunden, wenn er sie nur bei sich gelitten. „Hätte ich Sie nicht geliebt", sagte sie treuherzig, „so hätte ich ja Frau von Maintenon nicht so sehr deshalb gehaßt, daß sie mir, wie ich meinte, Ihre Gunst entzog." Der König lachte, umarmte die Herzogin und bat sie das Vergangene zu vergessen. Es war eine aufrichtige, dauernde Versöhnung zweier Menschen, zwischen denen von jeher eine unverkennbare Seelenverwandtschaft bestanden hatte.

Fortan gehörte die Herzogin wieder zu dem engern Gesellschaftskreise des Königs. Sie gingen und fuhren miteinander spazieren, besuchten sich gegenseitig, und Elisabeth Charlotte fehlte auch in dem Salon der Frau von Maintenon nicht, wenn daselbst ein neues Musikstück zur Aufführung kam. Sie scheute sich nicht, kleine Beschwerden vor den König zu bringen, und fand bei ihm jederzeit

freundliches Gehör und ein gerechtes Urtheil. Der König befördert ihren Sohn im Heere und es gelingt diesem, Saragossa trotz feindlicher Uebermacht einzunehmen und durch die Eroberung von ganz Aragonien sich Dank und Anerkennung zu erringen. Als die Siegesbotschaft sich am Hofe verbreitet hatte, statteten der König, der Dauphin und dessen Söhne der Herzogin einen Besuch ab und beglückwünschten sie; auch alle Herren und Damen vom Hofe kamen, nur Frau von Maintenon wurde vermißt.

Es war dies nicht die einzige Freude, welche Philipp II. von Orleans seiner Mutter jetzt bereitete. Seit dem Tode des Vaters war er gegen sie wie umgewandelt, und „glaubt mir, es ist viel", schreibt sie noch im Jahre 1701, „daß mein Sohn mich liebhat, denn dazu ist er wahrlich nicht erzogen worden; man hat von seiner zarten Jugend an mit Fleiß daran gearbeitet, ihn von mir abzuziehen; doch sein gut Naturell hat die Oberhand gewonnen". In seinen spanischen Briefen versichert er sie seiner tiefsten Ehrfurcht und Liebe. Er ist nicht nur im Kriege, sondern auch im Rathe tüchtig und arbeitet viel mit dem König und den Ministern. „Er liebt weder Jagen noch Schießen oder Spielen", so schildert ihn mit Genugthuung die Mutter (1709), „aber er liebt alle freien Künste, und über alles die Malerei und Gemälde, worauf er sich, wie die Maler sagen, sehr wohl versteht; er liebt das Destilliren; er liebt die Conversation und spricht nicht übel; er hat wohl studirt und weiß viel, denn er hat ein gut Gedächtniß; er liebt die Musik und liebt die Weiber: ich wollte, daß dies ein wenig weniger wäre." In seinem gelehrten Eifer unterhält er seine Mutter oft von Dingen, die ihr fern liegen; und wenn er ihr z. B. begreiflich machen will, inwiefern er Leibniz' Philosophemen nicht beistimmen könne, so vermag sie ihm nicht zu folgen. Solche streng wissenschaftliche

Streitfragen überläßt sie gern dem Forum der Männer, denn ihr gehe es in solchen Dingen, sagt sie, wie dem Pickelhering, wenn er Richter ist: ihr däucht, der letzte, der spreche, habe allezeit recht; oder wie den Kindern, so Papa und Mama lieb haben. Aber es macht ihr doch Vergnügen, ihrem Sohne zuzuhören; denn „es steht ihm zehnmal besser, wenn er ernsthaft redet, als wenn er Possen treiben will; das Ernsthafte ist ihm natürlich". Ihrem Kopfe fehlt das Verständniß, aber ihr liebebedürftiges Herz ist befriedigt; ihr ist wohl zu Muthe in dem Bewußtsein, einen liebenden und geliebten Sohn an ihrer Seite zu haben.

Immer näher trat sie nun auch den übrigen Mitgliedern des königlichen Hauses, sie fühlte sich mehr und mehr mit der Familie verwachsen. Besondere Zuneigung aber schenkte sie dem jüngsten von den drei Söhnen des Dauphin, dem Herzog von Berri. Er war einst von der sterbenden Dauphine, einer bairischen Prinzessin, ihrer Obhut empfohlen worden; damals, im Jahre 1690, war er vier Jahre alt. Sehr bald zeichnete er sich durch Munterkeit vor seinen Brüdern aus. „Er kann nicht, wie seine zwei Herren Brüder, stämmig bleiben, es ist ein rechter rauschenblatten Knecht." Elisabeth Charlotte sah in ihm ihre eigene Jugend wieder; sein Temperament sagte ihr zu. „Wen ich von Herzen liebhabe, als wenn er mein Kind wäre", schreibt sie im November 1700, „das ist der Duc de Berri; das ist ein artig Kind, immer lustig und plaudert ins Gelag hinein, recht possirlich." Der Knabe war nun zum vierundzwanzigjährigen Manne herangereift und gefiel auch jetzt noch der Herzogin durch seinen leichten Muth. „Der Duc de Berri ist gar nicht devot, hat keine Consideration weder vor Gott noch Menschen und ist über nichts in Sorgen, wenn er sich nur divertirt." Welch frohe Ueber=

raschung war es daher, als ihr Sohn im Juni 1710 ihr im Namen des Königs die Mittheilung machte, daß seine Tochter den Herzog von Berri heirathen solle — ihr Berri also sollte ihr Enkel werden! Des Dankes voll kommt sie zum König. „Diese Heirath“, sagt sie, „überschüttet uns mit Ehre und Freude.“ „Ihre Freude macht mir viele Freude“, erwiderte der König. Abends wurde die Verbindung am Hofe bekannt gemacht. Der älteste Bruder des Bräutigams, der Herzog von Bourgogne, und seine Frau beeilten sich, Berri seiner Großmutter vorzustellen. Bald kamen auch der König und der Dauphin hinzu, und das Zimmer der Herzogin blieb bis zum späten Abend mit Glückwünschenden gefüllt. Gleich am andern Tage machte sie der Frau von Maintenon einen Besuch, um ihr für ihren Antheil am Zustandekommen der Heirath zu danken.

Wol kamen nun wieder trübe Tage; aber es waren Tage des gemeinsamen Schmerzes, die die Gemüther nicht trennten, sondern inniger verbanden. Binnen elf Monaten, zwischen April 1711 und März 1712, verlor Frankreich drei Dauphins, den Sohn, den ältesten Enkel und den ältesten Urenkel Ludwig's XIV. Elisabeth Charlotte war tief ergriffen von Leid und Mitleid. „Ich glaube nicht“, schreibt sie, nachdem im Februar 1712 der Herzog von Bourgogne seiner Gemahlin wenige Tage später in den Tod gefolgt war, „ich glaube nicht, daß erlebt ist worden, was man hier sehen wird, nämlich Mann und Frau in Einem Wagen nach St.-Denis zu führen. Ich bin noch so voller Schrecken, daß ich mich nicht erholen kann; ich weiß schier nicht, was ich sage.“ Am tiefsten erregte sie der Anblick des Königs. Nach dem Tode des Sohnes ist er „in einer Betrübniß, die einen Stein erbarmen möchte; er gibt alle betrübten Ordres mit großer Standhaftigkeit, aber alle Augenblicke kommen ihm die Thränen in die

Augen; er jammert mich wol von Grund meiner Seelen". So scheint ihr auch der Tod der Herzogin von Bourgogne ein unersetzlicher Verlust für den König: „sie war alle sein Trost und Vergnügen und konnte allezeit etwas finden, ihn wieder lustig zu machen, so unlustig er auch sein mochte; an allen Orten fehlt sie dem König". Als vollends im Mai 1714 auch der Herzog von Berri eines frühzeitigen Todes starb, da war das Leid auf beiden Seiten gleich. „Der König", erzählt die Herzogin, „hat das heilige Sakrament selber geholt, und wir alle wohnten dieser traurigen Ceremonie bei, so dreiviertel Stunden währte; das Herz wollte einem bersten."

Inmitten dieser entsetzlichen Heimsuchungen mischte sich noch einmal ein Mißton in die gemeinsamen Gefühle: man beschuldigte in Paris Philipp von Orleans des Vergiftungsmordes an dem Herzog und der Herzogin von Bourgogne und ihrem Kinde; Frau von Maintenon theilte diesen Verdacht zum großen Verdrusse der Mutter, die das Ganze nur als eine Cabale des ehrgeizigen Herzogs von Maine ansah. Ludwig XIV. jedoch schenkte dem Gerücht von vornherein keinen Glauben, und die Todtenschau bestätigte seine Meinung. Als die Aerzte dem König ihren Bericht erstatteten, wandte er sich zu Frau von Maintenon um und sprach: „Nun, Madame, habe ich Ihnen nicht gesagt, daß, was Sie mir von meinem Neffen erzählten, falsch sei?"

Endlich nahte auch Ludwig's XIV. Todesstunde. Es war in den letzten Tagen des Monats August 1715; schon hatte der Kranke die Sakramente empfangen und mit einer Ruhe, als ob er nur eine Reise anträte, seine Anordnungen getroffen: nun ließ er die Verwandten rufen, um ihnen Lebewohl zu sagen. An Elisabeth Charlotte richtete er die herzlichsten Abschiedsworte: er habe sie allezeit ge-

liebt, mehr als sie selber gemeint; es sei ihm leid, daß er ihr jemals Verdruß bereitet; er hoffe, sie werde sich seiner manchmal erinnern, denn er sei überzeugt, daß sie ihn stets liebgehabt; er wünsche ihr sterbend Glück und Segen und daß sie ihr Leben vergnügt zubringen möge. Die Herzogin warf sich auf die Knie, ergriff seine Hand und küßte sie: der König umarmte sie noch einmal zum letzten Abschied. [7])

Elisabeth Charlotte hat Ludwig XIV. nur sieben Jahre überlebt. Es waren die Jahre ihres höchsten äußern Glanzes, denn ihr Sohn war der Regent von Frankreich. Sie enthielt sich jedoch jeder Einmischung in die Staatsgeschäfte; sie kannte keinen Wunsch, als das Glück und den Ruhm ihres Sohnes. Allerdings ging dieser Wunsch nicht in Erfüllung; sie mußte sehen, welche Erbitterung gegen ihn herrschte; und so verursachte ihr seine Regentschaft mehr Unruhe und Sorge als Freude. Auch schmerzte es sie, daß er so selten ihr angehörte. „Zu des Königs Zeiten war mein Sohn ganze Tage bei mir; nun sehe ich ihn kaum eine Stunde in einem Monat.“ Ihr gegenseitiges Verhältniß aber war ein zärtliches, ungetrübtes. „Mein Sohn lebt mit mir“, schreibt sie 1721, „in großer Freundschaft; er war bang, daß ich sterben würde, und froh, wie er mich hat genesen sehen. Seine Besuche sind mir gesünder als das Quinquina (Chinarinde); sie thun mir nicht weh im Magen und erfreuen mir das Herz. Er erzählt mir als etwas Possirliches, so mich lachen macht; er hat Verstand und erzählt gar artig, er ist von Natur eloquent. Nutz bin ich meinem Sohne nicht, aber ich habe ihn als eine treue Mutter wohl herzlich lieb.“

Ihre bisher unerschütterte Gesundheit fing jetzt endlich, in ihrem siebzigsten Lebensjahre, an wankend zu werden; sie fühlte die Nähe des Todes und sehnte sich danach, auch

ihre Tochter in Lothringen noch einmal wiederzusehen; die Kinder derselben kannte sie noch gar nicht. So entschloß sie sich, im October des Jahres 1722 zur Krönungsfeier Ludwig's XV. nach Rheims zu gehen, um dort mit der Herzogin von Lothringen und deren Kindern — zu ihnen gehörte Franz Stephan, der spätere Gemahl der Kaiserin Maria Theresia — einige glückliche Tage zu verleben. Gleich nach ihrer Rückkehr erkrankte sie an der Wassersucht, und kaum einen Monat später, am 8. Dec. 1722, verschied sie in ihrem Schlosse zu St.-Cloud. Ohne allen Pomp wurde sie, ihrem letzten Willen gemäß, am 10. Dec. nach St.-Denis gebracht, woselbst am 13. Febr. die Exequien gefeiert wurden. Der Herzog von Orleans war während ihrer Krankheit nicht von ihrer Seite gewichen, und Saint-Simon, der am Tage nach dem Ableben der Mutter um ihn war, sah ihn bitter weinen. Elisabeth Charlotte starb im Vollbesitze der Liebe ihrer Kinder; ein rechtzeitiger Tod schützte sie vor dem Grame, ihren Sohn, kaum funfzig Jahre alt, in das Grab sinken zu sehen.

Mit welchen Gefühlen wir von ihrem Bilde scheiden? Ein so bewegtes Frauenleben muß unsere Theilnahme erregen; einem so festen und reinen Charakter gebührt unsere Achtung. Heben wir aber vor allem ihr unbesiegbares Deutschthum hervor, um dessentwillen der oft erwähnte Saint-Simon sie eine Allemande au dernier point, und eine venetianische Relation tutta di core Allemanno nennt. [8]) „Frankreich wird mir wol mein Gemüth nicht ändern", spricht sie mit Zuversicht aus, und Frankreich hat ihr treu deutsches Gemüth nicht geändert. Wie die alten Fuhrleute, wenn sie nicht mehr fahren können, noch gern die Peitsche klacken hören, so thun ihre Verwandten daheim ihr einen rechten Gefallen, wenn sie ihr von Zeit zu Zeit berichten, wie es in Deutschland zugeht. „Ich kann nicht

leiden", ruft sie, „wenn die Deutschen anders als deutsch sein wollen und ihre Nation verachten; die so sind, taugen gewöhnlich nicht ein Haar." Um dieser während eines funfzigjährigen Aufenthalts im Auslande unerschütterlich bewährten Gesinnung willen verdient sie Bewunderung; das vor allem macht sie zu einer so erfreulichen Erscheinung, zu einem Musterbilde für deutsche Frauen und — deutsche Männer!

Anmerkungen.

1) Auf derselben Correspondenz beruht auch die recht feine, wenngleich von Irrthümern nicht freie und nicht genug concentrirte Charakterzeichnung von „Madame, mère du Régent“ im neunten Bande der „Causeries du lundi“ von Sainte-Beuve, S. 32—62. In beiden Darstellungen bleibt, wie es in der Natur der zu Grunde liegenden Correspondenz liegt, das Hauptverhältniß der Herzogin, die Beziehung zu ihrem Gemahl, fast ganz unerörtert.

2) Vgl. unten S. 155: „Der Duc de Berri kann nicht wie seine zwei Herren Brüder stämmig bleiben, es ist ein rechter rauschenblatten Knecht.“ Das Bild ist also vom Baume hergenommen, der Stamm dem rauschenden Blatte entgegengestellt.

3) Ueber seine Händel mit dem Prinzen von Conti, dem Schwiegersohne des Königs, gibt Frau von Sévigné, Lettres, VII, 201—203 (Ausgabe von Grouvelle, 1806), nähere Auskunft.

4) „Ich habe nur die Wachtelhund' gesehen, so die lieb haben und caressiren, so ihnen Uebles thun und sie schlagen; aber bei Menschen geht das nicht an“ (15. Jan. 1699).

5) Frau von Sévigné erzählt von diesen Dingen in ihren „Lettres“ nichts; die Angabe bei Schütz, S. 91, ist eine irrige.

6) Fürst Leopold von Anhalt-Dessau hatte allerdings Anna Luise, die Tochter des Apothekers Föhse in Dessau, zur Frau genommen.

7) „Ein, wenn ich mich so ausdrücken darf, sympathischer Zug der Größe fesselte Madame an Ludwig XIV. Unbewußte Seelenverwandtschaft erzeugt jene lautern, auf Achtung und Ver-

ehrung beruhenden Beziehungen; und große Seelen, so verschieden auch der Charakter ihrer Größe sein mag, fühlen sich heraus und gleichen einander. Sie schätzte, sie ehrte, darf ich das Wort wagen? sie liebte jenen großen König, weil sie selbst groß war. Sie liebte ihn, als er größer war denn sein Glück; sie liebte ihn noch mehr, als er größer war denn sein Unglück. Sie hat dem sterbenden Fürsten, sie hat seinem Andenken bittere Thränen geweiht; sie vermißte ihn in jenem stolzen Palaste, den er mit dem Glanze seiner Person und seiner Größe erfüllt hatte, und sprach es oft aus, daß er darin fehle; sie empfand seit seinem Tode eine tiefe Wunde, und all der Ruhm ihres Sohnes hat ihr diesen Schmerz nicht nehmen können.“ (Aus der am 18. März 1723 zu Laon gehaltenen Gedächtnißrede des Jesuitenpaters Cathalan.)

8) Foscarini bei Ranke, Französische Geschichte, V, 246.

Römer und Germanen im 4. Jahrhundert.

Von

Rudolf Köpke.



Es liegt in dem Wesen des Menschengeschlechts, den Weg seiner Entwickelung durch den Widerstreit der mannichfachsten Gegensätze hindurch zu gehen und seinem Ziele sich allmählich zu nähern. Kaum jemals ist die Welt von diesem Kampfe mehr erfüllt gewesen als in den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung, seit der erobernden Macht Roms der Freiheitsmuth der Germanen, dem alternden Weltreiche die volle Naturfrische der jugendlichen Völker, und den verfallenden National- und Kunstculten der still, aber unüberwindlich umbildende Gedanke des Christenthums entgegengetreten war. Auf der einen Seite stritt eine große Vergangenheit, eine größere Zukunft auf der andern.

Zuerst waren die Germanen entschieden im Nachtheil gewesen, einen Augenblick hatte es den Anschein, als würden auch sie jenen furchtbaren Schlachtruf, der den Besiegten endloses Wehe verkündet, an sich erfahren; aber sie retteten ihre Volksthümlichkeit und widerstanden dem Sturme. Dann war eine Zeit des Gleichgewichts eingetreten, endlich gewannen sie das Uebergewicht. Seit dem Ausgange des 3. Jahrhunderts war ihr Sieg unzweifelhaft, nur wie lange die Römer sich noch in ihrer Stellung behaupten würden, konnte fraglich sein. Der Kampf nahm einen andern vernichtenden Charakter an, man fühlte, um das Dasein handele es sich; dort krampfhaftes Anklammern an Besitz und Herr-

schaft, hier wachsende Beutegier und ungezähmte Streitlust, die in der Gewohnheit des Zerstörens zu verwildern drohte. Auch die Germanen hatten von ihrer natürlichen Sitteneinfalt viel eingebüßt, und von den überbildeten Gegnern manches Laster eingetauscht. Unaufhaltsam löste sich der Kern der alten Natur bei Freund und Feind auf.

Manches Jahrhundert hatten zahllose Menschen auf dem Boden unerschütterter Ueberlieferung ein Dasein geführt, das die Gewohnheit nicht anders zu denken vermochte. Was von ewiger Dauer geschienen, stürzte jetzt zusammen und begrub die Trotzenden wie die Zagenden unter den Trümmern.

Der Zustand des römischen Reichs war trostlos. Das stolze Geschlecht der Eroberer war klein geworden, es kroch im Staube vor seinen gefürchteten und doch verachteten Tyrannen, die trunken von Blut und wahnwitzigen Lüsten sich Götter der Erde träumten, da sie doch kaum Menschen waren! Ihrem Genius wurden Spenden dargebracht, auf ihren Altären Opferflammen angezündet, bis man dieses Dienstes müde, den Gott von seinem Sitze stieß, um sich vor einem andern, vielleicht noch blutigern zu beugen. Jenes strenge Recht, welches die Kräfte der Völker zerbrochen hatte, vermochte die Römer selbst vor schmählicher Knechtschaft nicht zu bewahren. Zwar seit Konstantin sich zur neuen Lehre bekannte, hörte der Götzendienst des Kaiserthums auf, aber von außen wie im Innern blieb des Elends immer noch genug.

Gleich einer unaufhaltsam wachsenden Sturmflut hatten seit dem Ende des 3. Jahrhunderts die Angriffe der Alamannen und Franken alle Dämme und Grenzwehren durchbrochen, und vernichtend hatten ihre wilden Scharen sich über die germanischen und gallischen Provinzen des Reichs ergossen. Ja in Oberitalien waren in der Zeit Aure=

lian's Alamannen eingedrungen, hatten das Land verheerend durchstreift, und die Herrscherin der Welt hatte vor ihnen gezittert. Wie zur Zeit des cimbrischen Schreckens gewährten die Alpen keinen Schutz, aber Rom hatte keinen Marius mehr.

Bezeichnend für diese zerstörende Wuth sind die Raubzüge des ältern alamannischen Königs Chrok. „Was muß ich thun, um den Namen des Großen zu gewinnen?" fragte dieser nach einer spätern Erzählung seine Mutter. Sie antwortete: „Mein Sohn, wenn du einen großen Ruhm in der Welt haben willst, so zerstöre den prächtigen Bau der Tempel, welchen die Alten errichtet haben, zerstöre die glänzenden Städte, ihre Einwohner schlage mit dem Schwerte. Denn du vermagst keine bessern Häuser herzustellen, noch deinen Ruf weiter zu verbreiten." Darauf ging er über den Rhein und that nach den Worten seiner Mutter. Er überfiel Mainz, Trier, Metz, den Bischof Desiderius von Langres ließ er enthaupten, einen andern mit Knitteln todtschlagen, und in Clermont zerstörte er einen alten berühmten Tempel. Nur mit Mühe fielen die starken Mauern der Städte und Kirchen unter den Schlägen der Zerstörer, aus den Trümmerhaufen schlugen die Flammen empor. Erst an der untern Rhone bei Arles ward der furchtbare Häuptling gefangen und verfiel selbst einem grausamen Tode.

Mit Bestürzung fragten die Römer: „Woher diese furchtbaren Horden, diese Alamannen, diese Franken?" Es waren unerhörte Namen, die weder Tacitus noch Ptolemäus gekannt hatten.

Ein Geschichtschreiber jener Zeit, dem das Zeugniß genauer Kenntniß der germanischen Welt ertheilt wird, Asinius Quadratus, deutete den Namen der Alamannen dahin, er bezeichne ein gemischtes, aus verschiedenartigen Bestandtheilen zusammengesetztes Volk. Es sollten allerlei

Mannen sein, eine Ansicht, die sich mit Unrecht lange erhalten hat. Denn durch die Bande gemeinsamer Abstammung wurden sie doch zusammengehalten, und Sprache, Sitte und Recht ließen sie als ein geschlossenes volksthümliches Ganzes erscheinen, wenngleich sie noch keine politische Einheit bildeten, sondern unter ihren Königen und Herzogen in unabhängigen Gruppen auftraten. Im wesentlichen waren sie aus den alten Herminonen und Sweben, die Franken aus den Iscävonen hervorgegangen. Diese Umbildung, welche mit dem Untergange des ältesten germanischen Volksstaats zusammenhängt, mußte in dem Jahrhundert von Trajan bis Caracalla, in dem die Westgermanen der historischen Kunde sich beinahe vollständig entziehen, erfolgt sein.

Die neue Sprachforschung hat in den Alamannen die Männer vor allen andern, d. h. unter allen die streitfertigsten erkannt; denn auf Tüchtigkeit deutet die verstärkende Vorsilbe hin. Ebenso stolz verkündet der Name der Franken ihre Freiheit. Schwerlich ist er aus der Bezeichnung der altgermanischen Waffe, der Frame, hervorgegangen; ihre Lieblingswaffe, die furchtbare Streitaxt, hieß vielmehr nach ihnen Francisca. Was konnte diesem Volkscharakter mehr entsprechen, als die Namen der Alamannen und Franken, der starken und freien Männer? Beide sind Beiwörter rühmender Bedeutung. Wer sich des knechtischen Dienstes der Herrschaft des Feindes zu erwehren vermochte, war frei, ein Franke, er war es, weil er zugleich ein starker, ein tapferer Mann war, ein Alamanne.

Beide Namen finden sich ausschließlich an der römischen Rhein- und Donaugrenze, sonst nirgends. Im Westen und Süden derselben wohnten auf römischem Gebiete mit gallischen und römischen Ansiedlern vermischt Bruchtheile germanischer Völkerschaften, die dem

Feinde unterthänig geworden waren. Sie befanden sich im Zustande der Unfreiheit; nur mit Verachtung konnte der freie Germane auf sie herabsehen, denn ihnen fehlte die Tüchtigkeit und darum war ihnen das Erbe der Väter, die Freiheit, entrissen worden. Diesen Gegensatz konnten die Freien nicht entschiedener ausdrücken, als wenn sie sich die Alamannen und Franken nannten; und vielleicht aus demselben Grunde bezeichneten sie ihre unfreien Stammgenossen mit dem verächtlichen Namen der Liten, Laten oder Laeten. Der Lazze ist der Träge, der Feige, der Knecht, überall steht er dem Tapfern, Edeln, Freien entgegen; es ist der Name jener Halbfreien und Hörigen, die vom Acker einen Zins zu entrichten haben, und wahrscheinlich durch Kriegsgefangenschaft in diese Lage versetzt worden waren. In diesem Sinne waren die germanischen Colonen auf römischem Boden Laeten.

„Laeten sind die diesseits (links) des Rhein geborenen Nachkommen von Barbaren, oder wenigstens von Unterworfenen, die zu uns übergetreten sind", schreibt der Cäsar Julian an den Konstantius. Für die gallischen Grenzlande hört man diesen Namen zuerst aus dem Munde des Redners Eumenius, der ihn um 296 zur Bezeichnung fränkischer und friesischer Colonen gebraucht; und nur hier in der Ausdehnung des Rheinlimes begegnet man ihm.

Denn seit dem Ausgange des 3. Jahrhunders hatte man mehr und mehr zu dem gefährlichen Mittel gegriffen, die furchtbar abnehmende alte Bevölkerung durch germanische Ansiedler zu ersetzen, und zur Bebauung des verödeten Landes ganze Völkerscharen zu verpflanzen, oder als Colonen zu vertheilen. Manche, von andern Völkerstämmen gedrängt, waren friedlich und vertragsmäßig auf den römischen Boden übergetreten. Sie standen unter dem Gesetze des Kaisers und galten als freie Unterthanen; sie über-

nahmen die öffentlichen Pflichten, und behielten in ihren Gemeindeangelegenheiten ihr altes Recht; so die Vandalen in Pannonien nach ihrer Niederlage durch die Gothen zur Zeit Konstantin's. Anders stand es mit den angesiedelten Kriegsgefangenen, sie wurden Colonen, Hörige; die gebändigte germanische Kraft sollte wiederherstellen, was sie zerstört hatte. Auch an Privatpersonen wurden sie überlassen, sie hafteten an der Scholle, hatten kein Recht an dem Boden, den sie bestellten, zahlten dem Grundherrn einen Zins, und, da sie für ihre Person der Grundsteuer nicht unterworfen werden konnten, eine Kopfsteuer; nach Sklavenart wurden sie bestraft, und zum Kriegsdienste ausgehoben. Da sie nicht willkürlich von der Scholle getrennt werden durften, war ihr Los immer noch ein erträgliches.

Ihr früheres Leben, ihre Volksweise sollten diese Germanen vergessen, darum verpflanzte man sie nach entlegenen Provinzen. Schon Probus hatte Vandalen nach Britannien, Franken an die Gestade des Pontus geführt. Da war das Unerhörte geschehen, von Sehnsucht nach der Heimat getrieben, durchschifften die Franken in kühnem Raubzuge das Mittelmeer und erreichten, als neue Argonauten bewundert, die Küsten des Vaterlandes. Andere fränkische Colonen hatte Maximian im Gebiete der Nervier und Trevirer angesetzt, und im tiefern Gallien bei Langres und Troyes Diocletian Bastarner. Es war ein beliebter Gegenstand der Prunkreden, wie durch die Fürsorge des Kaisers der barbarische Räuber in einen ruhigen Ackerbauer verwandelt worden sei, und der germanische Pflug die römische Scheuer fülle. Aber es waren die Zeichen einer großen Umbildung, schon jetzt erfüllte sich der absterbende Körper des Reichs mit neuem, germanischem Blute.

So gab es denn namentlich in den gallisch-germanischen Provinzen zwei Arten von Laeten, freie und unfreie. Diese

sind hörige Colonen, aus jenen wurden die Truppenabtheilungen ausgehoben, deren Namen und Standorte im Verzeichniß der römischen Würden und Aemter aufgeführt werden. Es waren die teutonicianischen, batavischen, swebischen, fränkischen Laeten, sie stehen unter eigenen Präfecten, und in den Grenzlanden wird ihnen laetischer Grundbesitz angewiesen, der steuerfrei, aber kriegspflichtig ist. Was im Munde der freien Germanen ein Schimpf war, verwandelte sich bei den Römern, die den Sinn des Wortes nicht verstanden, in einen Völkernamen, den Verkehr und Gewohnheit zur amtlichen Benennung machten.

Ueberhaupt, Vertheidigung und immer wieder Vertheidigung der Grenzen gegen die von allen Seiten hereinbrechenden Barbaren, die zusammenstürzenden Mauern und Wälle des Reichs zu stützen, das war der Hauptgesichtspunkt der spätern Kaiser. Der Vortheil des Einzelnen sollte so eng als möglich mit dem des Ganzen verknüpft werden. Schon Alexander Severus benutzte in diesem Sinne die Ansiedelung ausgedienter Soldaten. Als eine Art von Lehen wurden kleine Landgüter ausgethan, in der Familie des Soldaten sollten sie erblich bleiben, aber es haftete auf ihnen die Verpflichtung des Wehrdienstes. Probus führte auch diese Maßregel weiter aus. Aufs neue legte er im Decumatenlande zwischen Rhein und Donau befestigte Plätze und Standquartiere an, die besetzenden Mannschaften erhielten in der Nähe ein Grundstück sammt den nöthigen Wirthschaftsgebäuden und dem erforderlichen Viehstande; auch hatten sie das Recht, von den Einwohnern der Provinz Naturallieferungen für die Castelle zu erheben. Diese Burglehen und die Pflicht ihrer Vertheidigung gingen dann auf die Söhne der Inhaber über, mit dem achtzehnten Jahre traten sie in den Kriegsdienst.

Diese Einrichtung war vortrefflich, aber sie bedurfte

der Zeit, um Wurzel zu fassen, und einer ins einzelne gehenden Aufsicht. Hatte der Veteran keine Söhne oder anderweitige männliche Erben, so mußte man eilen, die Lücke zu füllen, wenn nicht die Grenzvertheidigung verfallen sollte. Daher war der Uebergang des Soldatenlehns auf Provinzialen, welche die Verpflichtungen nicht zu übernehmen vermochten, auf das strengste verboten, und doch ließ sich dies bei fortgesetztem Verkehr beider Theile kaum vermeiden. Die ersten Erfolge waren glänzend. Die alamannischen Fürsten an der Grenzwehr wurden zinspflichtig, sie mußten sich zu regelmäßigen Lieferungen an Getreide und Vieh bequemen; der Säumige oder Wortbrüchige wurde hart bestraft. Im Kriege ward jeder eingelieferte Kopf eines Alamannen mit einem Goldstück bezahlt. Der Kaiser faßte die größten Hoffnungen. Germanien, nämlich das Land der Alamannen, sollte in eine Provinz verwandelt, die Einwohner entwaffnet werden; würden sie angegriffen, sollten sie den Kaiser anrufen, und die Hülfe von römisch geschulten Germanen geleistet werden. 16000 Alamannen hob Probus aus und ließ sie in kleinern Abtheilungen unter die Legionen der Grenzen vertheilen.

Damit war aber ein anderer Umstand von den unberechenbarsten Folgen verbunden. Längst war Roms alte furchtbare Waffe, womit es die Welt erobert hatte, rostig geworden, auch die ehernen Legionen waren von dem allgemeinen Verderben ergriffen worden. An die Stelle der alten Zucht und Tapferkeit war der Uebermnth, die Habgier, der Betrug, die Feigheit getreten. Den Verzeichnissen der Befehlshaber entsprach der wirkliche Bestand nicht mehr, die Namen Beurlaubter, ja Verstorbener wurden in den Listen fortgeführt, um den für sie gezahlten Sold in die eigene Tasche fließen zu lassen; aus demselben Grunde

wurde die Verpflegung und Bekleidung der Truppen auf allen Seiten verkürzt. Die Präfecten und Centurionen waren Menschenhändler geworden, und die Legionen oft nur ein verhungerter, an Leib und Seele verkommener Haufe, der zum Gespött des Feindes ward. Dafür begann sich dieser militärische Rahmen mit Germanen zu füllen. Immer hatten die Römer barbarische Hülfstruppen gehabt, aber sie schlossen sich dienend an den Kern der Legionen an, jetzt drangen sie in diesen Kern selbst ein.

Es war begreiflich, wenn auf ein naturfrisches und kampfmuthiges Volk der ältere römische Kriegsgeist mit der ganzen Fülle seiner Mittel und einer jahrhundertelang geübten Taktik einen überwältigenden Eindruck machte. Sie konnten Volksthümlichkeit und Landsmannschaft, ja die Freiheit selbst vergessen und gegen ihre Blutsverwandten kämpfen, um nach römischen Regeln ihren Kriegsmuth an allen Enden der Erde zu bethätigen. So hatten schon seit Cäsar's Zeiten Germanen an der Seite der Römer nicht in Gallien allein, auch bei Pharsalus und am Nil gekämpft, und in Jerusalem den Herodes zu Grabe geleitet. Diese Neigung hatte sich in den folgenden Jahrhunderten der Auflösung des alten Volksstaats verstärkt. Fürsten mit ihrem Gefolge und beutelustigen Genossen waren in den Sold des Kaisers getreten, nicht minder zahlreich wurden namentlich die Nachkommen der Laeten und germanischen Colonen Legionssoldaten, und oft war ihre Laufbahn eine glänzende. Zu den höchsten kriegerischen Ehren und Würden stiegen sie auf, und bald scheuten sie sich nicht, ihre Hand selbst nach der Kaiserkrone auszustrecken. An physischer und moralischer Kraft waren sie den übrigen Provinzialen weit überlegen; es war gefährlich, daß gerade in diesen Germanen Roms alter Geist noch fortwirkte.

Daher waren sie seit der zweiten Hälfte des 3. Jahr-

hunderts eine stets bereite Waffe der oft auftauchenden Gegenkaiser. Wandte sich der eine an die Franken, so rief der andere die Hülfe der Alamannen an. Der Bataver Carausius, der selbst in römischer Schule emporgekommen war und die gallischen Küsten gegen germanische Seeräuber schützen sollte, setzte sich statt dessen mit ihnen in Verbindung und nahm mit ihrer Hülfe in Britannien den Purpur. Diese germanischen Seeräuber waren Friesen und Sachsen, die hier zum ersten mal in die römischen Geschicke eingriffen.

Uralt germanischer Herkunft ist das Volk der Sachsen, doch erst Ptolemäus kennt seinen Namen hinter den Chauken, auf dem Nacken der Cimbrischen Halbinsel und den Inseln vor der Mündung der Elbe. Wenn irgendeins, diese Sachsen sind ein Seevolk, sie sind Ingävonen, die Vertreter des dritten großen germanischen Volksstammes. Nach der alten Stammsage verdankten sie den Namen ihrer nicht minder gefürchteten Lieblingswaffe, dem kurzen Schwerte, dem Sahs. Als im 3. Jahrhundert die große Wanderung nach Süden begann, hatten sie Raum gewonnen und sich am Saume der Nordwestküste bis gegen den Unterrhein, und landeinwärts die großen Flüsse hinauf, bis zum Harz ausgedehnt. Sie hatten die Reste der noch hier angesessenen, einst schwertgewaltigen Völkerschaften, darunter die Cherusker, mit sich vereinigt und auch auf sie ihren Namen der Sachsen übertragen. Als die herminonischen Alamannen, die iscävonischen Franken, die ingävonischen Sachsen, und endlich die Gothen im Osten fast gleichzeitig gegen das römische Reich losbrachen, war dessen Sturz entschieden.

Was dem Carausius noch nicht gelungen war, gelang Konstantin. Für seine Erhebung zum Augustus im Jahre 306 wirkte niemand eifriger als der Alamannenfürst

Chrok, der schon den Konstantius nach Britannien begleitet hatte. In der letzten Entscheidungsschlacht gegen den Licinius stritten eine nicht geringe Anzahl Gothen und Franken auf seiner Seite.

Kaum hat ein anderer Kaiser auf die Germanen des Ostens und Westens einen tiefern Eindruck gemacht als Konstantin; sein Haus galt ihnen als ein geheiligtes. Der Grausamkeit ungeachtet, mit der er zeitweise gegen sie verfuhr, ließen sie sich doch fast willig von ihm leiten. Gab es wirklich in seinem Charakter einen Zug politischer Größe, so war es der, die neuen Grundlagen zu erkennen und zu nutzen, auf denen allein vielleicht eine nochmalige Wiedergeburt des Reichs möglich war. Es waren die Mächte, denen die Zukunft gehörte, die siegreiche Kirche und die siegreichen germanischen Völker. Mit ihrer Hülfe richtete er seinen Staat ins Werk, es war der moderne Staat.

Die Theilungspolitik Diocletian's gab er auf und stellte dafür die Einheit wieder her. Das war ein großer Gewinn, aber es war doch nur die todte, mechanische Einheit eines despotischen Staats, der die einzige Schranke an seiner Regierungsmaschine selbst findet, an der vielfach gespaltenen und ineinandergreifenden Beamtenherrschaft, die wie ein wohlberechnetes Druckwerk die schwerfällige Masse in Bewegung setzen sollte. Seine Präfecturen, Diöcesen und Provinzen mit ihren Präfecten, Präsides, Comites und Agenten, seine zahllosen Ober- und Unterabtheilungen, Rangstufen und Klassen mit ihren weitschweifigen Titeln, seine Trennung von Civil und Militär, die nicht minder strenge Unterordnung der Beamten, von denen ein jeder den Kaiser selbst in seiner Unverletzlichkeit darstellte, wenn auch nur im engsten Kreise, die stille und geheime Regierung im Cabinet, wo zuletzt alle Fäden zusammenlaufen,

deren Wirkungen sich an der persischen wie der germanischen Grenze gleich fühlbar machten, vor allem das Zusammengehen mit der gleichfalls hierarchisch entwickelten Kirche; das alles waren Dinge, die das ältere Kaiserthum in dieser Weise nicht gekannt hatte.

Auch auf die Germanen blieb diese neue Verfassung nicht ohne wesentlichen Einfluß. Die celtisch-germanischen Länder waren unter den vier Präfecturen die westlichste; siebzehn Provinzen bildeten die engere Diöcese Gallien, zwei davon waren das untere und obere Germanien, die nunmehr als zweites und erstes in dem Verzeichnisse der Provinzen aufgeführt wurden. Dort werden neben Köln als die bedeutendsten Städte Nimwegen, Tongern, Andernach, Koblenz genannt, hier neben Mainz Worms, Speier, Strasburg. Dann folgte Maxima Sequanorum, das Land der alten Sequaner und Helvetier, zwischen dem ersten Germanien und Rätien, mit Konstanz, dem Konstantius den Namen gegeben, Winterthur, Basel und Breisach. Daran schloß sich westlich das erste Belgien mit Trier und Metz. Zur italischen Präfectur gehörte das erste und zweite Rätien, zur illyrischen Noricum. Die Vertheidigung der germanischen Provinzen war einem Dux übertragen, später machte die steigende Gefahr die Aufstellung eines zweiten in Mainz, eines Comes in Strasburg, und eines andern an der gallischen Küste nöthig. Sie alle standen unter dem Magister Equitum von Gallien. Die bürgerliche Verwaltung lag in der Hand der Präsides, die vom Vicarius, wie dieser vom Präfecten abhingen. Sie waren umgeben von einer großen Anzahl schreibender und rechnender Beamten, welche unter allen möglichen Titeln die Kanzlei bildeten.

In dieser neuen Provinzialeintheilung fand das alte Decumatenland zwischen Rhein und Donau keine Stelle mehr; damit war der Verzicht auf jeden fernern Besitz

jenseit des Rhein ausgesprochen, man überließ ihn den Alamannen, die sich hier häuslich eingerichtet hatten, und suchte zunächst nur die Uferlinie zu behaupten. Auch gewann jetzt das Uferland ein neues Ansehen. Nicht allein die Mauern der verfallenen Städte wurden wiederhergestellt, bei Köln eine stehende Brücke, in Deutz eine Befestigung angelegt. Köln, Mainz, Trier waren nicht mehr nur kriegerische Mittelpunkte, sondern hier schlugen die Kaiser selbst ihren Sitz auf, um den gefährdeten Punkten stets nahe zu sein. Nicht allein größere Sicherheit, sondern bedeutende Erweiterungen und Verschönerungen waren die Folge.

Trier vor allen war ein Lieblingsaufenthalt Konstantin's, von hier aus hat er eine ganze Reihe von Gesetzen erlassen. Eumenius konnte es mit Rom vergleichen. In seiner Rede vom Jahre 310 sagt er: „Ich sehe die große Rennbahn, ich sehe die Basilika und das Forum, königliche Werke, den Sitz der Gerechtigkeit. Zu solcher Höhe sind sie aufgeführt, daß sie den Himmel und die Gestirne zu berühren scheinen. Das alles ist ein Geschenk deiner Gegenwart, denn an den Orten, welche deine Gottheit am häufigsten verherrlicht, mehren sich Menschen und Gebäude. Wo du verweilst, o Konstantin, erheben sich neue Städte und Tempel!" Es gab Bäder an der Mosel, kaiserliche Schildfabriken, andere für Tuche, eine Schule erhob sich, an der römische und griechische Rhetoren und Grammatiker angestellt waren. Die Einwohner waren römisch geworden; war auch in den untersten Volksklassen die alte Celtensprache noch nicht ganz erloschen, von den frühern belgischen Trevirern war nicht mehr die Rede.

Für die Dauer eines Menschenalters etwa gewann Konstantin noch einmal ein unleugbares politisch-moralisches

Uebergewicht über die Germanen, und wenn später der Friede selten unterbrochen wurde, so war dieser Erfolg nicht ohne grausames Blutvergießen erkauft worden. Er verstand es, sie zu überlisten, zu überraschen, ihre Waffenbünde und Heere zu zersprengen, mitten unter ihnen zu sein, wenn sie es am wenigsten dachten, ihre Gefangenen der Schande und dem Elende preiszugeben. Noch einmal flammte der alte Römerhaß in seiner ganzen Gewalt auf.

„Wer den Barbaren Gelegenheit gibt, römisches Gebiet zu verwüsten, oder wer den Raub mit ihnen theilt, wird lebendig verbrannt"; so lautete eine Verordnung des Kaisers. Dem kampffrohen Germanen gegenüber war es eine wirksame Politik, ihn statt des gehofften Ruhms Noth und Schmach in reichem Maße ernten zu lassen; die Schande und ein jammervoller Tod sollten seine Beute sein. Die fränkischen Fürsten Askarich und Merogais wurden im Circus zu Trier von wilden Thieren zerrissen, und scharenweise kriegsgefangene Germanen in die Arena getrieben. Mit jauchzendem Zuruf sahen die römischen Zuschauer das Blut der edeln Franken unter den Tatzen der Bären, die durch Feuerbrände zu rasender Wuth aufgestachelt wurden, in den Sand fließen. So entledigte man sich der Kriegsgefangenen, die man weder für den Heerdienst noch als Sklaven bändigen konnte oder wollte. „Die reißenden Thiere ermatten vor der Menge der Opfer!" ruft pomphaft ein Lobredner aus.

Auf die Germanen machte dies Verfahren einen furchtbaren Eindruck. Voll Verzweiflung wehrten sie sich, mit verdoppelter Tollkühnheit stürzten sie sich in die Schlacht, sie gaben sich selbst den Tod, solange sie noch die Hand zu regen vermochten, um nicht als sklavische Opfer der blutgierigen Schaulust der Römer zu fallen, denen der Kampf

der Helden nichts war als Spiel und Zeitvertreib. Mit grausamer Eiseskälte, aber nicht unrichtig, sagt ein anderer Lobredner: „Daraus ersieht man, eine wie große That es ist, ein Volk zu besiegen, welches mit seinem Leben so verschwenderisch umgeht." Konstantin aber stiftete zum Andenken solcher Siege fränkische Spiele, die alljährlich in der dritten Woche des Juli gefeiert werden sollten, und ließ Münzen schlagen, welche am Fuße einer Siegessäule zwei trauernde Weiber zeigten mit der Umschrift „Francia und Alamannia".

Dennoch waren diese Germanen eine Hauptstütze des Kaisers. Er hatte Alen und Cohorten der Franken, Alamannen und Sachsen in Syrien, Aegypten und Mesopotamien, der Markomannen in Italien, der Salier und Brukterer in Gallien, der Tubanten in Spanien; germanischen Heerführern und Beamten zumeist vertraute er. Unter den Anklagen seiner Gegner ist die nicht die letzte, das römische Reich den Barbaren anheimgegeben zu haben. Malarich war Befehlshaber der Gentilen, der fremden Truppen, Mellobaudes, in seiner Heimat ein König, Comes der Haussoldaten, ebenso Richomer, Gainobaudes Tribun der Schildträger, Teutomer Führer der Leibtrabanten; sie alle waren Franken. Der Alamanne Scudilo war Stallmeister, sein Landsmann Agilo Befehlshaber der Schildträger. Alle waren aus Konstantin's Schule hervorgegangen und gehörten dann zum Hofstaate seines Sohnes Konstantius. Auch der allgemeinen Bildung der Zeit blieben sie nicht fern. Der alamannische Fürst Mederich, der lange als Geisel in Gallien lebte, ließ sich in eine morgenländische Geheimlehre einweihen und nannte infolge dessen seinen Sohn Agenarich Serapio. So berührten sich auch hier Germanien und Aegypten.

Freilich hatte diese Politik ihre gefährliche Kehrseite; die Waffe, welche Konstantin so geschickt zu führen wußte, konnte gegen den Kaiser gewendet, die Germanen konnten aus Schützern des Thrones dessen Herren werden. Dies erfuhren zunächst die Söhne Konstantin's, mit denen die Theilung des Reichs wiederkehrte; derselbe Mann, der die Einheit hergestellt und so gewaltig behauptet hatte, löste sie wieder auf. Magnentius, der Führer der herculianischen Legion, ließ den Konstans 350 ermorden und legte zu Autun selbst den kaiserlichen Purpur an. Er war ein in Gallien geborener Germane laetischer Abkunft, ein Colone, der die Freiheit erhalten hatte und, durch den Kaiser begünstigt, zu den höhern Stellen emporgestiegen war.

Mit gewaltiger Leibesstärke verband Magnentius geistige Gewandtheit, mit der römischen Bildung vertraut, hatte er die Spuren des Barbarenthums verwischt, und seine scheinbar natürliche Geradheit war der Deckmantel tiefer Schlauheit und verwegenen Ehrgeizes. Ueber drei Jahre dauerte es, ehe Konstantius, der letzte Sohn Konstantin's, ihn bewältigte, und nur mit Hülfe alamannischer Heerfürsten, die er den Franken, welche ihren Landsmann unterstützten, entgegenstellte. Endlich sah sich Magnentius auf Lyon beschränkt; verrathen von seinem Genossen Silvanus, ergriff ihn wilde Verzweiflung. Lebend sollte keiner der Seinen in die Gewalt des Kaisers fallen, einen seiner Brüder verwundete er tödlich, ein anderer tödtete sich selbst, dann ermordete Magnentius mit eigener Hand seine Mutter, eins jener geheimnißvollen germanischen Weiber, deren Blick sich die Zukunft enthüllen sollte. Sie hatte ihn auf seinen Feldzügen begleitet, und nur einmal hatte er ihren Verkündigungen zu seinem Unheil den Glauben versagt. Endlich durchbohrte er sich selbst. Das geschah im August des Jahres 353.

Aber noch war das Trauerspiel nicht zu Ende. Der Verräther Silvanus, ebenfalls ein Franke, der zum Magister Peditum gemacht worden war, genoß dieses Lohnes nicht lange. Er blieb, was er auch thun mochte, verdächtig und gefährlich, man fürchtete das Schlimmste von ihm, und von Spähern und Ränkemachern bedrängt, meinte er zu seiner Rettung thun zu müssen, was man ihm schuld gab. In Köln pflanzte er die Zeichen des Kaiserthums auf, aber nur wenige Wochen behauptete er sich. Eines Morgens ward er durch gedungene Mörder aus der Freistatt, in welche er sich geflüchtet hatte, herausgerissen und erschlagen.

Diese Vorgänge hatten den Sturz der von Konstantin so mühevoll hergestellten Grenzwehren zur Folge; auch das letzte Bollwerk, welches er geschaffen hatte, sollte fallen. Die Alamannen, die Konstantius gegen Magnentius herbeigerufen hatte, durchbrachen unter ihrem wilden König Chnodomar, unbekümmert um Freund und Feind, die Grenzen des Oberrhein und begannen einen Vernichtungskrieg gegen die verhaßten Mauern und Thürme. Am Niederrhein nahmen die Franken das mächtige Köln, das seit den Zeiten des Civilis keine feindlichen germanischen Heerhaufen gesehen hatte. Fünfundvierzig feste Plätze von den Quellen des Flusses bis zur Mündung fielen in die Hände der germanischen Eroberer, alles Land bis zur Mosel und Saar, bis über die Maas hinaus, wurde von ihnen überflutet, verwüstet und behauptet. Es war als sollte der urgermanische Naturzustand wiederkehren; und noch waren seit dem Tode Konstantin's nicht 20 Jahre verflossen!

Doch noch einmal sollte ein Konstantier die neuen germanischen Ansiedler aus ihrem Besitze treiben; es war Julian. In dieser höchsten Noth warf Konstantius das Auge auf seinen misachteten und verdächtigten Vetter; von

den unschädlichen literarischen Spielen in den Redeschulen zu Athen berief er den philosophischen Idealisten, um die Alamannen und Franken zu schlagen. Im Jahre 355 ernannte er den fünfundzwanzigjährigen jungen Mann zum Cäsar und schickte ihn mit wenigen Soldaten und vielen Aufpassern über die Alpen.

Wie sehr hatten sich die getäuscht, die einen Knaben in ihm sahen, dem der Waffenlärm Uebelkeit errege. Er hatte von der alten Größe nicht blos geträumt, unter den spätesten Römern gibt es keinen, der von ihrer Kraft mehr gehabt hätte. Mit überraschender Schnelligkeit gewann er die ersten glänzenden Erfolge; die Alamannen vertrieb er aus dem nordöstlichen Gallien, den Franken entriß er Köln, aber bleibende Sicherheit konnte nur aus der Niederlage jener erwachsen. Sieben alamannische Könige hatten sich unter Chnodomar zu einem furchtbaren Waffenbunde vereinigt; 35000 Mann stark standen sie im Spätsommer des Jahres 357 in der Ruprechtsau bei Strasburg.

Vor allen zog Chnodomar die Augen auf sich, eine mächtige Gestalt auf schäumendem Schlachtrosse, den gewaltigen Kriegsspeer in der Hand, den feuerfarbenen Busch auf dem Haupte, der ihn als obersten Herzog bezeichnete. Als Julian heranrückte, riefen die Fußkämpfer den Edeln zu Roß zu, abzusteigen, niemand solle ein Mittel zur Flucht voraushaben. Chnodomar war der erste, der diesem Rufe folgte, dann stürmten sie zum Angriff. Die schwerbewaffneten römischen Reiter wurden zersprengt, die ersten Linien des Fußvolks durchbrochen, aber an den Kerntruppen prallte der wilde Angriff ab, sie hielten unerwartet stand, und nun warfen sich die Alamannen in die Flucht. Es war die alte stürmische Art dieser Völker, die den Sieg aufgaben, wenn er nicht in raschem Anlaufe gewonnen werden konnte. Alles stürzte dem Rhein zu, doch Chnodomar

ward abgeschnitten und mit 200 seiner Gefolgsmannen gefangen genommen. Es war die glänzendste Erinnerung an das alte Rom, an Cäsar's Sieg über Ariovist, als der furchtbare Kriegsfürst sich vor dem Cäsar niederwarf, um dann als Zeuge des Siegs nach Italien gesandt zu werden.

Fünfmal überschritt Julian in diesen Jahren den Rhein und stellte den Schrecken des römischen Namens her. Die Alamannen drängte er auf das rechte Ufer zurück und zwang ihnen den Frieden auf; die salischen Franken in Toxandrien machte er zu römischen Unterthanen, die Mündungen des Flusses befreite er von der gefährlichen Sperrung, und die Rheinfesten stellte er zum Theil wieder her. Die offene Schlacht hatte er nicht gescheut, noch weniger den stillen Krieg. Auf jeden alamannischen Kopf hatte er einen bedeutenden Preis gesetzt. Der Franke Charietto eröffnete seine später glänzende Laufbahn damit, daß er trunkene Alamannen in den Wäldern überfiel und die abgeschnittenen Köpfe in Trier ablieferte.

Aber Julian liebte es auch sich in geheimnißvolles Dunkel zu hüllen, um dann plötzlich durch eine kühne Wendung die staunenden Barbaren zu überraschen, mit schauspielerischer Berechnung wollte er ihnen als ein Wesen höherer Art erscheinen. Von einem Chamavenfürsten forderte er einst herrisch den Sohn als Unterpfand des Friedens. Umsonst beschwor ihn jener unter Thränen und Betheuerungen, davon abzustehen, denn sein Sohn sei im Kampfe gefallen. Auf einen Wink Julian's trat endlich der Jüngling hervor, er war nicht gefallen, sondern in verborgener Gefangenschaft gehalten worden und überwältigt von diesem Eindrucke stürzten ihm die Germanen zu Füßen. Eine der ersten Bedingungen, welche er den Besiegten überall stellte, war die Auslieferung der gefangenen Römer; ihrer 20000 rühmte er sich befreit zu haben. In kriegeri-

scher Pracht, auf erhöhter Bühne thronend, umgeben von Soldaten, Beamten und Schreibern, empfing der Cäsar die Abgesandten, welche die Gefangenen übergeben sollten. Wenn sie betheuerten, auch den letzten Mann ausgeliefert zu haben, verglichen die Schreiber die Zahl der Vorgeführten mit den Verlustlisten und erkannten nicht selten die beabsichtigte Täuschung. Sie traten hinter den Cäsar und flüsterten ihm die Namen der Fehlenden ins Ohr. Mit donnernder Stimme warf er dann den Abgesandten ihren Betrug vor und forderte die vorenthaltenen Gefangenen namentlich zurück. Abermals sahen sich die Germanen entwaffnet, sie glaubten ein Gott eröffne ihm die geheimsten Gedanken der Menschen. Julian selbst aber war auf keinen Sieg stolzer als auf den germanischen. Oft wiederholte er in der Mitte der Seinen voll Selbstgefühl die Worte: „Höret mich! auf mich haben Franken und Alamannen gehört!"

Doch auch dies war nur eine kurze Frist; wie ein strahlendes, aber bald verlöschendes Luftgebilde hatte Julian seine glänzenden Bahnen unter dem germanischen Himmel gezogen. Im Jahre 361 verließ er diesen Schauplatz, er ward Kaiser, zwei Jahre später fiel der jugendliche Sieger, der noch einmal den gesammten römischen Erdkreis umfaßte, an der fernen Ostgrenze im Kampfe gegen die Perser. Kaum war er gefallen, als die Alamannen auf der einen Seite wieder vor Châlons standen, auf der andern Mainz überfielen, und die Raubflotten der Franken und Sachsen die Küsten plünderten. Vergeblich bemühte sich Valentinian's grausame Politik, die starke Stellung des Vorgängers zu behaupten, wirkungslos blieb Gratian's Sieg über die Alamannen bei Argentaria. Von Osten her ertönte ein neuer furchtbarer, bisher ungehörter Name; die Hunnen, ein asiatisches, diesem Erdkreise fremdes Volk, hatten

die Wolga überschritten, die Gothen sich erhoben, und auf das römische Reich gestürzt. Die Völkerströmnng sollte in ein anderes, breiteres und tieferes Bette hinübergeleitet werden, der letzte Act begann.

Ein oft gebrauchtes Wort wird man vor vielen auf Julian anwenden können, er war der letzte Römer. Der letzte, der auf dem rechten Rheinufer die römischen Adler zu einer Reihe glänzender Siege führte, der letzte, vor dem die tapfersten germanischen Fürsten gefesselt standen, der letzte Triumphator, der an Drusus und Germanicus erinnerte, der kühn und schwungvoll an das Ideal der römischen Weltherrschaft glaubte, als es längst ein leerer Schatten geworden war. Der letzte freilich auch, der an das farbenvolle Traumbild der alten Götterwelt zu glauben wähnte, und von ihnen Rettung und Herstellung des alten Römerthums hoffte, weil er ihre Altäre hergestellt hatte. Es war ein schwerer welthistorischer Irrthum eines genialen Menschen, längst waren diese Zeiten vorbei; auch er vermochte nicht wider den Stachel zu läken. An die Stelle des einst siegreichen Adlers, dessen Flügel gebrochen waren, trat jetzt als Zeichen des Sieges das einst geschmähte Kreuz, von dem der berühmteste Redner des römischen Alterthums gesagt hatte: „Fern bleibe es dem Leibe des römischen Bürgers, ja sein Name schon bleibe fern seinem Ohr, seinem Auge, seinen Gedanken!"

Auch die innern Zustände hatten sich seit Konstantin wesentlich geändert; ob sie sich gebessert hatten, mochte fraglich sein. Diocletian's und Konstantin's Verbesserungen suchten die Herrschaft zu retten, aber die Beherrschten wurden dadurch zu Grunde gerichtet. Ein Heer der Verwaltung war entstanden, wie es ein Heer des Krieges gab. Hinter knechtischen Formen asiatischer Hofsitte begann sich das Kaiserthum abzuschließen, und von dem unbefangenen

menschlichen Verkehr abgesondert, thronte es auf einsamer Höhe, streng, herzlos, despotisch.

Um die Ländermassen zusammenzuhalten, waren für die Aemter Menschen berufen worden, bald schuf man für die Menschen Aemter. Mit der Zahl der Provinzen wuchs das Heer der Beamten, die Möglichkeit, dem Misbrauch zu wehren, nahm ab trotz aller Verordnungen, zahllose Gewaltherrscher erhoben sich allerorten, denen die Bürger unter den Titeln von Recht und Gerechtigkeit preisgegeben waren. Die Verwaltung, der Hof, das Heer, die Politik verschlangen ungeheuere Summen. Durch die Aemter sollten sie herbeigeschafft werden, diese zu erlangen, kostete Geld, und Geld in reichem Maße sollten sie auch dem Inhaber abwerfen. Doch woher sollte es kommen in der Zeit allgemeiner Auflösung? Immer stärker mußte die Steuermaschine in Bewegung gesetzt werden, bis sie den letzten Blutstropfen der Provinzen ausgepreßt hatte.

Die Grundsteuer ward durch ihre unglaubliche Höhe und die Härte der Beitreibung zur gesetzlichen Brandschatzung. Schon die Aufnahme des Katasters bis zur Abzählung der Weinstöcke und Oelbäume gab zu Bedrückungen Veranlassung. Die Besitzer wurden gezwungen, die Schätzung, die sie selbst zu machen hatten, so hoch als möglich anzusetzen. Ganze Familien, Freie und Sklaven wurden heerdenweise zum Verhör zusammengetrieben. Auf der Folter wurden die Kinder gegen den Vater, die Sklaven gegen die Herren über den Ertrag der Grundstücke befragt; nicht Alter, nicht Krankheit gewährte Schutz, das Forum hallte wider von den Schlägen der Schergen und dem Klageruf der Gepeinigten. Um soviel als möglich zur Kopfsteuer heranzuziehen, wurden Kinder älter, Greise jünger gemacht, Gestorbene als lebend aufgeführt, und für die Lebenden höhere Ansätze gestellt, als sie zu tragen verpflichtet waren.

Kaum waren die Beamten durch das letzte, was die Besteuerten aufzutreiben vermochten, befriedigt, so erschienen andere, um Nachzahlungen einzuziehen, und auch sie wollten nicht vergebens gekommen sein. „Nicht einmal umsonst zu sterben ist erlaubt", ruft Lactantius aus, der dieses Nachtgemälde entwirft, „nur Bettler bleiben übrig, von denen man nichts mehr fordern kann, ihr Jammer, ihr Elend stellt sie sicher gegen die Ungerechtigkeit!"

In keiner Provinz war der Druck unerträglicher als in dem reichen, jetzt ausgesogenen, oft verheerten Gallien; auch die dazu gehörigen germanischen Lande hatten ihren Antheil daran zu tragen. Als Julian die Verwaltung antrat, war die Steuerhufe mit 25 Goldstücken belastet, er ermäßigte den Satz auf 7, d. h. von 83 auf 23 Thlr. „Zu rauben, nicht einzunehmen, verstehen die Agenten!" sagte er zu einem dieser Blutsauger. Alle Zeugen, die nüchternen Beobachter und die leidenschaftlichen Eiferer, kommen darin überein, der Geschichtschreiber Ammianus Marcellinus, der Redner Mamertin, der Christ Salvian, die Präsides der Provinzen sind schamlose Räuber. „Ruchlose Diebe kommen unter dem Namen von Richtern in das Land, nur wer sich loskauft, ist vor ihrer Grausamkeit sicher", sagt Mamertin, „sie rauben, um sich den Weg zum Consulate zu eröffnen." Noch schlimmer stand es zu Salvian's Zeit. „Was ist die Präfectur anderes als ein Beutestück? Einige wenige kaufen das Amt, um es mit dem Ruin aller zu bezahlen. Die Steuerpflichtigen müssen den Preis für die Stellen aufbringen, die sie nicht kaufen, der Stellenkauf ist etwas Gewöhnliches geworden; wie die höhern Beamten, so ihre Untergebenen, wie auf dem Lande, so in den Städten! In den Municipien, in den Flecken, so viel Curialen, so viel Tyrannen!"

Denn auf die Curialen oder Decurionen in den Städten kam man zurück, wo es irgend zu zahlen galt. Sie hatten das gehässige Amt, die Steuer von den Pflichtigen einzuziehen, sie hafteten dafür mit dem eigenen Vermögen. Ihr Los war vielleicht das schlimmste, die hohen Beamten zwangen die niedern Bedrücker zu werden. Steuererlasse blieben fruchtlos, nur den Geldmännern kamen sie zugute. „Wer denkt denn der Armen, wer ruft sie zur Theilnahme an der Wohlthat?“ fragt Salvian; „bei der Belastung sind sie die ersten, bei der Erleichterung die letzten!“ Auch das Amt des Defensors, das sie schützen sollte, blieb wirkungslos.

Es war nicht zu verwundern, wenn die gequälten Klassen sich dem Drucke zu entziehen suchten, wenn endlich der kleine Eigenthümer sein freies Gut in Pacht von dem Reichen nahm, sich mit einem schweren Pachtgelde von der noch schwerern Grundsteuer loszukaufen suchte, und lieber Colone, ja Sklave ward. Andere flohen zu den Germanen, oder von Verzweiflung ergriffen, verließen sie Haus und Hof, und warfen sich in die Wälder; aus Beraubten wurden Räuber, die einen verwüstenden Rachekrieg gegen ihre Dränger begannen. Daher, wie eine eiternde Wunde, das immer wieder ausbrechende Treiben der Bagauden. Auch hier ist Salvian's Wort der Ruf des Gewissens: „Wir nennen sie Rebellen, nennen sie ruchlos, die wir gezwungen haben, Verbrecher zu sein! Wodurch anders sind sie zu Bagauden geworden, als durch unsere Ungerechtigkeit, durch die Schurkereien der Richter, die Räuberei derer, die aus den Steuern eine Beute gemacht haben?“

Und dieses Elend ward erblich! Nicht etwa nur im allgemeinen, in den einzelnen Ständen erbten sich Lasten und Pflichten fort. Erblich waren die Curialen, die durch

Zwangsgesetze aller Art in ihrer Stellung erhalten wurden, weil man sie am wenigsten entbehren konnte; erblich die Unterbeamten der Verwaltung, der Dienst der angesiedelten Soldaten, der Colonat, die Innungen, auf denen schwere öffentliche Leistungen ruhten, sogar die Arbeiter in den kaiserlichen Fabriken waren erblich. Der Staat war zu einer großen Sklavenanstalt geworden, in der Knechte sich gegenseitig knechteten, jede Selbstbestimmung hatte aufgehört, der freie Athemzug erstarb unter dem Drucke dieser entsetzlichen Maschine.

Während mit dem kleinen Grundeigenthum die Freiheit verschwand, wuchs das große zu einer nicht zu bewältigenden Höhe an. Schon der ältere Plinius klagte: „Die Latifundien haben Italien zu Grunde gerichtet, jetzt richten sie auch die Provinzen zu Grunde!“ Trotz der überhandnehmenden Zahl von Sklaven, trotz der wiederholten Ansiedelungen germanischer Colonen, fehlte es an Händen, sie zu bebauen, oder die belasteten und verschuldeten Eigenthümer vermochten die Kosten nicht mehr aufzubringen. Die Aecker verödeten, blühende Fluren wurden zu Wildnissen. Die Verödung der Gegend von Autun, die Eumenius mit ergreifenden Worten schildert, war weder das einzige, noch das schlimmste Beispiel. Die fruchtbaren Ebenen an der Saone sind Sümpfe geworden, denn die Gewässer werden nicht geregelt, die Wälder nicht gerodet, auf den Feldern wuchert Unkraut, die Straßen verfallen, wo einst Menschen wohnten, haben Thiere ihre sichere Lagerstatt. Theuerung, Hungersnoth, Krankheit waren die Folgen solcher Verwaltung. Endlich gesellte sich zu den heimischen Uebeln die Pest, die seit den Tagen des Marcus Aurelius mit stets erneuter Kraft um sich griff und auch die Rhein- und Donaulande nicht verschonte. In den östlichen Provinzen verbanden sich mit ihr furchtbare Erdbeben.

Krieg, Hunger, Krankheit, Tod, alle Feinde des menschlichen Geschlechts schritten durch die Welt und rafften viele Tausende hin, endlich öffnete die Erde ihre Abgründe. Die Natur selbst von diesen krampfhaften Zuckungen ergriffen, schien einem Leben ein Ende machen zu wollen, das seine besten sittlichen und physischen Kräfte verloren hatte. Schon längst war ein unaufhaltsames Sterben und Zusammenschmelzen der Menschen eingetreten, dem kein Gesetz, kein Heilmittel zu wehren vermochte. Die Verzweiflung am Leben vernichtete auch die kommenden Geschlechter. Keine Verordnungen wurden weniger beachtet als die, welche Aussetzung und Tödtung neugeborener Kinder untersagten. Die Entvölkerung ergriff auch die westlichen Grenzprovinzen, die vor nicht langer Zeit durch Zahl und Tüchtigkeit ihrer Bewohner sich ausgezeichnet hatten. Die Berührung mit dem römischen Leben und seinen Reizmitteln brachte ihnen dieselben geistigen und körperlichen Krankheiten, die jetzt auch das Mark der gefürchteten Barbaren aussogen. Von den Helvetiern sagte schon Tacitus, einst seien sie durch ihre Männer, nachher nur durch das Gedächtniß ihres Namens berühmt gewesen; die Gebiete der tapfersten Belgen, der Nervier und Trevirer, verödeten. Selbst Hieronymus, der diese furchtbaren Erscheinungen festen Blicks betrachtete, konnte ausrufen: „Das Menschengeschlecht ist ausgerottet, die Erde kehrt zurück in unbebaute Wälder und Wüsteneien!“

Verwüstender, als die physische, wirkte die sittliche Krankheit, die nicht allein den Staat vergiftete, sondern sich gerade da am furchtbarsten zeigte, wo der Mensch durch Zwang des Gesetzes am mindesten beschränkt wird, in der Gesellschaft und der Familie. Während das flache Land verödete, drängte sich die Bevölkerung in den Städten zusammen, die Schutz, leichtern Erwerb, und vor allen Dingen Genuß gewährten. Hinter dem Beispiele Roms

wollten die andern Städte nicht zurückbleiben, und mit dem Glanze ihrer Hofhaltungen brachten die Kaiser auch die Genußsucht mit ihrem unheilvollen Gefolge in die Provinzen.

Die Schilderung, welche Ammianus Marcellinus mit derber Hand von diesem Treiben entwirft, wird nicht von Rom allein gelten. Da herrschen die Prunksucht, der Hochmuth, die zügellose Sinnlichkeit, die gesellschaftliche Heuchelei, die Lüge und die feige Bosheit. Es gehört zum guten Ton, von gemeinen und kleinlichen Dingen mit gewichtiger Miene zu sprechen, damit man das Höchste mit einem leichtfertigen Worte abthun könne. „Unter der Last der Prachtgewänder und des Schmucks erliegend, ziehen die Reichen in Sänften und Carrossen durch die Straßen, hinter ihnen her ein Schweif nichtsnutzigen Gesindels, ihr Gefolge von Dienern, Köchen, Tänzern, sogenannten Künstlern und Schmarotzern aller Art. Kein Feldherr ordnet mit größerm Ernst seine Schlachtreihen, als sie ihren Dienertroß. Den einfachen Mann messen sie mit dem Blick kalter Verachtung, aber die Günstlinge und Diener ihrer Lüste überhäufen sie öffentlich mit ekelhaften und schamlosen Liebkosungen. Bei ihren schwelgerischen Mahlzeiten preist man die Größe des aufgetragenen Geflügels und der Fische, und bestimmt ihr Gewicht nach der Wage, während der Haufe auf den Straßen seinen Hunger mit dem Abfall stillt. Ein Mord wird eher entschuldigt als eine abgelehnte Einladung zum Gastmahl. Bringt ein Sklave das warme Wasser um einen Augenblick zu spät, so wird er hart gezüchtigt; hat er einen Todtschlag begangen, so heißt es: «Kommt das noch einmal vor, so soll es ihm übel ergehen!»“

Der Antheil an den wichtigsten Dingen wird durch eine wahnsinnige Lust an Spiel, Thierkämpfen und prunkenden Darstellungen verschlungen. Freundschaft ist ein verspotte-

ter Name, aber heilig sind die Genossenschaften des Würfelspiels. Zur Bühne, zur Rennbahn drängt alles hin, man scheut nicht Beschwerde, nicht Hitze, nicht Regen. Kein Senat kann das Wohl und Wehe des Staats eifriger erwägen, als hier die Frage erörtert wird, ob das Ziel kunstgemäß umkreist sei, ob einer den andern um eine Nasenlänge geschlagen habe. Diese Künste erfordern abermals Geld, und unter allen Arten der Geldmacherei ist keine beliebter als die Erbschleicherei bei alt und jung; oft genug folgt dem endlich eroberten Testament ein schneller Tod. Es war nicht besser geworden seit Seneca's Zeiten, der von einem ungeheuern Wetteifer der Ruchlosigkeit sprach, von einer täglich wachsenden Begierde des Frevels, die in schamlosem Stolze vor aller Welt Augen einherschreite, der Laster und Schandthaten seien mehr, als alle Strafen zu heilen vermöchten. Die Bande der Familie haben sich gelöst, die Ehe hat ihre Heiligkeit verloren, kaum gibt es ein Haus, in dem nicht die schmachvollsten Ausschweifungen gewöhnlich wären.

Dieselbe gedankenlose Schwelgerei, dieselbe kindische Schaulust in den Provinzen. Im aufregenden Nervenreiz blutiger Thierhetzen suchte man das Elend zu vergessen und in der Trunkenheit der Gastmähler die Erinnerung daran hinwegzuspülen. Auch in Trier, in Köln, in Mainz herrschte diese Raserei. Selbst noch später, als Trier mehr als einmal geplündert worden war, sah man Greise aus den ersten Geschlechtern, in Amt und Würden, um die drohende Gefahr unbekümmert, sich in Wein, wüstem Geschrei und schmachvollen Späßen betäuben. Unter rauchenden Trümmern und Leichen rief man mit wahnsinniger Lust nach Schauspielen und Thierkämpfen, als ob davon die Rettung abhinge. Das waren die Aristide und Catonen, die der lobpreisende Ausonius auch in Trier gekannt hatte!

Wo hörte man eine Stimme der Warnung, die dieses Geschlecht aus dem Taumel erweckt hätte, das sein ewiges Erbtheil in sinnloser Schlemmerei vergeudete? wo ein Wort der Freiheit, das sich gegen die Dränger erhoben hätte? wo einen Trost für die gequälte Natur, die unter diesen Lasten zusammenzubrechen drohte?

Eins stand fest, die alten Götter gewährten diesen Trost nicht mehr. Umsonst kniete man vor ihren Altären, die Sprüche der Orakel waren verstummt, wo sie noch gesprochen hatten, waren sie Lügen gestraft worden. Die Götter waren zum leeren Schall und Namen geworden, ohne Glauben, ohne Hoffnung. Ihr Dienst war mit dem Volksthum aus Einer Wurzel emporgewachsen, und als die Kraft und Freiheit der Völker gebrochen wurden, fielen auch ihre Götter. Sie verloren ihre Bedeutung in dem Augenblicke, wo sie vom heimischen Boden verpflanzt, ohne geschichtlichen Zusammenhang leere Zeichen des Aberglaubens wurden. Die verschiedenen Volksgötter, welche die Römer angesammelt hatten, drückten zwar das religiös-staatliche Bewußtsein des Reiches als Gesammtheit aus, es war eine äußerliche Herstellung der göttlichen Einheit aus den einzelnen Theilen, in die sie dem Menschen zerfallen war; aber wie weit entfernt war das von dem Glauben an den einigen Gott! Vielmehr beschränkten diese Götter einander, sie thaten ihre Endlichkeit gegenseitig kund; das Schicksal, das stets als eine dunkle Macht über ihnen geschwebt hatte, begann sich zu erfüllen.

Was zuerst in den Schulen der Philosophen im geheimen gelehrt worden war, der uralte Aberglaube habe einen Haufen verächtlicher Götter angesammelt, ward jetzt von allen Gebildeten laut wiederholt und von den Ungebildeten nachgesprochen. Die ersten Geister waren darüber einig,

wer das Wissen suche, könne nicht an die Götter glauben; aber es sei eine politische Weisheit, sie um des Volks und Staats willen aufrecht zu halten. Was sollte werden, wenn der heilsame Aberglaube an die Götter, an den innern Zusammenhang von Recht und Sittlichkeit, von Staat und Religion aufhörte? Den Umsturz aller Verhältnisse fürchtete man.

Dieser Umsturz war schon eingetreten. Es war nicht möglich, die Menge an den Dienst dieser Götter zu fesseln, nachdem sie die Volksthümlichkeit verloren hatten, das unabweisbare Bedürfniß des Menschen, sich mit der unendlichen Macht in Einklang zu fühlen, ließ sich nicht mehr durch Bilder befriedigen. Das zeigte sich jetzt in einem Augenblick, wo die Gebrechlichkeit alles dessen, was man für unvergänglich gehalten hatte, mit jedem Tage klarer ward, und über die Menschheit Leiden hereinbrachen, die jedes bekannten Heilmittels spotteten.

Dennoch sehnte man sich nach einem solchen aus tiefster Seele, irgendwo mußte es zu finden sein. Angstvoll klammerte die Menge sich an jedes unverstandene Zeichen und jagte den Trugbildern blödsinnigen Wahnes nach. Sie flüchtete zu den Altären der unbekannten morgenländischen Götter, deren fremdartiger Name eine neue Macht anzukündigen schien; Isis, Serapis, Mithras, die syrischen Gottheiten versprachen vielleicht die Rettung, welche die alten Götter versagten. In verderbliche Geheimlehren und dunkeln Aberglauben rettete man sich hinein, sie reizten die lüsterne Neugier, das Geheimniß gab den erschlafften Nerven eine neue Spannung. Durch leere Formeln und kindische Gebräuche hoffte man Frevel zu sühnen und die Gewalt der höhern Macht zu brechen, in deren Hand man sich fühlte.

Im Bereiche des alten Lebens gab es keine Macht,

die zu gewähren vermocht hätte, was man suchte, Befreiung vom Uebel, Rettung und Entsühnung. Die schöpferische Zeit der Kunst war längst vorüber, und die schöne Form machtlos, seit ihr der Inhalt entschwunden war; sie konnte dem nichts sein, der nach Brot, nach freier Lebensluft seufzte. Die Literatur spielte fast nur mit der Form und setzte ohne eigene Gedanken das Gut der Vergangenheit immer wieder von neuem um; voll Ueberdruß wandten sich die Männer der suchenden Wissenschaft von dem leeren Wortgepränge der Redner und Grammatiker ab. Sie selbst, mit welchem Ernste es immer geschehen mochte, suchten wie alle andern. Was sie gefunden hatten, durften sie nicht bei dem rechten Namen nennen, und hätten sie es gedurft, es würde wenig gefrommt haben. Mochten sie in dem mechanischen Naturgesetz, im Zweifel, im sittlichen Idealismus, oder in der Verbindung tiefsinniger Gedanken mit volksthümlichem Aberglauben die Rettung finden, sie alle hatten ein wissenschaftliches Lehrgebäude und setzten Forschung und höhere Bildung voraus. Man konnte dem Volke nicht zumuthen, sich in Lehrsätze zu vertiefen, während das Haus, in dem es wohnte, über seinem Haupte niederzustürzen drohte.

So war denn die gefürchtete Zeit erfüllt, wo nach einer dunkeln Ahnung, welcher die Dichter Worte geliehen hatten, auch die Götter in das alte Chaos zurückkehren sollten. Ein großer Gedanke mußte in die Welt eintreten, der nicht einem, sondern allen Völkern gehörte, in den der Mensch sich versenken konnte, wie in eine entsühnende Flut, in dem er sich selbst und sein ewiges Erbe wiederfand.

Da ertönte der mächtige Ruf: „Friede sei mit euch!" die große Botschaft, daß alles neu geworden durch den Glauben, der die Welt überwindet, durch den Geist der

Wahrheit, die frei macht. Es erschienen jene einfachen und dunkeln Männer, die statt der Waffe den Pilgerstab führten, auf deren Lippe statt des Machtgebots der Gruß des Friedens wohnte, denen aber das Schwert des Geistes gegeben war, das Mark und Bein scheiden sollte. So traten sie in den Kampf mit dem sittlichen Elend, dem knechtischen Druck und der Hoffnungslosigkeit, die das Leben erstickte. Nie hat ein Wort die Welt stiller und doch mächtiger umgewandelt, als das von ihnen verkündete, was aus dem Geiste wiedergeboren sei, habe theil an dem Reiche Gottes, das nahe herbeigekommen sei. Hier ward die Menschheit in ihrem ganzen Wesen erfaßt, in der Tiefe ihres Elends und auf der Höhe ihres göttlichen Berufs. Es waren ewige Gedanken, tief genug, daß die Weisesten sich in sie versenken konnten, einfach genug, um von den Unmündigen aufgenommen zu werden. Was hätte volksthümlicher sein können als das, was menschlich war und göttlich zugleich? Vor dem Wesen dieses Geistes fielen die Schranken, die das Leben hundertfach durchschnitten, Knechte und Freie, Römer und Germanen wurden in ihm Eins.

Das Christenthum erfüllte die römische Welt und ward als herrschende Macht anerkannt. Damit war der neue Gärungsstoff erst aufgenommen, nicht, daß dadurch die Zustände mit Einem Schlage umgestaltet worden wären, das hätte dem Gesetze geistiger Entwickelung widerstrebt. Daher auch jetzt noch die abschreckenden Erscheinungen sittlicher Versunkenheit, mit denen sich der geistliche Hochmuth paarte, die Theilnahme der Kirche an der drückenden Herrschaft des Staats, das Hinsiechen der alten Bevölkerung. Aber um so gewaltiger erhob sich das richtende Gewissen

in dem Worte: „Ihr seid theuer erkauft, werdet nicht der Menschen Knechte!“

Denn diese Gefahr lag der Kirche Konstantin's ebenso nahe als seinem Staate. Das Furchtbarste war, daß es schien, als sollte diesem ganzen Geschlecht das Christenthum mehr zum Gerichte als zur Rettung dienen, als sollte selbst die Kirche durch ihre Berührung mit diesem Reiche den Charakter der ursprünglichen Reinheit und Freiheit verlieren, und die großen welterlösenden Gedanken in ihr Gegentheil verkehrt werden. Möglich war das freilich nicht, aber die Menschen, die es verblendet oder frevelhaft versuchten, luden damit eine neue, die schwerste Schuld, auf sich, richteten unermeßliches Unheil an, und gingen selbst daran zu Grunde.

Als Konstantin sich für die Christen erklärte und mit der Kirche verband, geschah es, weil er in ihr eine siegreiche Macht erkannte, welche denselben Gegner seit Jahrhunderten mit den Waffen des Geistes bekämpfte, den er jetzt politisch niederzuwerfen suchte. Dort war es das Heidenthum, hier ein heidnischer Gegenkaiser, stürzte jenes, so fiel dieser gewiß. Andererseits ward durch dieses Bündniß die streitende Kirche zur siegenden, und mehr als das, sie ward zur herrschenden Reichskirche. Unter heftigen Anfechtungen und Kämpfen hatte sie sich zu einem festgegliederten Bau entfaltet, bereits hatte das Amt in ihr in seinen verschiedenen Abstufungen eine hohe Bedeutung gewonnen, keins mehr als das des Bischofs; ein besonderes Priesterthum und mit ihm die Hierarchie erhob sich. Konstantin's Staat war eine weltliche Hierarchie, sie sollte für heilig gelten wie die kirchliche; dann erst durfte er hoffen seines Thrones sicher zu sein, wenn dieser die oberste Stufe beider war, und die Beamten beider ihr Oberhaupt in dem Kaiser sahen. Wie der heidnische Kaiser zugleich Pontifex

Maximus gewesen war, so wünschte auch der christliche als solcher eine Stellung in der Kirche. Gern verglich sich Konstantin mit den Bischöfen; auch er sei von Gott zum Bischofe bestellt, sagte er. Sein Geschichtschreiber Eusebius, selbst ein Bischof, nennt ihn einen von Gott eingesetzten allgemeinen Bischof, der es sich zur Aufgabe gemacht habe, alle Unterthanen gleichmäßig zu beaufsichtigen und zum gottgefälligen Leben anzuleiten. Schon wurde dieser höchste Beruf, der keinem einzelnen Menschen zustehen kann, weil er eine vollendete Persönlichkeit voraussetzt, in gefährlicher Weise auf die Lehre und den Glauben ausgedehnt.

Die Kirche, welche ihre Freiheit gegen die Dränger bis aufs Blut vertheidigt hatte, begann sie ihren Freunden aufzuopfern und aus den Beschützern Herrscher zu machen. Aber die siegende Kirche ward selbst wieder zur streitenden, doch nicht gegen den äußern Feind, gegeneinander im Innern kämpften die erbitterten Parteien, aus dem Siege selbst erwuchs der Streit. Nachdem die Lehre 300 Jahre lang durch den Erfolg bewährt hatte, daß sie von Gott sei, entbrannte jetzt der heftigste Kampf über die Meinung von der Lehre, mit Arius und den Beschlüssen von Nicäa ging ein tiefzerspaltender Riß durch die gesammte Kirche. Der Glaube ward unter die bindende Formel gestellt, zu der man sich mit Mund und Hand bekennen mußte, wenn man der Wohlthaten der rechtgläubigen Kirche genießen wollte. Zum ersten mal erschien der Gegensatz der Orthodoxie und Heterodoxie in seiner vollen Ausbildung, die siegreiche Mehrheit erhob den Anspruch, die rechtgläubige allgemeine Kirche zu sein, die Minderheit ward nicht allein als abtrünnig ausgeschlossen, sie sollte der Strafe verfallen, und der allmächtige Arm des Kaisers sich wider sie erheben.

Solcher Aufforderungen hätte es für Konstantin kaum bedurft. Jede Gelegenheit, seine Allgewalt auch auf diesem Gebiete zu zeigen, war ihm doppelt willkommen, denn der Thron des rechtgläubigen Kaisers, der sich als Beschützer und Herr der wahren Kirche erwies, mußte im Glanze göttlicher Majestät strahlen, Auflehnung wider ihn ward zum zwiefachen Frevel. Brauchte er die Bischöfe, so bedurften sie seiner jetzt noch viel mehr. Er schlichtete ihre Streitigkeiten, er demüthigte einen durch den andern, setzte an die Stelle der gewählten andere, versammelte Concilien, die unter seinem Vorsitz berietheu, mischte sich in Glaubensfragen, entschied für oder wider, und erhob die Beschlüsse zu Reichsgesetzen, deren Verletzung schwer bestraft wurde. Wer es wagte, den kaiserlichen Verordnungen, die für die Wahrheit erlassen worden seien, entgegenzutreten, ward mit Amtsentsetzung bedroht. Sein Sohn Konstantius, der im halbarianischen Sinne die Einheit der Kirche erzwingen wollte, schrieb der Versammlung zu Mailand: „Was ich will, das soll als kanonischer Beschluß anerkannt werden. Ihr gehorchet entweder, oder ihr seid Uebertreter des kaiserlichen Gesetzes.“

So herrschte auch hier, wo nur die Wahrheit, welche frei macht, herrschen sollte, despotisch der Kaiser. Die Bischöfe schienen zu seinen Beamten geworden, die gefügigen und brauchbaren wurden ausgezeichnet und belohnt, die widersetzlichen bestraft und ausgestoßen; aus Dienern des Evangeliums wurden nicht selten Höflinge, Günstlinge, Schmeichler des Kaisers. Wie weit waren diese prunk- und herrschsüchtigen Metropoliten von jenen einfachen Fischern verschieden, wie weit entfernt von der geistlichen Armuth, von den Erweisungen der Kraft und der Wahrheit des apostolischen Zeitalters! Durfte man sich wundern, wenn die weltlichen Beamten des Kaiserthums sich zwar meistens

äußerlich zum Christenthum bekannten, aber ohne daß sie an ihren Früchten erkannt worden wären, wenn sie, ebenso gut wie einst die heidnischen, die schlimmsten Werkzeuge des Despotismus waren? Konnte es aber einen schlimmern Despotismus geben als den, welcher als Herr der Kirche und des Staats sich im Besitz einer gottverliehenen schrankenlosen Allmacht träumte, die unter beschränkten Menschen unmöglich ist, weil sie der menschlichen Natur widerstreitet? Das heidnisch-abgöttische Kaiserthum war gefallen, statt dessen forderte jetzt der Götzendienst des Cäsaropapismus seine Opfer, die um so empörender waren, weil sie im Namen des Christenthums gefordert wurden.

Es war ein Glück, daß es nicht auf den Römern allein ruhte, vielmehr vollendeten sie erst ihre Sendung, als sie den neuen Geist, der mächtiger war als die Formen ihres besondern Lebens, auf die Germanen übertrugen.

Fern von dem Glanze, mit welchem die spätere Legende sie zu umgeben gesucht hat, sind die Anfänge des Christenthums bei den Germanen. Unscheinbar und geräuschlos ist es auch in ihr Land eingetreten, und keine Erinnerung hat die Namen derer aufbehalten, die das umgestaltende Wort zuerst ausgesprochen haben. Sie werden den dunkeln Menschenklassen angehört haben, die sich im Drange der Noth überall dem neuen Glauben zuerst zuwandten, und auf den großen Verbindungsstraßen der Legionen und des Handels sind auch die Boten des Friedens, jene Menschenfischer, herbeigekommen. Die ältesten haben sicherlich dem 1. Jahrhundert angehört, gegen Ende des 2. waren die Bekenner in den großen Städten am Rhein und der Donau zu Gemeinden zusammengetreten. Schon Irenäus sprach von Kirchen, die in den germanischen Provinzen begründet seien.

Die Hauptquelle der Verkündigung mochte Italien sein, für den Westen öffnete sich eine zweite in Gal-

lien, für den Osten eine andere in Pannonien, beide leiteten auf das Morgenland zurück. An der Donau, unter der nächsten Einwirkung Italiens, gewann die Kirche zuerst eine festere Gestalt, an den Verfolgungen wie an den Siegen der Christen im Reiche hatte sie größern Antheil. Bis in die Steinbrüche unfern Sirmium war die Botschaft gedrungen. Mit stillem, künstlerischem Eifer arbeiteten dort im Jahre 294 vier Bildhauer, Bekenner der neuen Lehre, an dem reichen Bilderschmuck, den die Phantasie des Alterthums geschaffen hatte, Laubwerk, Früchte, Schalen, auch Göttergestalten des Apoll, der Victoria. Der Glaube jener Männer schloß die Kunst nicht aus, alles, was sie unternehmen, thun sie im Namen des Herrn. Doch standhaft weigerten sie sich, einen Aesculap herzustellen, von dessen wunderthätiger Kraft die bedrängte Zeit abergläubig zumeist Rettung hoffte. Lebendig wurden sie in bleierne Särge geschlossen und in den Fluß gestürzt.

Im Laufe des 4. Jahrhunderts, seit Konstantin, verschwinden langsam die Denkmäler, auf denen sich Zeichen des Heidenthums finden. Dagegen erhoben sich, anfänglich nicht in großer Zahl, die der Christen mit ihren unschuldigen Bildern, in denen sich ein tiefer Sinn birgt, der Taube, des Fisches, des Kreuzes, und den einfachen Scheideworten: „Er ruht in Frieden!“ Bei Mainz ist eine Grabschrift der Lindis, der Tochter Valand's und der Thudelind gefunden worden; alle drei Namen sind germanisch. Auf einem andern Steine liest man den Namen Hloderich; der ihn trug war ohne Zweifel ein getaufter Franke. Zahlreicher erscheinen Denkmäler dieser Art an den Hauptsitzen des römischen Lebens in und um Köln und Trier.

In der Zeit Konstantin's treten die christlichen Gemeinden unter ihren gewählten Vorstehern in abgeschlossener Gestalt hervor. Die geschichtliche Nachweisbarkeit ihrer Bi=

schöfe beginnt freilich lange noch nicht in gesicherter Reihenfolge. Auch hier gehen die Donauprovinzen voran. Schon vor der Verfolgung Diocletian's hat Pettau in Noricum in Victorinus einen Bischof, den Hieronymus seiner Anerkennung als eines eifrigen Streiters der Kirche und thätigen Gelehrten werth achtete. Er scheint griechischer Bildung und Herkommens, er sucht die Werke großer Lehrer der griechischen Kirche, wie des Origenes, der lateinischen Welt zugänglich zu machen, bis er sein Leben mit dem Märtyrertode schließt. Zehn Jahre später erscheinen die rheinischen Kirchen Köln und Trier, das als Metropole Belgiens und Sitz der Kaiser sicherlich die meisten Christen in seinen Mauern zählte.

Den Acten der großen Concilien des 4. Jahrhunderts verdankt man die Namen der ersten bekannten Bischöfe des westlichen Germanien. An den heißen Kämpfen der großen Versammlungen, auf denen die Lehre vom Glauben festgestellt wurde, nahmen sie lebhaften Antheil, keine Stadt war ihnen zu entlegen, keine Reise zu beschwerlich. Zu Arles, als 314 die Donatisten verurtheilt wurden, waren die Bischöfe Agritius von Trier und Maternus von Köln zugegen; 347 zu Sardica ihre Nachfolger, Maximin und Euphrates; auch der Bischöfe von Noricum wird hier gedacht. Auf der Versammlung zu Sirmium 351 erscheint ein dritter Bischof von Trier, Paulinus, zu Rimini 359 Servatius von Tongern, der Lieblingsheld der Legende. Dagegen hat Mainz noch keinen Bischof aufzuweisen; in Noricum wird etwas später Lorch, in Rätien Chur genannt.

Die Stellung der Bischöfe ist die einfachste; noch werden sie von der Gemeinde, von den Bürgern ihrer Stadt gewählt. Von einer hierarchischen Unterordnung ist nicht die Rede, nur Trier, als Metropole der Provinz und Kaisersitz, hat ein gewisses Uebergewicht. Die Kirchen an

der Donau standen in Abhängigkeit von denen, welchen sie das Evangelium verdankten, Rätien von Mailand, Noricum von Aquileja, Pannonien von Sirmium. Ueberall schließen sich diese Bischöfe der streng rechtgläubigen Lehrform an und handeln in dem werkthätigen Sinne der lateinischen Kirche; von der Dialektik und dem Tiefsinn der Griechen wenden sie sich ab, beides scheint ihnen überflüssig oder gefährlich. Maximin, Euphrates und Servatius sind Vorkämpfer der Lehre von Nicäa. Als unter Konstantius die Anhänger des Arius die Oberhand gewannen, wanderte Paulinus von Trier nach Phrygien in die Verbannung.

Auf diese Richtung hatte ein großer Kirchenlehrer des Ostens mächtig eingewirkt, der nach dem Westen verbannt worden war. Fast drei Jahre lang, von 336—338, lebte Athanasius in Trier, der unermüdliche Gegner des Arius. Während seiner Anwesenheit mehren sich die Gemeinden, neue Kirchen entstehen, in den noch nicht vollendeten Gebäuden versammeln sich die Gläubigen. In der genußsüchtigen Stadt machte seine strenge Persönlichkeit einen tiefen Eindruck, durch den die Wirkung seiner Schriften gesteigert ward. Freilich kündigte sich schon jene ascetische Auffassung der christlichen Lehre an, die den Sieg über die Welt von der äußerlichen Abscheidung erwartet. Der Gegensatz der ausschließenden Sammlung des Geistes in einem höchsten Punkte ergriff gerade die Gemüther unwiderstehlich, die der Ehre und dem Glanze ihr Leben lang nachgejagt hatten; mit Verachtung warfen sie von sich, worin sie einst ihr Glück gefunden hatten.

Als eines Tages der Hof im Circus zu Trier versammelt war, erging sich Pontitianus, ein Freund Augustin's, mit seinen Begleitern in den Gärten vor der Stadt;

es waren Agenten, hohe kaiserliche Beamte. Zwei von ihnen, die ihren Weg allein verfolgt hatten, gelangten unvermuthet zu einer Hütte, in der einige unbekannte Menschen wohnten, solche heißt es, die geistlich arm sind. Neugierig traten sie ein, auf dem Tische lag ein Buch; der eine ergriff es und begann darin zu lesen, es war das Leben des heiligen Antonius von Athanasius. Der glänzende Mann ward tief erschüttert. „Weshalb dienen wir?“ rief er aus, „ist nicht unsere höchste Hoffnung im Palaste, Vertraute des Kaisers zu sein? Wie hinfällig ist das, wie voller Gefahr! Hier kann ich ein Vertrauter Gottes sein, und zur Stunde werde ich es!“ Von demselben Gefühl der Nichtigkeit ward auch sein Gefährte ergriffen. Sie heißen ihre Begleiter dorthin gehen, wohin sie selbst nicht mehr zurückkehren werden. Die Zeichen ihrer Würde legen sie ab und erbauen ein Haus, worin sie allein der Betrachtung zu leben beschließen.

Selbst die siegreichen Waffen verlieren im Lichte des neuen Glaubens ihren Glanz. Martinus, der Sohn eines pannonischen Veteranen, weigerte sich, als er das gesetzmäßige Alter erreicht hatte, in den Dienst zu treten, weil er von dem Gedanken eines andern höhern Dienstes erfüllt sei. Dennoch ward er genöthigt den Eid zu leisten, und stand einige Jahre bei den Haustruppen des Konstantius, dann unter Julian. Als dieser bei Worms über den Rhein gehen wollte, ward ein außerordentliches Geschenk unter die Soldaten vertheilt. Martinus wies es zurück mit den Worten: „Bisher habe ich dir gedient, o Cäsar; jetzt bin ich ein Streiter Christi.“ Darauf ward er aus den Reihen gestoßen und des Dienstes entlassen. In Gallien empfing er die geistliche Weihe und begann den Kampf gegen die heidnische Landbevölkerung, er zerstörte ihre Götter=

bilder und Opferbäume und verkündete den Uebelthätern Buße. Dann ward er Bischof von Tours und gründete ein Kloster der strengsten Zucht.

So hatte das Christenthum zuerst unter Römern und römisch gewordenen Germanen eine feste Gestalt gewonnen, dann kam es zu den freien Stämmen. Es war das Letzte und Höchste, was sie von ihren Feinden erwerben konnten. Nur war die Frage, ob die römische Form ihm nicht hemmend entgegentreten werde. Der freie Germane konnte geneigt sein, es abzuweisen, weil es ihm aus der Hand des Feindes kam; die alten Römer hatten seine Freiheit bedroht, die neuen griffen seine Götter an. Zwar scheinen von den Kirchen am Rhein oder der Donau keine Glaubensboten in das innere Land ausgegangen zu sein, aber die Wirkung des Christenthums auf die nächsten Völkerschaften konnte nicht ausbleiben. Schon Arnobius, der sein Buch gegen die Heiden um 300 schrieb, wußte von Christen, die unter Alamannen lebten, und 70 Jahre später führte der alamannische Fürst Rando einen Theil der christlichen Bevölkerung von Mainz gefangen über den Rhein. Die Kunde von den großen Kirchenlehrern Italiens ward über die Donau bis zu den Markomannen getragen; ein Wanderer hatte sie zu Fritigild der Markomannenkönigin gebracht. Auf ihr Verlangen schickte ihr Ambrosius, der Bischof von Mailand, einen Brief, der die wesentlichsten Lehrpunkte enthielt. Voll Begier, aus seinem Munde mehr zu vernehmen, eilte sie nach Mailand, doch als sie anlangte, war jener bereits im Jahre 397 gestorben.

Dennoch war der Gegensatz volksthümlicher Feindschaft anfänglich noch zu stark. Nicht das verhaßte Römerthum bildete die erste siegreiche Vermittelung zwischen der neuen Weltlehre und dem freien Germanenthum, sondern die mildere griechische Zunge, die nicht die Sprache der Herr=

schaft war. Durch sie wurde zuerst im Osten ein ganzes Volk gewonnen, die Gothen, die furchtbarer geworden waren als die andern alle.

Von dem Augenblick, wo das Christenthum den freien germanischen Boden betrat, ward seine nächste Aufgabe eine andere. Die Römer hatten die Bildung vieler Jahrhunderte mit allen ihren Vortheilen und Schäden hinter sich, die Germanen standen an der Schwelle des Lebens, voll überquellender Naturkraft; jene hatten vieles zu vergessen, diese vieles zu lernen, dort galt es eine gesunkene Kraft zu heben, hier eine trotzige zu bändigen. Das kranke Leben starb ab, und das gesunde ward zum Träger des weltumgestaltenden Gedankens.

Es beruhte auf einem tiefen Gesetze, daß die Germanen zu derselben Zeit ihre Freiheit retteten, als im fernen Osten das große Wort verkündet wurde, der Mensch solle frei werden in Gott. Sie waren das einzig freie und bildungsfähige Volk des damals bekannten Erdkreises; sie brachten ihrer Aufgabe eine innere Anlage, eine Vorbildung entgegen, die ihren weltgeschichtlichen Beruf bezeugte. Die sittliche Natur des Volks, seine Unverdorbenheit, das germanische Heidenthum in seiner Unbefangenheit stand dem Christenthum minder fern, als die entartete Kunstreligion und der zersetzende Zweifel der Bildung. Es war noch ein volksthümlicher Glaube, gleich fern von dem gedankenlosen Aberglauben und dem überweisen Unglauben; sie hatten noch eine innere Beziehung zu ihren Göttern.

Tacitus berichtet von den Germanen: „Die Götter in Tempelwände einzuschließen oder der Menschengestalt irgend ähnlich zu bilden, das, meinen sie, sei unverträglich mit der Größe der Himmlischen. Wälder und Haine weihen sie ihnen, und mit dem Namen der Götter bezeichnen sie jenes Geheimniß, was sie nur in gläubiger Ehrfurcht

schauen.“ Man wird an jene Worte erinnert, die der Apostel Paulus dem gebildetsten Volke der Erde, den Athenern, als eine neue Botschaft verkündete: „Gott, der die Welt gemacht hat, wohnt nicht in Tempeln mit Händen gemacht.“ Und: „In Ihm leben, weben und sind wir. Wir sollen nicht meinen, die Gottheit sei gleich den goldenen, silbernen und steinernen Bildern durch menschliche Gedanken gemacht.“ In jenen innerlichen Schauern barg sich der Gott, der im Geiste und in der Wahrheit angebetet sein will. Auch einzelne Züge monotheistischer Ahnungen oder uraltester Ueberlieferungen hatte die alte Götterlehre aufbewahrt. Völuspa verkündete nach dem Untergange der Asen eine neue Schöpfung und ein ewiges Reich: „Da reitet der Mächtige zum Rathe der Götter, der Starke von oben, der alles steuert; er, der ewige Satzungen anordnet.“ Die geheimnißvolle Frage, mit der die Seherin ihre Aussprüche mehr als einmal schließt: „Wißt ihr, was das bedeutet?“ fand im Christenthum ihre Antwort. Es ist eine tiefsinnige Bemerkung unsers größten Sprachforschers, daß das Wort Gott, ältesten Ursprungs, durch alle germanischen Mundarten widerhalle; unverändert im Laufe der Zeiten, des auszeichnenden Artikels nicht bedürftig, steht der Name des einen unwandelbaren Wesens fest.

Vieles gab es im Leben und Glauben des Germanen, das als Vorahnung des Christenthums gelten konnte.

Auch an der Spitze seiner Götterwelt stand eine oberste Dreiheit, Wuotan, Thunar, Zio. Daß der erste seit alters von allen germanischen Völkerschaften verehrt worden sei, wußte die langobardische Sage noch im 8. Jahrhundert; er ist der nordische Odin, seine unverändert erste Stelle in der Dreiheit bezeugt seine höchste Macht. Er ist das ursprünglichste Abbild des einigen, allmächtigen schöpferischen Gottes. Nicht die vielen Namen, die er hat, reichen aus,

sein Wesen in voller Bedeutung auszusprechen, das vermag keines Menschen Zunge, noch auch die Götter; Siegvater, Allvater heißt er. „Eines Namens genügte mir nie, seit ich unter den Völkern fuhr", sagt Odin von sich, und den Ursprung dieser Namen weiß er aus sich allein. Seine unfaßbare geistige Natur schimmert durch im Namen Wuotan, Luft, Bewegung, Geist; er ist der Vater der Götter und Menschen, der Erzeuger und Erhalter. Die Frucht des Feldes, der Sieg im Kampfe, die Begeisterung des Sängers, alle Güter kommen von ihm; er macht die Menschen der höchsten Gaben theilhaftig, des Wunsches, der noch in viel späterer Zeit als schöpferische Macht vorgestellt ward, als Inbegriff des Heils, der Seligkeit. Durch Wuotan hat alles, was ist, Inhalt und Gestalt, Wesen und Schönheit. Er ist der Weltenlenker, er thront in der himmlischen Halle, durch sein Fenster blickt er auf die Erde nieder, oder in seinem Wagen fährt er auf dem gestirnten Wuotansweg einher. Auf Erden erkannte der Mensch seine Spuren im Wodansberg, Wodansholz, Wodanshaus, Wodansfeld, häufig wiederkehrende Ortsnamen und Zeugen der allgemeinen Verbreitung seines Dienstes.

Aus seiner Allmacht treten einzelne Seiten in den beiden andern Göttern neu gestaltet hervor, Thunar, Donar, der nordische Thor haust in der Natur. Er gebietet, dem Donner, dem Blitz, dem Wind und dem Regen, wie dem hellen Himmel und der Ernte der Früchte. Er ist der schützende Gott des friedlichen Landbaues, und bekämpft darum unermüdlich die schädliche Naturgewalt. In schwarzer Wolke fährt er auf seinem Donnerwagen, von Böcken gezogen, er schlägt seinen Hammer in den bebenden Fels ein, oder trifft das Haupt des trotzigen Riesen. Vertrag und Grenze stehen unter seiner Obhut; sein Hammer schirmt das Eigenthum und heiligt den Ehebund. Hohe

Berge, mächtige Eichen sind ihm geweiht; die Donnersberge erinnern noch in späten Zeiten an ihn.

Auch Zio, der Herr des Kriegs und der Schlachten, ist ein Sohn Wuotan's. Unter verschiedenen Namen wird er verehrt; den nordischen Germanen ist er Tyr, einigen hoch- und niederdeutschen Völkerschaften Eor, den Sachsen Saxnot, zuletzt, wie es scheint, als Irmin auf der nach ihm benannten Säule dargestellt. Eor ist Schwert, dasselbe wie Cheru oder Heru, Saxnot ein Schwertgenosse oder Schwertträger; dem kriegerischen Gotte war die Eroberung heilig. Schon diese mannichfachen Namen beweisen die Verbreitung seines Dienstes. Ein kriegerisches Volk mußte vor allen den Gott der Schlachten anrufen, es gab ihm seine Lieblingswaffe, etwa das steinerne Schwert oder die Keule in die Hand.

Bezeichnend für das sturmvolle Leben der festländischen Germanen ist, daß das Bild Balder's, des glänzenden Gottes, dem im Kreise der Asen das Los gefallen ist, rein und schuldlos zu sterben, den alle Thränen der Welt von Hel nicht auszulösen vermögen, sich früh verdunkelt hat. Dagegen ist die Göttin Nerthus die geheimnißvolle Kraft der Natur, die in den Tiefen von Land und See, in Pflanze und Frucht verschleiert webt und schafft; sie ist die Allmutter Erde selbst, fruchtbar, schöpferisch, friedlich. Auf ferner Insel ist ein unentweihter Hain mit einem stillen See der Wohnsitz der Göttin, verhüllt, auf heiligem Wagen, den der Priester lenkt, von Kühen gezogen, fährt sie durch das Land. Allgemeiner Gottesfriede waltet, solange die Fahrt dauert, da ruhen die Waffen, alles Eisen wird verborgen, man zieht nicht in den Kampf, und die Göttin zu empfangen schmückt sich Haus und Weiler festlich. Hat sie genug des Verkehrs mit den Sterblichen, werden Wa-

gen und Geräth von der menschlichen Berührung in den Fluten gereinigt, und die Knechte, welche Hülfe geleistet haben, in die schweigende Tiefe des Sees versenkt. Ein undurchdringlicher Schleier ruht auf dem Wesen der Göttin. Sie ist die Isis des Tacitus, ihr Wagen das Schiff, auf dem diese durch das Land fährt, ein Zeichen der wiedererwachenden Natur, wenn im Frühling der weich gewordene Schos der Erde sich öffnet, der Strom von den Fesseln des Eises frei wird und die im geheimen zeugenden Kräfte sich in Feld und Wald regen.

Aber auch diese Götter haben ihr Schicksal, das über ihnen steht als höhere Macht, dessen dunkeln Rathschluß nichts abzuwenden vermag. Wie die Vergangenheit entzieht sich ihnen auch die Zukunft, davon wissen nur die Nornen, die Schicksalsgöttinnen, Urdr, Werdandi und Skuld, denen, wie ihr Name anzeigt, das Gewordene, Werdende und Werdensollende kund ist. Beim Brunnen der Urdr, an der Wurzel der Weltesche, haben sie ihren Sitz. „Sie legen die Lose, bestimmen das Leben, der Menschengeschlechter Schicksale zu ordnen“, sagt Völuspa. Ihnen nah verwandt sind die Walkyren, die dienenden Jungfrauen Odin's, des Siegkrönenden, die er entsendet, um die gefallenen Helden einzuführen in seinen Saal.

Dann, wie das Heldengeschlecht weiß, daß es den Göttern entsprossen sei, so ist es erfüllt von dem Glauben, nach einem Leben voll Kampf und Sieg gehe es endlich ein zu Odin's Halle, und werde göttlicher Gemeinschaft wieder theilhaftig. Schwächer als die Götter, aber stark genug, an den Kämpfen gegen die Mächte theilzunehmen, welche Göttern und Menschen die Welt zu entreißen trachten, ist auch ihr Beruf, die rohen und zerstörenden Kräfte zu bändigen und einer ordnenden Gewalt zu unter-

werfen. In diesem Kampfe zu fallen ist höchster Wunsch und Glück, denn dieser ruhmvolle Tod allein führt in die Halle der Götter ein, in Walhöll, den Sammelplatz aller auf der Walstatt Gebliebenen. Wer im Alter oder auf dem Siechenbette stirbt, steigt ruhmlos in das Reich der Hel, in das dunkle kalte Schattenland, wo er in traurigen, freudeleeren Thälern unerbittlich festgehalten wird. Aber auch keine laute Klage folgt dem ruhmvoll Gefallenen, denn er lebt fort bei den Göttern; daß man sein gedenke, ist seine Ehre bei den Menschen.

So sammelt Odin alle Tapfern um sich; es kommt eine Zeit, wo er ihrer Kraft und Hülfe bedarf, wenn der letzte Weltkampf beginnt, die Götterdämmerung anbricht, die gebändigte Riesensippschaft die Fessel sprengt, und alle feindlichen Gewalten frei werden. Die Götter rüsten sich mit ihren Helden zum Kampfe; sie siegen, aber sie fallen selbst. So sieht die Seherin weit voraus der Welt Untergang. „Schwarz wird die Sonne, die Erde sinkt ins Meer. Vom Himmel fallen die heitern Sterne, Glutwirbel umwühlen den allnährenden Weltbaum, die heiße Lohe beleckt den Himmel"; die alte Welt geht in Flammen unter. Das war die uralte Vorstellung, die sich später mit christlichen Gedanken verband. „Da mag kein Blutsfreund dem andern helfen", sagt der geistliche Dichter des 9. Jahrhunderts, der den jüngsten Tag und den Kampf gegen den Antichrist und den Altfeind schildert: „Die Ströme trocknen aus, das Meer verzehrt sich, der Himmel vergeht in Flammen, es fällt der Mond, der Erdkreis steht in Brand." Aber die nordische Seherin sieht auch, wie sich aus diesem Kampfe ein neues unvergängliches Göttergeschlecht und eine neue Welt erhebt.

So schließt der Kreis des germanischen Götterglaubens

ab, die tiefsinnigsten Gedanken in Bildern dargestellt, kühn, schwungvoll, großartig. Es hieße dem sittlichen Geist des Volks unrecht thun, wollte man nur den Eindruck der Wandlungen der Natur darin sehen. Auch hier lebt eine ordnende sittliche Macht, und der tiefe tapfere Glaube an sie als eine ewige zieht sich durch alle diese Vorstellungen hindurch. Der Kampf der Helden ist kein nutzloses Spiel roher Kräfte, er wird zur höchsten Pflicht, er bekriegt die Feinde der Götter und ist berufen, die letzte Entscheidungsschlacht der Welt mitzuschlagen. Der Tod schließt weder das Leben noch die sittliche Aufgabe ab; daß sie nicht abschließt, ist zugleich der Lohn der Thaten auf Erden, den Helden aber feiert die Dichtung.

Auch sie ist göttlichen Ursprungs, aus dem Blute der Götter ist der Göttertrank gemischt, der Weisheit und Dichtung verleiht. Wer ihn gekostet, in dem lebt die Einsicht in Vergangenes und Zukünftiges, er erräth die Gedanken der Götter, und schafft, wie sie, geistige Wesen, er ist Seher, Sänger, Schöpfer. Von Odin und dessen Tochter, der Sage, stammt seine Kraft, und Odin's Raben fliegen alle Tage über die Erde und künden ihm die Ereignisse; es sind Denkkraft und Erinnerung. Auch das Werkzeug, mit dessen Klängen der Dichter sein Lied begleitet, die Harfe, haben die Götter erfunden; das Lied verkündet ihr Lob und den Ruhm der Helden, es wird Erzählung, Geschichte. Das Heldenlied wird gesungen, wenn das Volksheer auszieht in die Schlacht, und den Helden der Vorzeit reiht sich jeder Tapfere an.

Endlich muß hervorgehoben werden, daß es keinen streng geschlossenen Priesterstand gab, der die Volksgemeinde in der Weise celtischer Druiden beherrscht hätte. Die Priester waren öffentliche Beamte des Volks den Göttern gegenüber,

und nur in diesem Sinne, soweit sie die Gemeinde vertraten, war ihr Eingreifen in die Familie denkbar. Hier ist der Hausvater, der freie Mann, Priester am eigenen Herde, auch ihm steht es zu, die Götter anzurufen und ihren Willen zu verkünden, darin liegt eine wesentliche Beschränkung des Priesterthums durch die persönliche Freiheit. Es ist nicht im Besitz einer geheimen Weisheit, es steht den Himmlischen nicht näher, es übernimmt keine Art unumgänglicher Vermittelung. Die Freiheit gibt das Recht einer unmittelbaren menschlichen Beziehung zu den Göttern, der freie Mann ist der ganze Mensch. Eine Herrschaft der Priester war unmöglich, sie widersprach den Grundzügen der germanischen Natur. Auch hier galt der christliche Ausspruch: „Ihr seid allzumal priesterlichen Geschlechts!"

Unverfälscht, voller Kraft, einfachen Glaubens erscheint überall die Natur der Germanen. Tapfer und gewaltsam, wild und blutig, der höchsten Anstrengung fähig, ist er ebenso sehr sinnend, in sich versunken, träumerisch, schwer loszureißen von seinen Wurzeln, und dennoch bildsam, gelehrig, für die Eindrücke geistiger Ueberlegenheit empfänglich. Unzertrennlich von den Vorzügen der Natur wuchsen Mängel, Fehler und Laster in ihnen empor. Sie konnte irregeleitet oder verdunkelt, aber nicht vernichtet werden, denn sie war das göttliche Erbtheil des Volks.

Noch im 5. Jahrhundert, als sie unter wilden Kämpfen ihre ursprüngliche Freiheit einbüßten, erkannte Salvian die bessere Sitte der Germanen an, obgleich sie als Ketzer nach einem gefälschten, oder als Heiden nach dem Naturgesetze leben. „Bei Gothen und Vandalen", sagt er, „gilt noch Familie und Blutsgenossenschaft; was Eines Stammes ist, liebt sich. Die Gothen dulden keinerlei Ausschweifung in ihrer Mitte, die Vandalen, die züchtigsten und enthalt=

sanftsten Barbaren, wahren die Ehe durch die volle Strenge des Gesetzes; die Franken sind treulos, aber gastfrei, die Alamannen trunksüchtig, aber minder treulos, die Sachsen wild, aber rein, die Gepiden grausam, sie alle zusammen gerechter als die Römer." Es war ein stolzer, echt germanischer Gedanke, den Legende und Kunst mannichfach dargestellt haben, nur dem mächtigsten Gefolgsherrn dienen zu wollen, es war der Entwickelungsgang des Volks selbst. Zuerst waren diese freien Männer im Gefolge ihrer Fürsten zum Kampfe ausgezogen, dann hatten sie die römische Herrlichkeit kennen gelernt und waren vor dem Glanze des Kaisers, des Herrn der Welt, niedergesunken, wie jener Gothe Athanarich vor Theodosius mit dem Ausrufe: „Fürwahr, der Kaiser ist der Gott auf Erden! wer wider ihn die Hand erhebt, ist seines eigenen Blutes schuldig!" Endlich wurden sie Kämpfer und Mannen des höchsten Gefolgsherrn, der sie nicht zur Eroberung, sondern zur Ueberwindung der Welt führte und ihnen ein Erbe und Eigen in seinem unvergänglichen Reiche verhieß.

Als ein Beutestück ihrer Raubfahrten in Kleinasien brachten die Gothen das Christenthum heim. Als sie 262 Galatien und Kappadocien durchzogen, führten sie unter andern Kriegsgefangenen auch manche Christen mit sich fort, die sogleich das Werk der Verkündigung begannen, und aus den Siegern wurden Besiegte, welche die neue Lehre annahmen. Der spätere mehr friedliche Verkehr an der Donau, die Hülfsscharen im Dienste der Kaiser müssen die Verbreitung rasch gefördert haben. Zu Anfang des 4. Jahrhunderts war die gothische Gemeinde so weit angewachsen, daß sie als Kirchenprovinz unter ihrem Bischof Theophilus erscheint, der zu Nicäa seine Stimme gegen Arius abgab.

Doch mit dem Christenthum hatten die kirchlichen Par-

teien Eingang gefunden, die heimischen Gegensätze verbanden sich mit den neueintretenden. Wetteifernd suchten die verworfenen ketzerischen Lehren dem siegreichen Bekenntniß von Nicäa diesen noch wenig berührten Boden streitig zu machen. Der Arianismns zählte bald viele Anhänger, und nach dem Jahre 350 drang auch die mönchische Lehre des Syrers Audius ein. Aber Ketzern wie Katholiken stand der Dienst der volksthümlichen Götter gleich feindlich entgegen, denn das Christenthum trat unter römischem Einflusse auf, und von dem Sturze der alten Götter schien der Untergang der Freiheit unzertrennlich. Auch die junge germanische Kirche empfing die Bluttaufe. Die erste Verfolgung durch den Fürsten Athanarich traf die Partei der Arianer, ohne Zweifel, weil sie bereits die stärkste war. Der Kaiser Konstantius, selbst ein Anhänger der arianischen Lehre, eröffnete den Bedrängten eine Freistatt in Mösien in der Gegend von Nikopolis, unfern des Hämus. Hier lebten diese sogenannten kleinen Gothen, ein armes Volk, das im gesicherten Besitze des Glaubens und im stillen Verkehr mit seinen Heerden der alten Wehrhaftigkeit bald vergessen zu haben scheint. Die Erhebung einer christlich-gothischen Partei auf römischem Gebiete war für Athanarich nicht ohne Gefahr; auch in den heimischen Christen sah er Verbündete des Feindes, und erhob eine zweite blutigere Verfolgung. Mit Recht sagt der gleichzeitige Epiphanius: „Aus Haß gegen die Römer wollte der Gothenfürst den christlichen Namen ganz vertilgen."

Gothen und Römer haben in ihren Jahrbüchern das Jahr 370 als ein blutiges bezeichnet. In einem gleichzeitigen gothischen Kalender wird bei einem Tage das Andenken der im Gothenvolke Verfolgten und Gemarterten angemerkt; in einem andern das Andenken „derjenigen

Märtyrer, welche mit ihren Bischöfen in voller Kirche verbrannt worden sind". In der Einfachheit dieser Worte liegt eine erschütternde Selbstverleugnung; nicht anspruchsloser läßt sich die Erinnerung schwerer und erfolgreicher Kämpfe der Nachwelt überliefern. Auf einem Wagen, wie auf dem der Nerthus, ließ Athanarich ein Götterbild an den Hütten und Zeltreihen vorüberführen; wer sich davor nicht beugte, oder von dem Opfermahle zu essen verschmähte, ward als Christ erkannt. Die Bekennenden wurden aus den Dörfern getrieben, man hetzte sie durch Wald und Dornen, stürzte sie in die Flüsse, oder stieß sie in die Flammen. Als sie zu dem Zelte flohen, das ihnen als Gotteshaus diente, Männer und Weiber die Kinder an der Hand, ward es über ihrem Haupte angezündet. Die Ueberlieferung hat das Andenken eines schlichten Mannes Namens Saba aufbehalten, der, um das Osterfest zu feiern, auf römisches Gebiet entweichen wollte; da trat ihm ein Mann in strahlender Gestalt entgegen und gebot ihm umzukehren. Es trieb ihn zurück in die Hände der Verfolger. Als er Ostern mit seinen Glaubensgenossen begangen hatte, überfiel Athanarich die Gemeinde, und Saba ward gebunden in den Fluß gestürzt. „Ich sehe, was ihr nicht sehen könnt!" rief er aus; „ich sehe die stehen, die mich aufnehmen werden in ihre Herrlichkeit!"

Auf das tiefste wurden diese jugendlichen Seelen von dem neuen Glauben erfaßt; neben dem alten Ritterthum des Kampfes ging ihnen ein anderes des Leidens auf, das ihre ganze Tapferkeit herausforderte. Daß die Barbaren ruhmvoll für ihren Glauben gestorben seien, bezeugen einstimmig die rechtgläubigsten Kirchenlehrer. Der Haß der Kirchenparteien und politischen Gegensätze verstummte vor

dem Grimme des aufgestachelten volksmäßigen Heidenthums.

Man kann vom Christenthum der Gothen nicht sprechen, ohne Wulfila's Namen zu nennen. Einfach, ehrwürdig steht er da, ein volksthümlicher Verkündiger des Glaubens, auf dem die Fülle des apostolischen Zeitalters zu ruhen scheint.

Wulfila's Vorältern waren mit den christlichen Gefangenen um 262 aus einem Dorfe bei Parnassus in Kappadocien fortgeführt worden. Ueber ein halbes Jahrhundert hatte dieses Geschlecht am Nordrande der Donau gewohnt und war gothisch geworden, als Wulfila geboren ward, der in christlichen und griechischen Erinnerungen aufwuchs. Im dreißigsten Lebensjahre ward er zum Bischof geweiht, damit er, wie einer seiner Schüler schreibt, das Volk der Gothen leite und belehre, strafe und erbaue. Der arianischen Lehre gebührt die Anerkennung, diesen Volksapostel gebildet zu haben, doch ist nicht klar, auf welchem Wege sie an ihn gelangt sei. Als die erste Verfolgung ausbrach, führte er die bekehrten Gothen über die Donau, ein Befreier und Prophet seines Volks, der es, wie Moses das Volk Gottes, aus der Hand Pharao's und der Aegypter durch das Rothe Meer in das verheißene Land geführt habe. Hier wirkte er ein Menschenalter hindurch in der Mitte der Seinen, als ein eifriger und zugleich milder Führer der arianischen Kirche; in ihrem Bekenntnisse, dem er noch kurz vor dem Tode in seinem Testament einen letzten Ausdruck gab, starb er zu Konstantinopel von Freunden und Gegnern betrauert und feierlich zu Grabe getragen.

Weit über die engen Grenzen des Lebens reichte seine Wirksamkeit hinaus. Zwar seine Predigt, die er griechisch,

lateinisch oder in gothischer Sprache hielt, ist verhallt. Unablässig verkündete er, wie sein Schüler Auxentius berichtet, die eine Heerde Christi, einen Weinberg, ein Haus, einen Tempel, eine Gemeinde der Heiligen, und verwarf alle Sekten weß Namens sie auch waren. Auch was er zur Erläuterung der Schrift und über die Fragen der Lehre in den drei Sprachen verfaßt hat, ist verloren, doch das Wichtigste ist erhalten, ein unvergängliches Denkmal germanischen Geistes, seine Uebersetzung der Bibel. Es wird bezeugt, er habe sie vollständig übertragen mit alleiniger Ausnahme der Bücher der Könige. Es war das wahre Testament, welches er seinem Volke in die Hand gab; seitdem konnten Lehre und Glauben nicht wieder von diesem genommen werden, es hatte eine feste Grundlage des Forschens, Wissens und aller Bildung gewonnen.

Die gothische Sprache war bisher die des Kampfes und des Verkehrs von Mund zu Mund gewesen. Noch hatte sie sich der Feder nicht bequemt, am wenigsten der gelehrten.

Unter dem Einfluß der Griechen und Römer hatten die Gothen die Möglichkeit einer schriftlichen Anwendung ihres Runenalphabets bereits erkannt; dennoch scheint es mit der Entwickelung der Sprache nicht gleichen Schritt gehalten zu haben, es war noch zu sehr erfüllt von heidnischen Erinnerungen, um sich dem Gebrauch neubekehrter Christen zu empfehlen. Wulfila's große literarische That ist es, ein Alphabet hergestellt zu haben, das diesem Zwecke entsprach. Es beruht auf der Anwendung des Griechischen auf den gothischen Laut und der Ergänzung durch lateinische und Runenzeichen, wo er nicht hinreichend ausgedrückt ward. Diese Verschmelzung dreier volksthümlicher alter Alphabete zu einem neuen, nicht minder volksthümlichen,

bezeichnet treffend den damaligen Standpunkt der allgemeinen und der germanischen Entwickelung. Den Gothen war die heilige und geheimnißvolle Rune als heilige und zugleich offenbare Schrift aufgegangen. Hier mußte jede spätere Literatur anknüpfen.

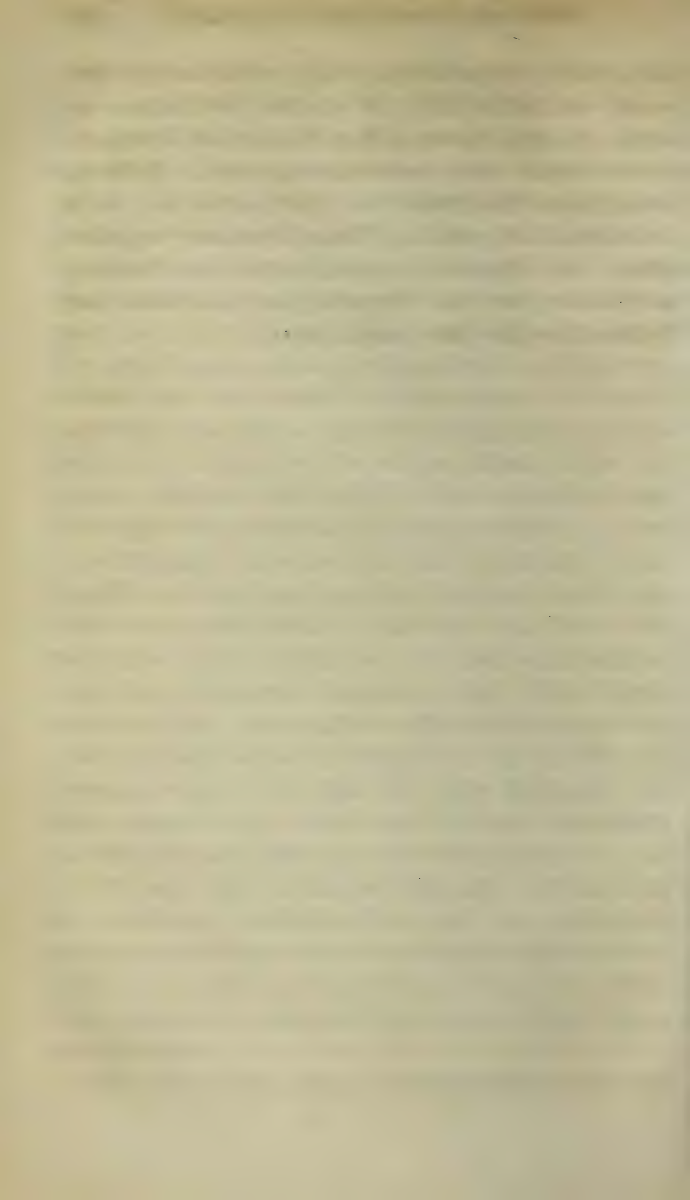
Mit Wulfila beginnt ein christliches Leben unter diesen Germanen, das durch die folgenden Kriegsstürme nicht geschwächt wurde. Dem nationalen Besitze der Bibel entsprach die Predigt und die Aufstellung einer Liturgie in der Volkssprache. Was später bei den Vandalen, mochte auch bei den Gothen geschehen; wie einst ihre Götterbilder, führten die Schlachthaufen die Bibel als ein Heiligthum in ihrer Mitte. „Die Hand, welche hart geworden ist am Schwertgriffe, die Sieger, die geschickter sind, den Pfeil zu handhaben, werden geschmeidig für Griffel und Feder", schreibt Hieronymus; „die kampfgierigen Herzen bekehren sich zur christlichen Milde!" Erschüttert durch die Großartigkeit dieser Erscheinung ruft der Kirchenvater aus: „Jetzt wird das Wort des Propheten Jesaias erfüllt: da werden sie ihre Schwerter zu Pflugscharen und ihre Spieße zu Sicheln machen. Die Wölfe werden bei den Lämmern wohnen, und die Pardel bei den Böcken liegen; ein kleiner Knabe wird Kälber und junge Löwen miteinander treiben!"

Doch die Zeit, welche das verzückte Auge des Propheten sah, war lange noch nicht erschienen. Jetzt erst begann der Kampf, er kam mit der neuen Lehre selbst. Von den Gothen ging der Arianismus auf die stammverwandten Germanen des Ostens über, erst mit ihnen selbst verschwand er. Ein Zusammenwirken verschiedener Ursachen hat stattgefunden, um gerade diese Lehre für die Germanen zur Pforte des Christenthums zu machen. Die nächste war die

geographische Berührung mit den Ländern des Arianismus in den Zeiten der Mission; eine zweite der politische Gegensatz gegen die Römer, als die orthodoxe Lehre seit Theodosius ihren Sieg rücksichtslos ausbeutete. Der nationale und kirchliche Haß schärften und befestigten sich gegenseitig. Endlich im Arianismus selbst lag etwas, das ihn den Germanen näher brachte. Wenn Wulfila und seine Schüler sich bekannten zu dem Glauben an den Vater, den allein ungeborenen Gott, und seinen eingeborenen Sohn, den Schöpfer aller Creatur, und den Heiligen Geist, den Diener des Sohnes, der dem Sohne in allem gehorsam ist, wie er dem Vater, und den er seinen Gläubigen zu senden verheißen hat, so ward eine Stufenfolge göttlicher Kräfte aufgestellt, welche die Kluft zwischen Gott und Mensch füllte. Sie schloß sich den sinnlich natürlichen Vorstellungen der alten Götterwelt näher an, und wie die Trinität an die Dreiheit der heidnischen Hauptgötter erinnerte, streifte diese Lehre an den Tritheismus. Auch Thor und Balder waren Söhne Odin's des Allvaters, in ihnen vornehmlich erschien seine schaffende, befruchtende Kraft. Wie Balder, der lichte Gott, durch tückischen Verrath sterben und zu Hel hinabsteigen mußte, so Christus, der die alte Schlange überwunden hatte, wie Thor im letzten Weltkampfe den großen Wurm erlegt. Weil diesen Menschen das Gefühl des Gegensatzes zwischen Gott und Mensch näher lag als der Gedanke einer unendlichen Aufhebung desselben durch die Verbindung des Geistes Gottes mit dem menschlichen, suchten sie den Abstand durch jene sinnlich verständige Unterordnung zu bewältigen. Der Arianismus ward eine Mittelstufe zwischen der natürlichen Volksreligion und der idealen der Menschheit.

Frei und zugleich lenksam, voll Kriegslust und Bildungs-

drang, jeder geistigen Anregung fähig, erscheinen diese Germanen, ein starkes Naturvolk und dem Christenthum gewonnen; so stehen sie den geistigen Schätzen des Alterthums die Griechenland barg, empfänglich gegenüber. Selbst die bildungsstolzen Schriftsteller jener Zeit werden irre, ob sie ein solches Volk mit dem Namen Barbaren bezeichnen dürfen. Sie scheinen zu ahnen, daß mit der Erhebung der Germanen der alte Gegensatz von Classicismus und Barbarenthum sein Ende erreicht habe.



Der Kampf der Freiheitsmänner und der Geistlichen in Belgien in den letzten Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts.

Von

Heinrich Wuttke.



Der Reisende, welcher den belgischen Boden betritt, staunt überrascht beim Anblick der mächtigen Kathedralen, die seinen Blick fesseln. In Löwen, in Antwerpen, in Mecheln, in Brüssel, in Gent, in Brügge, in allen Städten, in die er kommt, sieht er Kirchen, die weithin alles überragen. Kein Land ist so reich an herrlichen Kirchen als dieses Belgien. Wie hervortretend sind sie nicht unter den übrigen Bauten Europas durch ihre majestätische Größe und die Reinheit ihres Stiles — und nun im Innern eines solchen Doms, diese kühngewölbten Bogen, diese reichbemalten Fenster, welcher Schmuck von Bildern, welch Schnitzwerk der Kanzeln, welche Pracht und welche Schätze! Schon daraus allein kann er entnehmen, wie altgewurzelt die Macht der Geistlichen an der Schelde und Deile ist und wie ausgebreitet ihr Einfluß.

In keinem Lande Europas ist vielleicht der Gegensatz zwischen Liberalismus und Hierarchie schärfer, der Kampf beider Weltanschauungen heftiger, als gerade in Belgien.

Das Geschick der belgischen Provinzen wurde vornehmlich im 16. Jahrhundert bestimmt. Was von manchen heute das „belgische Volksthum“ genannt wird, das ist entsprungen aus der Wendung, welche in diesem Jahrhunderte die Ereignisse nahmen.

1) Trennung Belgiens von Holland.

Die Grundsätze der Kirchenverbesserung fanden anfangs auch in Belgien Eingang, aber sie drangen hier nicht durch, und daß sie die Oberhand nicht erlangten, daß es ihnen nicht möglich wurde, sich festzusetzen, dies bestimmte Belgiens ferneres Schicksal. Erst von dieser Zeit an schieden sich die siebzehn niederländischen Landschaften in zwei entgegengesetzte Hälften.

Die Untersuchung der Frage, wie es kam, daß das römisch-katholische Kirchenthum sich in dem südlichen Theile der Niederlande aufrecht zu behaupten vermochte, erhält daher eine besondere Wichtigkeit. Das was die Trennung der Niederlande herbeiführte, beherrschte weiterhin auch die Entwicklung der gesonderten Gebiete. Wir verweilen also bei diesen Ursachen einen Augenblick.

Ein Hauptumstand, welcher sofort das Eindringen der kirchlichen Neuerung aufhielt, lag darin, daß für sie überhaupt der Boden in Belgien weniger günstig war als in den meisten Landschaften des Deutschen Reichs. Denn in der Regel folgt auf das Uebermaß des Uebels die Heilung. Aber hier hatten schon im 15. Jahrhundert die Kegelherren einen sehr ausgedehnten Einfluß gewonnen und durch eifriges Bemühen manche Misstände, an denen das Volk sich stieß, glücklich beseitigt oder doch gemindert, sodaß der Unfug zu der Zeit, da von Wittenberg aus ganz Europa erschüttert wurde, in Belgien nicht mehr so groß noch so schreiend war. Diese zeitige und gelinde Reform des Kirchenwesens kam der Reformation durch Luther zuvor. Letztere hatte, wie bekannt, ihre geistige Grundlage in den humanistischen Studien, welche dazu führten, sich abzukehren von den theologischen Lehrgebäuden und gänzlich den Schriften des Alten und Neuen Testaments in ihrem Urtext zuzuwenden. Mochten in Belgien auch

mehrere Regelherren dem neuen Gange der Wissenschaften gefolgt sein, so gab es in ihm doch nur sehr wenige Humanisten. Die im Jahre 1426 gegründete Universität von Löwen stritt für den veralteten Scholasticismus ebenso thätig wie ihre Schwester am Rheine, die Universität von Köln, und stützte kräftig auf theoretischem Gebiete die katholische Glaubenssatzung und bekämpfte die Bewegung. Luther fand an ihnen heftige Gegner, sogar Erasmus wurde in Löwen verlästert, den doch der Papst selbst hochhielt. Auch war die Reformation eine That des deutschen Geistes: der wallonische Theil der Bevölkerung las und verstand weder die deutschen Streitschriften noch die Bibelübersetzungen von dem Thüringer Luther oder dem Holländer Jakob van Liesveldt, sang auch nicht die neuen erhebenden Kirchenlieder. Nur in geringem Maße wurde er demnach von den bewegenden Gedanken berührt: und seine Stimmung in Betracht der kirchlichen Vorgänge theilte sich natürlich vielen Vlamingen mit, die vermengt mit ihm zusammensaßen. Die habsburgische Regierung endlich, welche die Liebe des Volks besaß, trat sehr entschieden jedweder kirchlichen Neuerung entgegen. Kaiser Karl V. war ja in Belgien geboren, hielt oftmals in Brüssel seinen glänzenden Hofhalt und bevorzugte nicht selten seine Belgier. Dafür hielten sie zu ihm. Sechzig Jahre hindurch, von 1506—67, waltete mit kurzen Unterbrechungen das milde Regiment von Frauen über den südlichen Provinzen, und gewann, selbst wo gerechte Ursache zum Zorne vorlag, Anhang. Karl's Tante, Margarethe von Savoien, Karl's Schwester, Maria von Ungarn, Karl's Tochter, Margarethe von Parma, folgten aufeinander als oberste Statthalterinnen, während die nördlichen Gegenden Holland und Friesland und etwas später auch Seeland, Utrecht und Geldern noch unter besondern Regenten standen und in anderm Geiste geleitet

wurden. Kaiser Karl nun, der seiner Sinnesart nach ein Spanier geworden war, wollte die Ketzerei mit aller Gewalt unterdrücken, und seine harten Befehle gegen den Abfall von der Kirche, denen er im Reiche keinen Nachdruck zu geben vermochte, fanden in seinen Erblanden strenge Vollstreckung. Bereits im Jahre 1522 bestellte Karl Inquisitoren für Belgien, die auch bald Arbeit fanden und schon im folgenden Jahre zwei Augustiner in Brüssel verbrannten. Auf Drucken und Verbreiten eines ketzerischen Buches, ja auf den bloßen Besitz eines solchen stand Todesstrafe (Erlaß vom 15. Oct. 1525 und von 1540); Laien, welche sich herausnähmen, über die Heilige Schrift zu streiten, bedrohte er ohne weiteres mit Verlust des Lebens. Lehrer und Reisende sollten durch Zeugnisse ihrer Pfarrherren sich als wohlgesinnt und unverdächtig ausweisen. Kein Zweifel, dieses entschiedene Eingreifen gleich wider die ersten Anzeichen hinderte das Fortschreiten der Reformation in Belgien stark. Die Religionsverfolgung währte ununterbrochen fort, steigerte noch von 1550 ihre Schärfe. Aus Brüssel, dem Sitze der Statthalterin, kamen die Maßregeln zum Schutze der Kirche. In der Nähe wirkten sie natürlich durchdringender als im fernen Norden. Es raffte sich auch allmählich die katholische Geistlichkeit, wo sie im Verfalle sich befunden hatte. Sie hielt sich gewissenhaft an die Beschlüsse der Trienter Kirchenversammlung, befolgte, soweit in ihren Kräften stand, die dort ertheilten Weisungen. So blieb denn in Belgien, während auch in ihm viele zum Protestantismus im stillen übergingen, immer noch ein sehr großer, wol der größere Theil der Einwohnerschaft dem Papste ergeben.

Gleichwol stand auch das belgische Volk mit den Brüdern im Norden gegen den finstern Despotismus Philipp's II. auf. In Brüssel war's, wo im Herbste des Jahres 1565

die erste größere Vereinigung gegen ihn stattfand, der Compromiß. In Flandern wagt's der poperingener Mönch Dathen, seine reformatorischen Predigten öffentlich an den Thoren der Städte zu halten, unter dem Zulaufe bewaffneten Volks, in Duffel war's, wo zuerst der Bildersturm losbrach, im August 1566. In Ryssel, Audenarde und vielen andern Städten tobte er unwiderstehlich; in ein paar Tagen hatte in Brabant und Flandern der Pöbel mehr als vierhundert Kirchen zertrümmert oder geplündert. Der Tyrann schickte seinen Herzog Alba mit spanischem Kriegsvolk. Schrecken ging ihm voraus. Vor seinem Anzuge flohen viele Tausende, alles Protestanten, aus dem Lande heraus. Er kommt und führt einen Krieg gegen eine Bevölkerung. Seine Regierung ist ein Morden. In sechs Jahren soll Alba 18000 Menschen haben hinrichten lassen, wiederum fast alle Protestanten; und vielleicht noch mehrere entrannen ihm, die während seines Wüthens noch entflohen. Inzwischen hatten die Verzweifelnden im Norden zu den Waffen gegriffen und bald schlug man sich auch um Roermonde, Mecheln und Löwen herum. In Brabant und Flandern erhob man sich endlich wider den Druck der fremden Soldateska. Ein kecker Handstreich in Brüssel löste am 4. Sept. 1566 die spanische Regierung auf, Brabant, Flandern, Hennegau bildeten darauf den Hochrath in Gent, der am 8. Nov. dieses Jahres mit dem Fürsten Wilhelm von Oranien, dem Führer des Nordens, und andern sich verband, ja die Stände von Brabant ernannten den Oranier zu ihrem Ruhebewahrer (Ruward) im Jahre 1577 und legten damit eine Dictatorialgewalt in seine Hände. Das Volk von Brüssel, Gent und Antwerpen empfing Wilhelm von Oranien im Triumphe und begrüßte ihn als des Vaterlands Erretter. [1]) Der Ausgang der Kämpfe gegen die Spanier schien entschieden.

Jedoch selbst in den mislichsten Zeitpunkten behauptete

sich die spanische Herrschaft in wallonischen Gegenden, um Namen (fr. Namur), vor allem aber in Luxemburg. Von daher geschah die Wiedereroberung. Es hatte nämlich die römische Priesterschaft in den südlichen Niederlanden mit dem Feuer, welches sie im letzten Drittel jenes Jahrhunderts beseelte, ihre gesammte Kraft zur Wahrung des alten Glaubens aufgeboten. In Mecheln versammelte sich im Jahre 1570 ein erstes Provinzialconcilium, auf dem die geistlichen Herren über die Mittel rathschlagten, wie der Kirche aufzuhelfen sei; 1574 folgte ein zweites. Ihre Bemühungen blieben keineswegs erfolglos. Ihr Eifer belebte die katholische Gesinnung in der Bevölkerung, welche die Schaffote und die fremden Kriegsknechte, welche Furcht und Ehrgeiz in Gehorsam erhalten hatten. Im genter Uebereinkommen (im October 1576) bedangen der Hennegau und Artois, Douai, Valenciennes, Dornik, Mecheln und andere von den Ständen von Holland und Seeland ausdrücklich, daß in ihren eigenen Gebieten nichts zum Nachtheil der katholischen Kirche geschehen dürfe. Verschiedene Häupter des Adels waren im Glauben der alleinseligmachenden Kirche erhalten, und im Süden war dieser Adel stark, stolz und ehrsüchtig. Trotzdem, daß er sich an den Norden anschloß, war er doch ebenso wol auf das Ansehen des Oraniers neidisch, wie über das Gewicht der Bürgerschaften aufgebracht. Diesem sich unterzuordnen, jene gelten zu lassen, war er wenig geneigt. Die belgische Aristokratie nahm an dem mächtigen Vortreten der Demokratie großen Anstoß. Ein Theil des hohen Adels von Belgien widerstrebte darum dem Anschlusse an den freien Norden. Diese Getheiltheit verursachte sehr bald einen zweiten innern Kampf in Belgien, im eigenen Lager des Aufstandes. Während der Herzog von Aerschot, der Statthalter von Flandern, der gemeinsamen Sache durch seine Umtriebe schadete, brach der

Protestanten und der Volksmänner langverhaltener Groll wider Pfaffen und Adel in Gent heftig los. Dort ward der Herzog von Aerschot sammt seinen Freunden und zwei Bischöfen im October 1577 gefangen gesetzt, und 20000 Arbeiter stürzen sich plündernd auf Klöster und Kirchen. An vielen Orten fallen nach diesem Vorgange die Ketzer über das Katholische her. Diese Ausbrüche von Wuth waren der allgemeinen Sache verderblich. Entsetzt näherten sich wider die Bedrohung des Augenblicks viele Katholische, und namentlich verschiedene Große der alten Regierung, deren Tyrannei sie noch eben bekämpft hatten. Diese Verwirrung sowie die Eifersucht unter den Führern der Friesen, Vlamingen und Holländer nimmt die Geschicklichkeit der spanischen Feldherren wahr. Sie schlagen das Heer der Niederländer in der Schlacht bei Gemblurs aufs Haupt und dringen im Hennegau und in Brabant von neuem vor. Ihr Kriegsglück machte diejenigen auf der gegnerischen Seite, welche über das Treiben der eigenen Partei unzufrieden waren, noch mismuthiger, und der Abgeneigtheit folgte Abwendung, da die wildbewegten Kreise der Aufgestandenen, die alle Mahnung der Führer in den Wind schlugen, zu Glaubensduldung nicht zu bewegen waren, da Neu- und Altgläubige sich nicht nebeneinander vertragen zu können schienen. Man gedenke des Anfalls, dem die Katholiken in Amsterdam seitens der Calvinisten (am 26. Mai 1578) ausgesetzt waren, und des wüthenden Schmähens der Geistlichen wider den „Glaubensfrieden", den Wilhelm von Oranien so eifrig betrieb und nicht zur Annahme zu bringen im Stande war. Stieß die Unduldsamkeit der Neugläubigen die Katholiken vor den Kopf, so brachte das demagogische Treiben der Genter den Adel in Zorn. In Flandern kam es zum Bürgerkrieg. Die „Paternosterknechte", wie man sie schalt — Wallonen, Katho-

liken, Edelleute — erhoben Forderungen, die zum Theil berechtigt, zum Theil übertrieben waren, und weil Gent trotzig und starrsinnig blieb, erfolgte ihr Abfall von ihren bisherigen Verbündeten. Die Wallonen und viele unzufriedene Katholiken (Artois, Hennegau, Ryssel, Douai, Orchies) verbrüderten sich inniger zu Arras (den 6. Jan. des folgenden Jahres) und unterwarfen sich wieder (17. Mai) dem spanischen Oberstatthalter. Sie versprachen von neuem dem Könige von Spanien Treue. Die katholische Religion sollte die einzige in ihrem Lande sein. Von dieser Zeit, vom Jahre 1579, war die Verbindung unter den niederländischen Provinzen zerrissen.

Die Spaltung erweiterte sich noch im Jahre 1580 bei den Verhandlungen in Antwerpen. Die so lange vereinigten Länder begannen schon sich zu befeinden. Die katholischen Stände, die Adelichen, glauben nach der Erstürmung von Mastricht an den Sieg Philipp's und berufen jetzt selber spanisches Kriegsvolk. Belgien trennte sich von Batavia.

Noch hängt freilich das vlämische Volk am Norden, und nur die wallonischen Lande haben der gemeinsamen Sache sich entzogen, außerdem sind es nur einzelne Plätze, wie Löwen, die zum Könige stehen, die Hauptorte des vlämischen Landes Gent, Brügge, Brüssel, Antwerpen halten hingegen immer noch an der Union von Utrecht, welche den Norden einigte, doch ist einmal der Zwiespalt vorhanden und die Zerreißung schreitet weiter fort. In manchen Städten ist offener Streit zwischen der protestantischen und katholischen Bewohnerschaft, bricht zuweilen Kampf auf den Straßen aus; dann tritt der katholische Theil zu den Spaniern und sucht ihre Hülfe; Mecheln überlieferte er ihnen und auch Brügge ergibt sich ihnen. Das Genie des königlichen Oberstatthalters Alexander Farnese, Prinzen von

Parma, brachte die Eroberung der vlämischen Provinzen zu Stande. Er kämpfte nicht blos mit dem Schwerte, sondern ebenso sehr mit Schlauheit. Seine Umtriebe und Ränke hatten Erfolg. Glücklich kirrt der Parmese den Adel und verführt nicht wenige Herren, auf seine Seite überzugehen, ihre Plätze ihm zu überliefern und das gemeine Volk zu bearbeiten. Mit kluger Mäßigung bestätigte er jetzt alle Freibriefe, band sich an sie und schonte vorsichtig die bürgerliche Gerechtsame, sodaß er alle gewann, die blos aus Sorge um des Landes Freiheit den Spaniern feindselig waren. Einzig auf dem Religionspunkte bestand er unerschütterlich; indeß auch dabei zeigte er einige Milde. Die Protestanten mußten auf seinen Befehl Belgien verlassen, aber sie durften ihre Habe mit sich fortnehmen und vorerst wurde ihnen noch eine mehrjährige Frist gegönnt. So leidliche Bedingungen versöhnten die Gemüther. In den Feldzügen von 1581—85 eroberte Alexander von Parma, als eben der Oranier ermordet worden, Gent, Brüssel, Vilvorden, Antwerpen und andere Städte. Von dieser Zeit blieben sie mit dem Süden vereinigt. Die ausdauernden Kämpfe der Spanier brachten ihnen also doch reichen Gewinn.

Belgien büßte diesen Abfall von der gemeinsamen Sache der Niederländer schwer. Zwar opferten sehr viele Protestanten den Glauben ihrer Ruhe, aber auch massenweise verließen sie die Heimat, Begüterte und Arme. Die unabhängigsten und die thätigsten Männer suchten auswärts Schutz und Brot. In Flandern verödeten ganze Landstriche; halb Brabant, hieß es, sei nach dem Norden gegangen. Von Gent allein sollen 11000 Handwerker ausgewandert sein. Sie zogen sich meistens nach Britannien und in die batavischen Provinzen. Rotterdam, Middelburg,

Amsterdam, Kleve, Emden füllten sich mit ihnen und kamen durch sie in die Höhe, alle Bewohner von Ostende ließen sich nieder in Sluys. Viele Kaufleute von Gent und Antwerpen siedelten in die nördlichen Seestädte über. Belgische Weber, Tuchbereiter, Färber, Leinweber, Seidenwirker wurden in England mit Freuden aufgenommen und ihre Nachkommen besitzen bis auf den heutigen Tag in den Grafschaften Kent und Essex ansehnliche Güter und Ehrentitel.[2]) Der Gewerbfleiß von Wiltshire [3]), Norwich, Canterbury, Sandwich, Colchester, Maidstone, Southampton kam durch vertriebene Flamänder zur Blüte. Es büßte Belgien als der Schauplatz des Kriegs, büßte mit dem Verluste seiner betriebsamsten Arbeiter, büßte mit der Vernichtung seines Handels und seiner Schiffahrt, mit der Lähmung seines Schriftthums.

Das geschwächte Südniederland siechte, Nordniederland stieg trotz aller Kämpfe empor. Unrichtig ist, was Nothomb in seinem glänzenden Werke: „Die völkerrechtliche Begründung des Königreiches Belgien", annimmt, daß die Holländer sich hinfort besondere, für Belgien drückende Eigenthümlichkeiten geschaffen hätten, sondern — dies ist der wahre Sachverhalt — während gerade die Holländer in deutscher Weise sich gleichmäßig fortentwickelten, stand vielmehr Belgien unter dem Einfluß des südlichen Europa und wurde durch diesen aus seiner Bahn in eine falsche gezogen. Holland mit der Hälfte der Bevölkerung, die Belgien zählt, blieb darum der Kern der Niederlande, und das Hauptland, war darum Beherrscher der Schelde, des Rheines und der Maas und wurde kräftiger und angesehener in Europa als die viel schöneren belgischen Landschaften. Während der Aufschwung der nördlichen Niederlande dem erstaunten Europa den Segen der

Freiheit zeigte, blieb Belgien lange ein Schlachtopfer der Politik, ein Spielball der Mächte, ein Reich ohne Selbstständigkeit und ohne Ruhm.

2) Belgien seit seiner Trennung von Holland bis zur Zeit Kaiser Joseph's.

Die große Auswanderung war eine Reinigung des Landes von seinen unkatholischen Bestandtheilen, ein Gewinn für den Katholicismus, der den Widerspruch an seiner Seite entfernte und sich fortan ungehemmt entfaltete. Eine Veränderung in der Bevölkerung vollzog sich. Denn die mehrsten Auswanderer gehörten zum deutschen Stamme und Romanen rückten nach in die verlassenen Plätze. Scharenweise kehrten zunächst Mönche und Priester zurück in die Reiche, welche dem Norden abgezwungen worden waren. Mit vieler Rüstigkeit arbeiteten nunmehr die Kleriker an der Neubefestigung ihrer Kirche. Sogleich setzten sich an der Grenze, in Antwerpen, die Jesuiten fest. Die Strenge des Jakob Denys, der 1579 geboren wurde und 1625 starb, sowie auch anderer Priester stellten die Zucht in den Klöstern her. Bis zum Jahre 1607 hatten sie schon drei Seminare zur Bildung der Kirchendiener in Lüttich, Mecheln und Antwerpen [4]) gestiftet; darauf errichteten sie Schulen für das Volk, um es sicherer in ihrer Gewalt zu halten, in Gent 1615, in Antwerpen 1640 u. s. w. Ihr Treiben fand Unterstützung in der Nachbarschaft des katholischen Frankreich, durch die Lage der Dinge im Reiche, wo in dieser ganzen Zeit die katholische Partei große Fortschritte machte, und vor allem durch die Bigoterie und den Fanatismus der Herrscher, welche die Kirchenordnungen ängstlich mitmachten, Klöster, Kirchen und Kapellen aufrichteten. Wenn Erzherzog Albert (der vielgepriesene!) seinen Einzug in Löwen hielt, so war seine Ehrenwache eine Schar Kreuze

tragender Kapuziner. Zu Anstellungen in diesem Gebiete war der katholische Glaube unbedingt erforderlich. Wer zu einem Stadtamte vorgeschlagen werden sollte, mußte anerkanntermaßen ein guter Katholik sein. Für den Kircheneifer gab es Belohnungen. Wenn z. B. der Stadtrath zu Dornik einer Messe oder einem Tedeum beiwohnte, so wurden jedem Schöffen dafür drei Florenen ausgezahlt. [5])

Während solchergestalt die Anhänglichkeit der Belgier an das römische Kirchenthum zunahm, erwachte in den fortdauernden Feindseligkeiten des Kriegs mit den Nordlanden eine tiefe Abneigung wider das holländische Wesen, die sorgsam gepflegt von Regierern und Pfaffen, zu immer größerer Höhe anschwoll. Die Begeisterung, mit welcher Studenten und Einwohner von Löwen diese ihre Stadt im Jahre 1635 vertheidigten, beweist zur Genüge den völligen Umschlag der öffentlichen Stimmung seit 1577, und wie fest und wie sicher die habsburgische Herrschaft nunmehr stand. Ein anders gesinntes Geschlecht bewohnte nun schon diese Lande.

Das bleierne Scepter der Habsburger, erst ihres spanischen, dann ihres österreichischen Zweigs lastete auf dem schönen Belgien, welches sehr bald eins der zurückgebliebensten Länder von ganz Europa war. Fünf bis sechs Menschenfolgen einer in spanischem Geiste geführten Regierung machten aus den Belgiern die Spanier des Nordens, die auf sich selbst sich beschränkten, über ihre Grenzen nicht hinausschauten und in Gemächlichkeit einschlummerten. Dem hohen Adel theilte Spanien seine Hoffart mit, im gemeinen Manne fachte es die Glut des Hasses gegen den Nichtkatholiken an.

Den Stamm, welcher die Niederlande bewohnt, spaltete nun die Glaubensverschiedenheit. Aber neben ihr traten auch noch andere Umstände ein, welche einen feindlichen

Gegensatz der Belgier gegen die Holländer schufen. Belgien fiel nämlich in eine Art Abhängigkeit von Holland. Indem dieses jenem die Scheldemündung sperrte, entzog es ihm allen überseeischen Handel. Antwerpen konnte aus seiner herrlichen Lage keinen Nutzen ziehen, und als, bald nach dem Eintritte der österreichischen Herrschaft, schon 1719 aus Ostende ein Handelshafen gemacht wurde, trat Holland hindernd entgegen und erwirkte 1731 die Unterdrückung der ostindischen Handelsgesellschaft Belgiens. Nach den Beschlüssen der Großmächte wurden ferner die festen Plätze mit holländischem Kriegsvolke besetzt. Von 1715—82 (die Jahre abgerechnet, in welchen es von den Franzosen vertrieben war) lag es in ihnen, und für dieses Kriegsvolk mußte der Belgier an Holland noch steuern! Das Selbstgefühl der freien Bataver, die Wunden, die ihr Eigennutz dem belgischen Gewerbfleiße schlug, diese Demüthigungen der vergeblich seufzenden und murrenden Belgier trugen zur Entfremdung wesentlich bei. „An den Rhein gelehnt bewältigte Holland mit einem Arme die Schelde, mit dem andern die Maas; die Festungen hatten seine Söldlinge eingenommen: also theilweise in das Nachbarland hineinragend und sich gleichsam über dasselbe ausbreitend hielt es Belgien fest unter einer alle innere Lebenskraft hemmenden und lähmenden Bedrückung. Belgien war der dienende Boden, Holland der herrschende; zwischen beiden bestand gleichsam ein Völkerlehensverband", beschreibt treffend beider Verhältniß Nothomb.

Eine große Lehre hatte aus der schweren Gefährdung dieses Besitzes, aus dem Verlust des nördlichen Landstrichs und dem langen, harten Kampfe für die Erhaltung der südlichen Staaten jenes alte Herrscherhaus denn doch gezogen. Obgleich es in dem Wahne der Unumschränktheit fürstlicher Hoheit lebte, ließ es doch nicht seiner Will=

für die Zügel schießen. Die Landesfreiheiten tastete es nicht mehr an! Im katholischen Glauben sollte das Volk der behaupteten Staaten erhalten werden: diese Aufgabe hatten sich die mit der römischen Kirche sich innig verbündet fühlenden Habsburger gestellt; um ihr zu genügen mußten sie sich weislich hüten vor dem Fehler, in den Philipp II. verfallen war, die Belgier besorgt zu machen wegen ihrer Freiheit.

So mochten denn alle vorhandenen Einrichtungen fortbestehen. Des Staates Verwaltung ließ, träge wie die Klerisei, gleich dieser alles beim alten und gab ebendadurch, daß sie nichts that, nichts unternahm, nichts änderte, keine Ursache zu Beschwerden und Klagen. Indessen darf man sich nicht vorstellen, daß die Herrschaft das Volk in allen Stücken habe frei gewähren lassen und seinem Willen stets nachgelebt. Sie wußte recht wohl durchzusetzen, worauf es ihr besonders ankam, jedoch mied sie schreiende Eingriffe und gelangte auf Umwegen zum Ziele. Die alten Gerechtsame schrumpften bei dem monarchischen Zuge des 17. und 18. Jahrhunderts ohnehin allmählich und unvermerkt zusammen und die Vorstellung griff auch ohne Zuthun der Beamten mehr und mehr um sich, daß alles bei dem Oberhaupte stehe. Die allgemeinen Stände sämmtlicher Lande zu versammeln, unterließ die Regierung. Seit 1632 wurden keine „Generalstaaten" mehr einberufen. Sie verhandelte mit den einzelnen Ständen der Provinzen, die wie besondere nur unter einem obersten Regiment zusammengefaßte Staaten nebeneinander bestanden. Blos die Formen der Freiheit waren es, welche aus der frühern Zeit sich forterhielten. Daß die durch Ludwig's XIV. Kriege gebotene Gelegenheit ergriffen und Westflanderns aufgelöste Ständeversammlung nicht erneuert, sondern dieser Landstrich lange unumschränkt verwaltet wurde, gab keinen Anstoß.

Die Einwirkung der Regierung zielte außerdem dahin, von dem Volke an die Edelleute die Gewalt in den verschiedenen Gemeinheiten zu bringen. Der Adel erfreute sich einer ihn bevorzugenden Gunst. Sie wollte keine Reibungen, keine Neuerungen. Alles zu dämpfen, damit alles einschliefe, schien ihre Losung. Indem sie für hinlänglich ansah, die Dinge in ihren alten Gleisen zu bewahren, und auf eigentliche Fürsorge für die Landeswohlfahrt fast verzichtete, befanden sich alle diejenigen, welche in den staatlichen Verhältnissen günstig gestellt waren, recht behäbig und wohl. Eine patricische Oligarchie setzte sich fest und machte es sich bequem. Eine Anzahl angesehener Familien, die wie Kletten aneinanderhingen, bei Vergabung von Vortheilen, bei Wahlen und Ernennungen zu Aemtern sich wechselseitig unterstützten, beherrschte vermöge ihres Einflusses das öffentliche Leben. Ihre Angehörigen saßen in den Ständen der Provinzen, bestellten die Gerichte, bildeten die Stadtvorstände, und die aus ihrem Schose hervorgegangenen Obrigkeiten thaten so ziemlich was sie wollten, indem sie übrigens alles beim alten bewenden ließen. Die Masse des Volks befand sich dabei nicht zum besten. Der allgemeine Wohlstand nahm ab. Belgien war ein reiches Land, allein der Besitz war äußerst ungleich vertheilt. Wie niedrig muß die Wohlhabenheit im ganzen am Ausgange dieser Zeit gewesen sein, wenn es wahr ist, daß (um 1770) in Brabant 30000 Landstreicher sich bettelnd herumtrieben und in Flandern der siebente Theil der Bevölkerung zu den Almosenempfängern gehörte, wenn in einer Stadt wie Brügge jetzt beinahe die Hälfte der Einwohner unterstützungsbedürftig war!

Die gepriesene Waltung Maria Theresia's unterschied sich nicht wesentlich von dem Schlendrian der vorangegangenen Zeiten. Auch unter ihr blieb die Folter ein Mittel

der Gerichte. Indessen gab sie dem, der den Geist dieses Systems nicht anfocht, durchaus keinen Grund zu klagen. Ein aufmerksamer Beobachter hätte freilich gewahren können, daß der Absolutismus unter ihren Ministern große Fortschritte machte. Das Recht der Steuerverweigerung, welches die Provinzen oder Staaten besaßen, dünkte der Landesherrin ein Unfug; Maria Theresia meinte, daß die Belgier ihr Gehorsam und Steuern schuldeten. In der That wurde auf Betrieb des wiener Cabinetes in beiden Flandern eine feste, bleibende Besteuerung eingeführt, in Brüssel 1763 eine Steuerbehörde eingesetzt. Der Haushalt der Städte wurde seit 1764 untersucht, ihr verworrenes Rechnungswesen zu besserer Ordnung und Klarheit gebracht und für die Folge vereinfacht. Es waren dies allerdings damals heilsame Maßregeln, denen mehrere Städte zu danken hatten, daß sie aus ihrer Verschuldung sich herauswickelten. Den schreienden Uebelständen des aristokratischen Zuschnittes mußte zuletzt der Absolutismus abhelfen.

Die Geistlichen erschienen, wie es bei dieser Lage der Dinge, bei den Vorurtheilen, welche ausgestreut, geglaubt und genährt wurden, erklärlich ist, als die wahren Stützen Belgiens. Aus dem Schlummer, in den die Pfaffen mit ihren erbaulichen Gesängen einlullten, das Volk aufzurütteln, war diese Regierung weit entfernt; sie war vielmehr froh, selbst im hergebrachten Schlendrian es sich behaglich machen zu können. Der katholische Glaube wurde als die Grundlage der gesammten öffentlichen Wohlfahrt angesehen. Die Blüte des Staats und das Vorhandensein der Mönche fielen in der Vorstellung zusammen, und gebildete Belgier meinten noch in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts alles Ernstes: der Staat könne ohne Mönche gar nicht bestehen, die Sache der Mönche sei die Sache Gottes [6]) — was uns nicht wundernehmen darf,

da noch in der Gegenwart belgische Gelehrte (wir nennen hier nur beispielshalber Goethals, den brüsseler Stadtbibliothekar) [7]) die Schar der Ultramontanen für die „treuesten Anhänger des belgischen Volksthums“ erklären.

Eben aus solcher Rücksicht auf die Ungetrübtheit des Katholicismus fanden es wol auch die Träger der deutschen Kaiserkrone gerathen, dieses belgische Land, einen Kreis des Heiligen Römischen Reiches, dem deutschen Leben soviel als möglich zu entfremden. Wallonisch und Vlämisch fand sich in Belgien gemengt, weit überwiegend das letztere. Man hätte danach erwarten sollen, daß die Regierung des Landes, was ihr ohnehin wiederholte Bestimmungen der Landessatzungen vorschrieben, vlämisch sich gehalten haben würde, man hätte voraussetzen müssen, daß deutsche Fürsten dieses von Deutschen in überwiegender Mehrheit bewohnte Land auch in deutscher Weise würden regiert haben — doch dem war nicht also. Karl VI. wie Maria Theresia haben das Welsche in Belgien gestärkt, das Deutsche beiseitegeschoben! Es klingt dies unglaublich für jeden, der mit dem traurigen Laufe der deutschen Geschichte nicht vertraut ist. Weit eher dachten sie daran, die Bande, welche Belgien mit dem Reiche zusammenhielten, zu lockern, als diese, die während der spanischen Zeiten lose geworden waren, fester zu knüpfen und strammer anzuziehen. Die natürliche Aufgabe, die sich daneben für sich stellte, war — so muß man urtheilen —, einem Stamme, der noch niederdeutsch sprach, das Hochdeutsch, welches inzwischen in dem ganzen niederdeutschen Norden des Reichs Schriftsprache geworden war, geläufig zu machen, um ihn im Anschluß an das geistige Leben Deutschlands zu erhalten: das aber gerade wollten sie nicht. Sie zogen elende Französelei vor. Der Grund eines so auffälligen, so verwerf-

lichen Verhaltens, wie dasjenige der österreichischen Regierung in Belgien war, dürfte darin zu erkennen sein, daß die römisch-katholische Geistlichkeit vor den Strömungen des deutschen Wesens Scheu trug und die Bekanntschaft mit dem deutschen Schriftthum abzuhalten sich befliß, weil dieses von protestantischen Anschauungen durchdrungen war. Um in der alten Verdummung zu erhalten, mußte man Belgiens Volk von Deutschland abscheiden. Wenn man die vlämisch redende Menge außer Beziehung mit der deutschen Entwickelung brachte und ihr den Wahn einflößte, sie habe eine eigenthümliche Sprache, während sie doch nur eine Mundart des Deutschen redete, wenn man die höher Strebenden, welche ein Bedürfniß zu lesen empfanden, auf das französische Schriftthum hinwies, das bis gegen die Mitte des 18. Jahrhunderts vorwiegend katholisch war, so meinte man, die katholische Kirche in Belgien gut zu befestigen — und daran war ja doch alles gelegen! Dem Herde der Ketzerei wollte man das Volk dieses Landes entfremden. Daher geschah das Unerhörte: zur Sprache der Verwaltung wurde nicht das Hochdeutsche, sondern das Französische gewählt.

Die Regierung befand sich der Kirche gegenüber in der bevorzugten Stellung, daß sie die Ernennung der Bischöfe und Aebte besaß. Dadurch schien ihr Uebergewicht und die gegenseitige Eintracht sichergestellt. Dessenungeachtet wuchs ihr die Kirche über den Kopf. Der päpstliche Internuntius in Brüssel ward der eigentliche Herrscher und die Jesuiten die wahren Leiter. Ihr Gewicht in Rom und ihr Einfluß am Hofe der Statthalter verschaffte ihnen eine hervorragende Stellung. Man weiß, daß sie die Lehre der päpstlichen Allmacht verfochten, gleich als sei der Papst erhaben über die Rechtssatzungen der Staaten und die Be-

fugnisse der Fürsten, daß sie ihn geradezu den Herrn des Kaisers nannten. Indeß hatte eine gemäßigtere Fassung der Kirchenansprüche, eine Lehre, wonach die Bischöfe des Papstes Eigenschaften theilten und diesem so wenig wie jenen Untrüglichkeit innewohne, auch die geistliche Gewalt nicht einfach über die Staatsgewalt hinweggesetzt wurde, gerade in einem belgischen Bischofe Jansen einen Hauptvertreter gefunden. Der apostolische Stuhl hatte selbstverständlich sie verworfen, aber es war ebenso natürlich, daß sie in Belgien Anhänger behielt. Die weltlichen Regierer des Landes fanden auch den Jansenismus ihren Ansprüchen besser zusagend und gewährten ihm ab und zu ihren Beistand. Die Jesuiten sowol als die meisten Bischöfe eiferten aber heftig gegen alle Jansenisten und machten große Anstrengungen, den Jansenismus durch Einschüchterung zu unterdrücken. Wer des Jansenismus verdächtig war, wurde verfolgt, abgesetzt, niedergedrückt, und wer Verderbnisse innerhalb der Kirche zu rügen sich vermaß, ward schon ein Jansenist gescholten. Die Bischöfe setzten sich im Verfahren gegen ihre misfälligen Untergebenen über die vorgeschriebenen Förmlichkeiten nicht selten hinweg und behandelten sie ganz nach Belieben; im Volke erregten Pfarrer und Mönche einen blinden Haß gegen den bloßen Namen „Jansenist". Selbst das rechtgläubige Löwen ging diesem papistischen Eifer nicht weit genug und die Jesuiten empfahlen eine Zeit lang lieber ihre Anstalt in Douai, auf der bis zu dem Verbote von 1755 sehr viele Belgier ihre Studien machten. Die gemäßigtere Richtung fand jedoch einen Vertheidiger, der an wuchtiger Gelehrsamkeit allen ihren Widersachern weit überlegen war. Dies war der Rechtsprofessor in Löwen van Espen, welcher 1646, mithin vier Jahre nach der päpstlichen Verwerfung der Aussprüche Jansen's,

geboren war, und, selbst ein Priester, durch sein großes Kirchenrecht („Jus ecclesiasticum universale“), sowie durch zahlreiche Abhandlungen und Gutachten über einzelne Fragen desselben zu hohem Ansehen gelangte. Obgleich man ihn als einen Feind des Mönchslebens angriff und ihn verleumderisch beschuldigte, im Einverständnisse mit den Ständen Hollands nach einer Aenderung der Regierungsform zu trachten, prallten doch lange an ihm alle Angriffe ab, wahrscheinlich weil ihn die Landesbehörden nicht unterdrücken ließen. Denn einzelne Staatsräthe meinten (wie de Tombeur 1721), wenn der Papst über alles gestellt würde, so seien die Völker in der schuldigen Treue nicht zu erhalten und es könne der Glaube einen Vorwand für jedes Misliebige abgeben. Was der löwener Kanonist lehrte, vertrug sich besser mit ihrer Ansicht vom Staate. Als aber im Jahre 1725 Kaiser Karl's Schwester, Erzherzogin Marie Elisabeth, Statthalterin geworden war, eine Person, die sich gänzlich in der Gewalt ihres Seelsorgers, des Jesuiten Amiot befand, war der Zeitpunkt eingetreten, an dem man van Espen zu vernichten im Stande war. Van Espen war damals schon hochbetagt, jedoch man wollte in ihm seine Schriften treffen; man brauchte ein Verdammungsurtheil. Ein Anlaß wurde vom Zaun gebrochen, und wie man ihm nachdrücklich zu Leibe ging, sah er sich von allen Seiten verlassen; einzig die medicinische Facultät nahm seiner sich noch an. Van Espen wurde schmählich behandelt, am 7. Febr. 1728 außer Amtsthätigkeit gesetzt und von ihm, dem Verfasser so vieler kirchlichen Schriften, verlangt, daß er sich über seinen Glauben erkläre. Van Espen mußte befürchten, seiner Freiheit beraubt und zum Widerrufe gezwungen zu werden. Um es dahin nicht kommen zu lassen, flüchtete der zweiund-

achtzigjährige Greis aus seiner Vaterstadt nach dem freien Boden Hollands, wo er bald darauf, am 2. Oct., zur Ruhe einging. Van Espen's Ansichten wurden hernach als ketzerisch verschrien.

Die Statthalterin Elisabeth war dermaßen abhängig von den Jesuiten, daß sie einen 1732 gegebenen Erlaß Kaiser Karl's über das Asylrecht der Kirchen, der ihnen misfällig war, zurückhielt. Nach ihrem Tode erst, 1741, wurde er bekannt. Die Staatsmänner, welche unter Maria Theresia regierten, neigten sich dagegen wieder auf van Espen's Seite. Die Minister Kaunitz und Cobenzl hielten denn doch für nothwendig, ab und zu gegen den Ultramontanismus einzutreten. Einige Schriften des Priesters Dens wurden 1759 als der landesfürstlichen Hoheit verkleinerlich von ihnen mit Beschlag belegt, und die Werke van Espen's gegen ihr im päpstlichen Verzeichniß der zu unterdrückenden Bücher enthaltenes Verbot in Schutz genommen. In Wien fing man an einzusehen, daß dem geistlichen Treiben in Belgien doch hie und da Einhalt gethan werden müsse.

Dazumal war aber bereits das höhere geistige Leben unter der Hut der Pfaffen eingeschlafen. Der Brabanter hielt alles, was seine andächtigen Empfindungen und Vorstellungen höher stimmte, für heilig, fand im Hochamte seine Erquickung und sah Abtödtuug und Ordensgelübde für Tugenden an. Thomas von Kempis, Franz von Sales, Fénelon waren die gelesenen Schriftsteller. Wer sich durch die herrschende Stimmung beengt fühlte, schwieg anstatt zu sprechen. Dabei gedieh nichts Höheres als der Gewerbfleiß, die handwerksmäßige Arbeit. Die thätige, geschickte und aufgeweckte Bevölkerung Flanderns und Brabants wendete sich nach wie vor den Beschäftigungen zu, welche Geld einbringen, gewerblichen Arbeiten, die sie bereits im Mittelalter betrieben hatte: sie verwahrloste die

Pflege des Geistes, die den Menschen veredelt und ein Volk erhebt. Georg Forster, ein scharfer Beobachter und Beurtheiler, schreibt am Ende des vorigen Jahrhunderts: „Nie wieder erwachte in ihnen ein eigenthümlicher Geist, nie erhob sich aus ihrer Mitte ein großer Mann.“ Noch jetzt, nachdem so viele vorwärts treibende Anstöße gekommen und die Schriften der Nachbarvölker so gewaltig eingegriffen haben, nachdem eine höchst einsichtsvolle Regierung große Sorge für den Fortschritt der Wissenschaften getragen, noch jetzt wird in dem Mangel des höhern Strebens, in der allgemeinen Geringschätzung der wissenschaftlichen Arbeit, in einer kläglichen Mittelmäßigkeit des geistigen Lebens, über die sich nur eine geringe Anzahl ausgezeichneter Geister erhebt, die traurige Folge jenes Zeitalters empfunden. Ingenia studiaque oppresseris facilius quam revocaveris. Der Adel war sogar gerade darauf stolz, unnütz zu sein. Das Urtheil über die Zeit von 1590 wie über den gegenwärtigen Zustand möge nicht aus dem Munde eines Deutschen, aus dem es parteiisch klingen möchte, sondern lieber aus dem eines eingeborenen Belgiers kommen. Was der einsichtsvolle Verfasser eines Aufsatzes in der „Revue nationale de Belgique“, 1839, ausspricht, finde mit seinen eigenen Worten als Anmerkung Platz, als ein merkwürdig offenes Geständniß: nur thut er unrecht, wenn er, was hauptsächlich der Druck der Pfaffheit und die Französelei verschuldete, der Fremdherrschaft allein aufbürden will. *)

---

*) „La domination étrangère a fait plus que ravir à la Belgique son activité commerciale, elle a arrêté aussi ce mouvement intellectuel que, à la chûte du moyen âge, offrait des présages si heureux de ce que pouvait devenir sa civilisation moderne. Tout fut atteint de la même léthar-

Auf der Pfaffenuniversität zu Löwen, die in den jansenistischen und molinistischen Streitigkeiten als ein geheiligter Sitz der Rechtgläubigkeit galt, wurden sämmtliche Beamte für das Land zugestutzt und alle Bildung, die das Volk heben sollte, mitgetheilt. Kein Eingeborener durfte auswärts studiren, höchstens war eine Universität der österreichischen Erblande (welche Universitäten gab es in ihnen!) gestattet. Niemand konnte ein höheres Amt erlangen, kein Arzt durfte heilen, kein Rechtsgelehrter als Anwalt auftreten, wenn ihm nicht Löwen einen Grad ertheilt hatte. Eine große Menge Pfründen und Stellen vergab sie selbst. So zählte denn die Universität an dreitausend Studenten. Sie allein ertheilte den philosophischen Unterricht. Die längst abgestorbene Scholastik herrschte noch in ihren Sälen. Bis 1755 ward Experimentalphysik gar nicht gelehrt, wol aber bestand ein eigener Lehrstuhl der hebräischen Geschichte. Für die Theologie fand man gegen funfzig Lehrer geschäftig, im anatomischen Theater hingegen soll einmal während fünf Jahren keine einzige Section vorgenommen worden sein [8]), gewöhnlich wurden im Jahre höchstens zwei Leichname zerlegt. Den jungen Gemüthern wurde die Lehre eingeprägt, daß die Kirche zum allgemeinen Besten von der weltlichen Macht unabhängig sein müsse, die sie sonst als Magd und Sklavin mishandele. Da wurde Bewunde-

---

gie, l'esprit public, le commerce, les lettres, les sciences et même les arts" (I, 25), und von der Gegenwart, S. 24: „L'intérêt intellectuel, l'intérêt scientifique est delaissé, méconnu, nulle part il n'est représente avec quelque énergie — dès qu'ne capacité plus que moyenne est indispensable, partout où se fait sentir le besoin d'esprits développés par de fortes études et par une grande activité d'idées, la difficulté d'y satisfaire devient grande. Ces lacunes il ne sert à rien de les dissimuler."

rung der Hierarchie ihnen eingeflößt, da gelehrt, der Papst sei der Monarcha primus. Weit sicherer verlasse man sich auf seine Aussprüche als auf Kirchenversammlungen und theologische Weisheit. Ein Franciscaner vertheidigte 1691 in Löwen die Sätze, Gott und der Papst hätten keinen andern Handlungsgrund als ihren Willen. Ueber den Aposteln stehend sei der Papst der Gott dieser Welt für zeitliche, wie für geistliche Dinge. Die theologischen Doctoranden disputirten „unter Gottes Vorsitz" (solo Deo praeside et auspice beatissima virgine Maria). Die Universität war stolz darauf, daß sie einst den großen Erasmus von Rotterdam wegen ihres Zweifels an seiner Rechtgläubigkeit von sich beharrlich ausgeschlossen hatte. [9]) Ihre Doctoren, diese „Orakel des Glaubens" stellten es noch 1782 als untrüglichen Grundsatz hin, daß alle Protestanten ewig verdammt blieben und daß die Katholiken in ihrem Lande unmöglich mit ihnen in bürgerlichem Frieden leben könnten. Da wurde von Löwen her das betäubte Volk verstockt und verhärtet gegen die Aufklärung und Erhellung des Geistes *), blieb unwissend und in Aberglauben versunken und wurde

---

*) Abt Dülaurens urtheilte 1766 über die Universität Löwen: „Elle n'est qu'un cloaque d'inepties et d'absurdités, un réceptacle de mille subtilités scolastiques et ridicules où un jeune homme qui aurait les moindres dispositions en y arrivant se pervertit le jugement sans ressoure." Das „Tableau historique des opérations du gouvernement Général des Pays-bas pour la réforme des études et l'établissement des nouveaux Colléges dépuis la suppression des Jesuites jusqu'à la fin de l'année 1780", gibt unter anderm §. 5 an: „Dans les livres élémentaires, il n'y avoit ni goût, ni méthodes, ni liaison d'idées. Tout étoit rempli d'absurdités", und §. 14: „Un moine instruit est un phénomène qui n'a paru que deux fois dans la personne de deux religieux actuellement employés."

träg im Gebrauche seiner Geisteskräfte.*) In den höhern Schulen wurde die Dummheit methodisch fortgepflanzt und mit dem scholastischen Unrath der Sinn gegen das Höhere abgestumpft. Das Schulmeisteramt in den Dorfschaften versah der Küster, der es selbst über Lesen und Schreiben nicht hinausgebracht hatte, dessen Gelehrsamkeit mit dem Katechismus zu Ende ging. Wie sollten da nicht die abergläubischsten Vorstellungen in den Köpfen spuken und die

---

*) Der spätere Erzbischof von Mecheln de Pradt schreibt: „A l'exception des membres des hautes classes de la société, il en est bien peu, qui aient la moindre notion de l'histoire et des noms des pays environnans; cette ignorance, fruit d'indifférence, m'a beaucoup frappé pendant mon séjour dans la Belgique" — und Coremans gibt uns in seinem gelehrten Werke „L'Année de l'ancienne Belgique" (Brüssel 1844) davon Nachricht, daß der alte Aberglaube, namentlich die Vorstellung von den Schicksals- und Unglückstagen noch jetzt nicht blos in den niedern, sondern auch in den mittlern Ständen gilt. In Deutschland, sagt er S. 73, hat das System des Unterrichtszwangs den Einfluß solcher Ideen geschwächt, „qui chez nous se maintiennent encore dans toute leur force, ainsi que chacun peut le vérifier chaque jour et à chaque heure". — „Wir gestehen offen heraus", sagt er ferner, „daß wir zum wenigsten bei den Brabantern und Flamändern keine andern Vorstellungen volksthümlich finden als sehr alte, ja außerordentlich alte. Eine Eisenbahnreise ist vielleicht die einzige wirklich volksthümlich gewordene Vorstellung unserer Zeit: jeder spricht «du vapeur». Neuerlich gab sich in Flandern ein jugendlicher Geistlicher viel Mühe, die Bauern zu bereden, die bittere arzneiliche Pflanze, welche Taubenkopf bei uns und bei ihnen Duivelskervel heißt, in Krankheiten anzuwenden. Aber die Bauern blieben dabei, wer davon esse, der sehe alles doppelt." Coremans bemerkt dazu noch (S. 140), man müsse viel Muth und Takt haben, um gegen solchen Aberglauben anzukämpfen, denn wer das wage, werde als ein Ungläubiger und ein Freigeist verschrien und ziehe sich argen Haß zu.

unsinnigsten Gebräuche im Schwang bleiben? Eine Probe davon ist die Tanzwallfahrt nach der Abtei Echternach im Luxemburgischen, bei welcher von der Pilgerschar, die zu Ehren des Apostels der Friesen Willibrord ausgezogen ist, von der Brücke bis zur Kirche während ein paar Stunden immer drei Schritte vorwärts und dann zwei rückwärts gesprungen ward, unter Musik und Gesang. Das Wallfahrtslied fing an: „Adam hat sieben Söhne, sieben Töchter muß er haben, ehe er sie kann bestaden." Die Geistlichen halfen sich vor Einsichtsvollen mit der Ausrede: Gott wolle auf verschiedene Art verehrt sein, habe doch auch David vor der Bundeslade getanzt. Noch im Jahre 1745 wurde in Gent ein Rechtsgelehrter Vandersmissen öffentlich excommunicirt, weil er nicht zum Abendmahl kam, und 1761 verbot der Senat von Löwen seinen Zöglingen das Anschauen von Schauspielen, indem er anzeigte, wie er mit der größten Betrübniß gewahrt habe, daß die Jugend in die Komödie laufe. [10]) Das deutsche Schriftthum war verdammt. Die Deutschen, sagte 1787 d'Outrepont mit naiver Unwissenheit, seien „noch in der Wiege civilisirter Nationen". [11])

Die Jesuiten fanden sich daher in Belgien, wie es scheint, besonders heimisch. Hier arbeiteten behaglich ein Bolland, ein Papebroche, ein Henschen, hier gaben sie die lange Bändereihe der „Acta Sanctorum" heraus, die uns ebenso sehr mit Bewunderung ihres Sammlerfleißes wie mit Staunen über die kindische Leichtgläubigkeit, die viele von ihnen hatten oder heuchelten, erfüllt. Das Werk war schon bei seinem ersten Erscheinen ein Anachronismus, wurde aber ruhig fortgedruckt, als ob die Welt sich nicht ändere, bis die Französische Revolution es unterbrach. Gegenwärtig erscheint unter Joseph Vandermoere's und Vanhecke's Leitung seine Fortsetzung. Ein genter Professor, Moke, nennt

diese Sammlung der Heiligenleben das bedeutendste Werk, welches Belgien hervorgebracht hat. [12]) Wissenschaftliche Werke faßte man beinahe nur in lateinischer Sprache ab. Was man schrieb, zeigte verkehrten Geschmack. Es war nicht auffällig, daß Foppens die Chronologie der belgischen Bischöfe in lateinischen Versen behandelt. Ueberhaupt wurde wenig geschriftstellert.

Die Ehrfurcht des Volks vor den Geistlichen war außerordentlich groß und ihrer äußern Stellung entsprechend. Zu dem Vorhandenen immer Neues hinzufügend, befand die Kirche sich im Besitze umfangreicher liegender Gründe: man sagte, ihr gehöre mehr als die Hälfte des Bodens. Unter dem Erzbischof von Mecheln standen sieben Bischöfe und hundertundsieben Aebte und ein großes Heer von Priestern und Mönchen. In Mecheln selbst gab es 6 Pfarrkirchen, 6 Manns- und 12 Nonnenklöster und dazu 2 Beguinenhöfe. An der antwerpener Kathedrale waren siebzig Pfründen. Das geistliche Land von Lüttich, welches mit den belgischen Staaten noch nicht zusammenhing, aber in starkem Verkehre mit ihnen sich befand — ein Priesterstaat — war ebenfalls mit Geistlichen übermäßig stark besetzt. Die eine Stadt Lüttich zählte 52 Gotteshäuser. Andere Nachbarn waren die geistlichen Kurfürstenthümer. Die bürgerlichen Verhältnisse waren von dieser Ueberwucherung des geistlichen Bestandtheils beherrscht. Vom geistlichen Einflusse hing das meiste ab. Die Pfaffen befanden sich demgemäß außerordentlich wohl in Belgien, das man auch schlechtweg die katholischen Niederlande nannte.

Aus diesem ruhigen Genusse störte Kaiser Joseph sie auf.

3) Joseph II. Sein Angriff auf die Kirchenverfassung.

Noch unter Maria Theresia waren einige Maßnahmen von der Regierung getroffen worden, welche dahin zielten,

dem Ueberhandnehmen des Pfaffenthums einigermaßen zu steuern und die Kirche dem Staate mehr unterzuordnen. Im Jahre 1767 untersagte die Regierung Breviere und Litaneien, welche die fürstliche Gewalt unter die päpstliche stellten, und verbot den geistlichen Körperschaften noch mehr Güter anzukaufen oder zu pachten. 1771 versuchte sie ferner Erbanordnungen von dem geistlichen Einflusse freizumachen, indem sie solche für ungültig erklärte, wenn bei ihrer Errichtung Geistliche thätig gewesen seien. Zwei andere Verfügungen, die eine im gleichen Jahre, die andere im folgenden erlassen, verboten den Klöstern die Aufnahme von Novizen unter Ausbedingung einer Mitgift und vor dem vierundzwanzigsten Lebensjahre. Dann folgte 1773 die Aufhebung des Jesuitenordens und die Einziehung seiner Güter. Ueber diese Verordnungen beschwerten sich die belgischen Bischöfe und Aebte in Wien, und das Volk trauerte über die Ausweisung der Väter Jesu; allein es hatte dabei sein Bewenden. Die Errichtung von Staatsschulen, welche nunmehr nothwendig geworden waren, weil die Jesuiten einen großen Theil des Unterrichtswesens in Händen gehabt hatten, rief ebenfalls Misvergnügen, ja sogar Widerstand hervor, ungeachtet die Bischöfe die Aufsicht über diese Schulen, freilich in Gemeinschaft mit einer von der Regierung ernannten Studiencommission, erhielten. Bei alledem nahm die Geistlichkeit doch kein entschiedenes Bestreben der Regierung zu durchgreifenden Aenderungen wahr und beruhigte sich zuletzt.

Unterdessen waren in Belgien unter dem Volke selbst die Einflüsse des veränderten Zeitgeistes zu spüren. Im stillen verzweigten sich die Freimaurer auch nach Belgien: was wir daraus entnehmen, daß am 7. März 1744 der Rector der Universität Löwen „nicht ohne große Betrübniß“ anzeigt, daß er eine Loge unterdrückt und ihre

Gründer bestraft habe.[13]) Bei weitem wichtiger aber war, daß in dem französischen Schriftthume, dem, wie gesagt, die Gebildeten Belgiens zugewendet worden, ein gewaltiger Umschwung sich vollzogen hatte. Von Frankreich aus waren neue Ansichten über göttliche und menschliche Dinge in Umlauf gesetzt worden.

Die Philosophie des 18. Jahrhunderts entwickelte sich. Sie war keine in die Tiefen hinabsteigende Betrachtung, welche die Schlüssel des Daseins und der Welt zu ergründen gestrebt hätte, sondern eine Regung des einfachen, natürlichen Menschenverstandes im Gegensatze zu den Aftergebilden menschlicher Weisheit oder Thorheit, wie solche der Lauf verkehrter Bestrebungen allmählich geschaffen und befestigt hatte. Ihr Ziel, des Menschengeschlechtes Glück, mußte von jedem anerkannt werden, der seinen eigenen Vortheil nicht voranstellte, und ihre Auseinandersetzungen waren allen verständlich, weil sie keine besondern Voraussetzungen zu ihrer Vorbedingung hatten. Der Weg, auf welchem man bisher gewandelt war, erschien als ein Abweg. Zu Gunsten Weniger hatte die Gesammtheit gelitten. Durchgreifende Veränderung, völlige Umgestaltung war demnach geboten, sofern ein Fortschritt zum Bessern in der Entwickelung gemacht werden sollte, und zwar mußte man sich ebenso wol von der bisherigen Vorstellungsweise losringen als die Einrichtungen umschmelzen, damit ein neuer Geist die Lehren, die Gesellschaft und den Staat durchdringe. Zwei Seiten sowol als zwei Weisen des Wirkens hatte dieser frische Lebensansatz. Denn, indem er die unverkümmerte Ausbildung des Menschen erzielte, richtete er sich ebenso wol auf die Befreiung des Geistes von den ihn befangenden und lähmenden Vorurtheilen, was man dazumal Aufklärung nannte und mit Recht in die erste Reihe stellte, als auf die Befreiung

von den Hemmungen des Wollens und Handelns, auf die Freiheit im äußern Wandel. Die Verbreitung solcher, aus dem bisherigen Rahmen heraustretenden und deshalb dem Bestehenden feindseligen Ansichten geschah zunächst in Gesprächen und Schriften; um bestimmend zu werden für die Welt, was denn doch die Absicht war, mußten sie endlich die äußern Verhältnisse erfassen, das Entgegenwirkende zerbrechen oder umbilden und Neues, Entsprechendes an dessen Stelle setzen. Diese neuen Freiheitsmänner (denn so kann man die sogenannten Philosophen füglich nennen, da ja doch die Bezeichnung „Philosophen" im strengen Sinn auf ihre Mehrzahl schlecht paßt) hatten zwei Wege des Wirkens vor sich. Sie konnten die Ueberzeugungen gewinnen, und dadurch langsam zum Siege gelangen oder im raschen Angriff mit Feuer das Widerwärtige verzehren. Sie konnten, wofern der bisherige Zustand in ihre Hände weittragende Gewalt legte, mittelst dieser Gewalt aufräumen und nach ihrem Sinne neu schaffen, was dann freilich ohne despotisches Eingreifen kaum thunlich war, oder aber, wenn jenes nicht der Fall war, von unten her unterhöhlen, damit ein Umsturz erfolge, und von dem Erringen der Freiheit den langsamen, aber sichern Sieg der Aufklärung erhoffen. Reformatoren auf dem Throne und Revolutionäre mußten also aus dieser Grundlage hervorgehen. Jedenfalls jedoch konnte die Umstimmung des lebenden Geschlechts und die Umbildung aller vorhandenen Verhältnisse nur äußerst langsam vorwärts rücken.

So mancher verfolgte Freigeist hatte sich aus Paris nach Brüssel geflüchtet und lebte hier im Umgang mit Eingeborenen. Französische Bücher fanden auch in Belgien starken Absatz; von Diderot's „Encyklopädie" z. B. wurde ein halbes tausend Abdrücke in den katholischen Niederlanden verkauft.[14]) Wenn die neuen Ansichten in Belgien sich

auch keineswegs in solcher Allgemeinheit wie in andern Ländern verbreiteten, weil ja die Anschauungsweise Voltaire's und Rousseau's allzu weit von den hier herrschenden Vorstellungen abwich, so gab es für sie doch hin und wieder Anklang. Sie bewegten, ebenso wie vor zeiten die lutherische Predigt, einzelne Köpfe, denkende, selbständige, ausgezeichnete Männer, während die Masse des Volks in der Fülle irdischer Güter, die des Landes gesegneter Boden und gute Lage wie der Bewohner Betriebsamkeit gewährte, zufrieden, von neuen Meinungen nicht erschüttert in der Abhängigkeit von seinen verehrten Geistlichen verharrte. Einen Beweis für das Eindringen der neuen französischen Auffassungen gibt ein Bericht der Stadtobrigkeit Brüssels vom 23. Juni 1778, in welchem dieselbe zum größten Entsetzen des kaiserlichen Statthalters den Satz hatte einfließen lassen: „daß das Volk dem Oberherrn die Gewalt, Verwaltungsanordnungen zu erlassen, übertragen habe". Ernstlich verwies ihr der Statthalter, Fürst Karl von Lothringen, solche „unziemliche Aeußerung" (l'assertion indécente), die eine strenge Rüge verdiene. [15])

Das den Deutschen verhaßt gewordene Geschlecht der Habsburger war zwar schon 1740 ausgegangen, aber als Habsburgerin hatte Maria Theresia, die Gattin des Lothringerfürsten Franz, fortgeherrscht. Im Jahre 1780, nach ihrem Ableben, bestieg ihr Sohn, der Lothringer Joseph, den Thron. Die habsburgische Monarchie, die er übernahm, war ein innerlich verkommener, weit hinter dem Fortschritt der Zeit zurückgebliebener Staat, der seine Entwickelung vornehmlich aus den Antrieben der katholischen Restauration erhalten hatte. Joseph's Mutter, eine biedere Frau, hatte milde und wohlwollend gewaltet und unter ihrem langen Regimente war auch manches besser geworden, aber im ganzen und großen hatte sich doch alles in der

hergebrachten Weise gehalten. Joseph begriff, daß eine Neugestaltung nothwendig geworden war; seinem Einwirken maß man schon verschiedene bessernde Anordnungen aus der letzten Regierungszeit Maria Theresia's, namentlich die vorhin erwähnten, bei, da die Mutter ihn zum Mitregenten angenommen hatte. Die freieren Ansichten waren in Deutschland zuerst durch den geistvollen Friedrich II. vom Throne aus geltend gemacht worden: diesem strebte nun Joseph nach mit der Hast, die während seiner Mutter Regierung verlorenen Jahre nachzuholen. Joseph war eine edle Natur, die man, trotz der großen Misgriffe, die er beging, mit Freuden betrachtet. Ein vom besten Willen beseelter hochherziger Menschenfreund war Joseph, feurig, streng gegen sich, nicht gegen andere, wohlunterrichtet, von den Gedanken der neuen Philosophie bewegt. Des Willens für Wissenschaften und Künste, für Bildung, Wohlstand und Glück seiner Unterthanen zu sorgen, besaß er den Muth und die Kühnheit, auch ausführen zu wollen, was sein Erkennen ihm vorschrieb. Aufklärung und Glück war in seinen Augen nicht zu trennen. Er haßte die Andächtelei und Alfanzerei, er trachtete danach, sein Volk aus den Banden des Aberglaubens zu befreien, den beschaulichen Mönch in einen wirkenden Staatsbürger umzuschaffen, er wollte „aus Fakirs Menschen bilden". [16]) Joseph wagte mehr als Friedrich der Große, der — sonst ihm an Einsicht überlegen — sich in seinem Lande an den geistlichen Stand nicht getrauete, und wenn Joseph unterlag, so hat er doch keineswegs vergebens gekämpft und gerungen.

Unglücklicherweise wußte Joseph wol klar, was er wollte, jedoch nicht wie dies durchzuführen war. Unter dem Thronhimmel geboren, als ein Prinz auferzogen, hatte er leider den Lauf der Welt nicht genug kennen gelernt, sodaß er niemals recht begriff, wie in ihr die Dinge her-

gehen und in welcher Weise ein Umbildner eingreifen muß. Ein gründliches Forschen in der Geschichte hätte diesem Mangel abhelfen können: doch dazu war Joseph nie gekommen. Von der Vorstellung der königlichen Machtvollkommenheit, die dazumal noch allgemein herrschte, eingenommen, dachte er, vermöge der Fülle seiner Macht, durch sein Befehlen und Anordnen alles durchsetzen, Misfälliges abschaffen, Erwünschtes herstellen zu können. Er selber wollte der Regierende und Bestimmende sein und bleiben. Rastlos thätig, rasch handelnd, ja ungeduldig strebend, ergriff er vieles und nahm die zu überwindenden Schwierigkeiten leicht. Mit einigen Hieben vermeinte er Einrichtungen aus alter Zeit, die tief und weithin ihre Wurzeln in die Erde getrieben hatten, niederzuhauen; weder die bestehenden Verhältnisse noch die doch einmal vorhandenen persönlichen Belange der von seinen Neuerungen Betroffenen schonte er dann, wenn er seinen allgemeinen Grundsätzen nachging. Seine Verfügungen waren im höchsten Maße durchgreifend, sein Gebaren äußerst rücksichtslos und herrisch, und im Kampfe mit Widerstrebenden wurde er sogar hart und ging weit über das Zulässige hinaus.

Solche auch, welche mit den Zielen Joseph's einverstanden sind, haben seinen Versuch, das belgische Volk von oben herab glücklich und gebildet zu machen, getadelt, haben, indem sie sein Bevormunden verwarfen, geurtheilt, er hätte den wünschenswerthen Fortschritt aus dem Volke selber sich entwickeln lassen sollen. Sehr oberflächlich ist dieser Vorwurf. Wenn schädliche Mächte sich einmal festgesetzt, ein entscheidendes Uebergewicht erlangt und die Vergabung von vielen Vortheilen an sich gebracht haben, bleiben sie auch die bestimmenden Kräfte; ihr Walten wird alsdann ein zunehmendes Befestigen ihrer Stellung und

jedes entgegengesetzte Streben wird von ihnen schon in seinem Keimen unterdrückt, lange bevor es zu der Stärke gediehen ist, den förmlichen Kampf mit ihnen aufzunehmen. Die dem Regimente Joseph's vorangehende Herrschaft seines Großvaters und seiner Mutter hat keinen Fortschritt verhindert, der aus dem Volke selbst heraus sich Bahn gebrochen hätte: aber eben aus dem Umstande, daß während derselben kein irgend erheblicher Fortschritt erfolgt war, ließ sich mit Sicherheit entnehmen, daß von den Trieben des Volkes keine heilsame Neuerung zu erwarten stehe. In seinem eigenen Schose konnte sie sich nicht entwickeln. Sie mußte, wofern sie überhaupt geschehen sollte, von oben her ausgehen. Die Belgier waren schwerlich noch im Stande, allein sich selber zu helfen. Mit dieser Anerkennung des Zwingenden, welches in den Verhältnissen gegeben war, fällt indeß eine volle Billigung seines Verfahrens noch nicht zusammen. Joseph schritt übereilt zu Werke, handelte ohne die nöthige Voraussicht, bereitete seine Maßnahmen durchaus nicht gehörig vor und ließ es sich nicht angelegen sein, das belgische Volk von dem allgemeinen Nutzen seiner Aenderungen zu überzeugen und in ihm sich eine Partei von Anhängern zu schaffen. Es gab in Belgien Bestandtheile, deren er sich bedienen konnte, weil sie, wenn auch als einflußlose Privatleute, ein gleiches Ziel mit ihm vor Augen hatten. Diese einzelnen Freidenker des Landes mußte er aufsuchen, damit sie ihn unterstützten, und dann im Vereine mit ihnen ans Werk der Volksaufklärung schreiten. Anstatt dessen kümmerte er sich um diese gar nicht, ja reizte sie noch gegen sich, wähnte, befehlen zu müssen, das Wichtige alles selber ausrichten zu können und für die Ausführung seine alten Beamten zur Hand zu haben. Aber hingen nicht fast alle diese Beamten, die er von der vorigen Regierung übernahm, mit dem bisherigen

Systeme zusammen, auf dessen Sturz er ausging? Joseph scheiterte an ihrer Unbrauchbarkeit. Sein Minister, der Fürst Starhemberg, war ein unfähiger und unwissender Mensch, dessen rechte Hand, der verschmitzte Italiener Crumpipen, spann sogar Umtriebe wider ihn und hintertrieb, was er ausführen sollte. Neue Grundsätze vermochte Joseph nur mit **neuen** Männern zur Geltung zu bringen, und das war es, was er nicht begriff. Alle die er aus den bisher leitenden Kreisen zur Ordnung der belgischen Verhältnisse berief, waren durchaus nicht geeignet, sein Werk zu betreiben. Die Erzählung der Hergänge wird dies Urtheil unwidersprechlich darthun.

Joseph bereiste in der Mitte des Jahres 1781 Belgien. Diese Gelegenheit nahmen die Bischöfe wahr, um ihn zu beschwören, von den Aenderungen, die er in Kirchensachen vorhatte, abzustehen oder doch mindestens für Belgien eine Ausnahme zu gestatten und hier alles im alten Stande zu belassen. Wie hätten ihre Vorstellungen seinen Sinn erschüttern können? Sein erstes aber war, Belgien der **Abhängigkeit von Holland** zu entreißen. Dem auf dem Wege der Verhandlungen nicht zu beseitigenden „Barrièrevertrag" machte er durch eine kräftige That ein Ende. Er ließ nämlich die Festungen des Landes schleifen: da mußten denn wol die holländischen Besatzungen aus den nicht mehr haltbaren Plätzen abziehen (1782). Nachdem dies gelungen, dachte er den Belgiern Schiffahrt wiederzugeben und ließ Fahrzeuge aus der Schelde und in die Schelde hinein fahren (1784): da stieß er auf Widerstand; die holländischen Wachtschiffe feuerten auf die belgischen, ganz Holland waffnete sich gegen ihn, und was er nicht erwartet hatte, Frankreich nahm sich Hollands an, nachdem im Rathe des französischen Königs die Meinung des Ministers Ver-

gennes durchgedrungen war. Um es zum Kriege nicht kommen zu lassen, gab Joseph (1785) nach.

Am 15. Oct. 1781 erließ er das sogenannte Toleranzedict. Dasselbe gewährte den Nichtkatholiken keineswegs gleiche Rechte mit den Katholiken, aber es machte der bedrückenden und schimpflichen Herrschaft, welche die römisch-katholische Kirche übte, ein Ende. Nach den Bevorzugungen der Katholiken und den Bedrückungen der Protestanten, die es immer noch enthielt, würde ein gleicher Erlaß, der jetzt herauskäme, ein Intoleranzedict gescholten werden: in Anbetracht der damaligen österreichischen Zustände war es eine große That und das Aeußerste was Joseph wagen durfte. Die belgische Geistlichkeit war denn auch, als es ihr im November bekannt gemacht wurde, höchlich entrüstet.

Ohne sich an die Einwürfe, Widersprüche und Verwahrungen des Primas von Belgien, des Raths von Brabant und der Universität zu kehren, begann Joseph die Umwälzung der Kirchenverfassung. Die offenbare Dummheit schonen, das ist Sünde gegen den Heiligen Geist. Die verrotteten Zustände Belgiens mußten mit Schärfe beseitigt werden — ohne Gewaltsamkeit ging es nach Lage der Sache nicht an. Während mehrerer Jahrhunderte eingewurzelte Misstände von großem Umfang kann man nicht gelinde ausreißen. Wer vermeint, daß dies möglich sei, kennt die Welt schlecht. Joseph stand übrigens der Geistlichkeit nicht blos als Landesherr gegenüber, sondern auch in der Eigenschaft eines römischen Kaisers, der das alte Kirchenrecht wieder hervorzuziehen befugt war. Die ultramontane Satzung erklärte er aufgehoben; der Papst sollte nicht mehr der alleinige Beherrscher der Geistlichen sein. Die Hirtenbriefe der Bischöfe wurden gleichfalls von der landesherrlichen Genehmigung abhängig gemacht. Die Hei-

rath ward für eine bürgerliche Handlung (28. Sept. 1784) erklärt. Seine Verbote trafen (8. April und 10. Mai 1786) die Wallfahrten und die frommen Brüderschaften; nur eine, die der „thätigen Nächstenliebe" sollte fortbestehen. Er zog Klöster ein; ihre reichen Einnahmen sollten in Zukunft „zu einem nützlichern Gebrauche" verwendet werden. Eine neue Einrichtung des Schulwesens nach einer gleichmäßigen Anlage sollte eintreten, und dem Nachwuchs der belgischen Geistlichkeit gedachte er eine andere Richtung einzuprägen, indem er alle bischöflichen Seminare aufhob und an ihre Stelle ein Hauptseminar in Löwen und ein Nebenseminar in Luxemburg setzte. Auf die belgischen Katheder schickte er deutsche Professoren, höchst gelehrte, ausgezeichnete Männer, wie den Abt Stöger und den Dr. Leplat, die aber freilich schon längst vom Pfaffengezücht wegen ihrer Freisinnigkeit böse verschrien waren. Aus den Büchersammlungen der Studienanstalten befahl er diejenigen Kirchenschriftsteller auszuschließen, „die in dem Zeitalter der Unwissenheit und des Aberglaubens geschrieben". [17]) Seine 1786 verfügte Bestimmung, daß keiner in den geistlichen Stand aufgenommen werden und die höhern Weihen erhalten solle, als wer die Gottesgelahrtheit auf den von ihm eingesetzten Seminaren studirt habe, konnte in den folgenden Zeiten ein Todesstreich für die Macht der Bischöfe werden. Auf der Hand liegt, daß gründlich unterrichtete, mit dem gesammten theologischen Schriftthum vertraute, mit den abweichenden Meinungen bekannt gewordene Geistliche keine blinden Werkzeuge in ihrer Hand mehr waren. Alle Bischöfe aber fanden (wie das Metropolitankapitel von Mecheln am 22. Juni 1787 naiv genug war zu gestehen), daß gerade die mittelmäßigen Geister, welche nicht im Stande waren, den theologischen Vorträgen der Universität zu folgen, die Eifrigsten und Ge=

schicktesten in den geistlichen Amtsverrichtungen seien und im Weinberge des Herrn (so drückte es sich aus) die meisten Früchte hervorbrächten. Joseph wollte aufgeklärte und gelehrte Geistliche und darum schrieb er vor, daß die künftigen Kirchendiener erst den sogenannten philosophischen Cursus durchmachen und alsdann fünf Jahre in seinen Seminaren Theologie studiren sollten. War dies Bedingung, so blieben sehr viele Schwache vom geistlichen Stande zurück, so konnte man sich zum Eintritte in einen Orden erst in einem reifern Lebensalter melden. Die Bischöfe rechneten aus, daß nach diesen Vorschriften ihre Schafe erst im siebenundzwanzigsten Jahre fähig würden, das Noviziat anzutreten, und zogen aus dieser Sachlage den Schluß, daß der Untergang der Klöster bevorstehe.

Der Bruch zwischen der Geistlichkeit und der Regierung war ausgemacht. Ihrer langen Eintracht folgte erbitterter Streit. Joseph verkündete Erlasse, aber sie wurden nur halb vollzogen. Sein „Toleranzedict“ wurde nicht nur nicht verkündet, sondern ihm sogar (1782) von der löwener Universität (von einem van der Velde) die Grundsätze der heiligen Kirche entgegengehalten, welche die Ketzer in alle Ewigkeit verdammt. Es wurde ihm auseinandergesetzt, daß Unduldsamkeit zum katholischen Glauben gehöre. Es wußten die Doctores Lovanienses ihre Sätze recht gut zu begründen. Sie lehrten zufolge der Auszüge aus den Collegienheften eines Theologen, der in Löwen zu ihren Füßen studirt hatte: „Es sei wunderlich, wenn die Menschen so viel Schwierigkeiten machten, zur Erhaltung der kirchlichen Einigkeit und des Glaubens, welche doch die größte Quelle menschlicher Glückseligkeit sei, etwas von ihrer Gewissensfreiheit aufzuopfern, da man doch so wenig Bedenken getragen hätte, für die minder wichtigen Vortheile, welche aus der Einrichtung

der bürgerlichen Gesellschaft entsprängen, den größten Theil seiner natürlichen Freiheit hinzugeben." Die Mönche schnaubten. Die Priester entsetzten sich, als ihnen der Landesherr sagte, daß sie von auswärtigen Oberen — dem Papste — unabhängig sein müßten; herzogliche Beamte zu werden und von den kaiserlichen Kanzleien sich gebieten zu lassen sträubten sie sich; ihrem Willen nach sollte nach wie vor die Geltung des Kanonischen Rechts bestehen. Von der „wiener Hoftheologie" mochten sie nichts hören. Die gläubige Menge fühlte sich daneben in ihren Gewohnheiten gestört, weil alljährlich nur zweimal kirchliche Festumgänge gehalten werden sollten und noch dazu ohne Bilder und Musik. Das geistliche Oberhaupt des Landes, der Schlesier Graf Johann Heinrich Franckenberg, von den Jesuiten[18]) in Breslau und Rom geschult, durch ihren Einfluß jung zum mechelner Erzbisthume (1759 — er war 1726 in Glogau geboren) erhoben und mit dem Cardinalspurpur geschmückt (1778), handelte ganz nach den Eingebungen der kirchlichen Eiferer, als des Kaisers entschiedener Gegner. Eine katholische Partei war nun vorhanden.

Das löwener Seminar ward der Kampfpunkt. Es galt die Frage: ob die Ausbildung der Geistlichen von Professoren, die der Landesherr ernannte, oder von den Bischöfen abhängen solle? Die Bischöfe waren entschlossen, sich die Leitung des Nachwuchses nimmermehr entreißen zu lassen. Sie hielten ein: ihnen, einzig ihnen, stünde das Erziehungswerk der Kirchendiener zu und sie besäßen dafür „weise und tugendhafte Lehrer" und vermöchten auch die einzelnen Zöglinge mittelst einer genauen Führung, die jedes Art berücksichtige, besser heranzubilden; vom löwener Generalseminar müsse der Untergang alles wahren theologischen Wissens kommen. Mit dieser letzten Versicherung

stand freilich der Augenschein in starkem Widerspruch, was sie auch fühlten, denn sie bemerkten, daß erfahrungsmäßig Seelsorger von ausgebreiteter Gelehrsamkeit ihren Gemeinden ferner stünden als solche, die ein geringeres Wissen besäßen. Außer dem Erzbischof sprach sehr nachdrücklich gegen die Aufhebung der bischöflichen Seminare der antwerpener Bischof Nelis und der von Namur, ein Graf von Lichterfeld, welcher „sich nicht begnügte, in Stillschweigen zu seufzen" und mit solcher Beharrlichkeit sich weigerte, seine Seminaristen nach Löwen zu schicken, daß die Regierung nicht übel Lust hatte, ihn selbst in ein Kloster zu stecken. Ende November 1786 kamen die Zöglinge nach Löwen und am 5. Dec. brach ihre Widersetzlichkeit schon offen aus. Der strenge mehr soldatische als geistliche Zuschnitt, Zucht, Wohnung und Kost, das schlechte Bier behagten ihnen nicht und über dies alles klagten sie, aber die Hauptsache war, daß die „frommen Jünglinge" (um in der Ausdrucksweise zu reden, in welcher der jüngste Darsteller dieser Hergänge, Augustin Theiner, erzählt) „die Professoren auf ihre anstößigen, ärgerlichen und unkirchlichen Lehren aufmerksam machten und merken ließen, daß sie, falls man in dieser Lehrweise fortführe, ihre Vorlesungen nicht mehr besuchen würden". Sie zerschlugen Fenster und Bänke. Die Schüler schuldigten ihre Lehrer der Hinneigung zum Protestantismus an, sie beschwerten sich, daß die Professoren nicht im Breviere läsen und ohne geistlichen Habit ausgingen, sie schrien: sanam doctrinam et ut episcopi regant, das heißt: Ultramontanismus und Hierarchie! Am 7. Dec. rückten Dragoner, später kamen Grenadiere nach Löwen. Der Pöbel störte die Vorträge. Stöger hielt viel auf Schröckh's Kirchengeschichte, war folglich kein guter Katholik, Abt Düfur hatte einmal gesagt: me Hercule, war folglich ein Heide; Leplat ging unter

Vortritt eines Trupps Grenadiere und von einem solchen gefolgt, auf den Lehrstuhl und trug vor zwischen den Bajonneten.[19]) Am 25. Jan. 1787 waren nur noch 20 Hörer geblieben, die andern hatten Löwen verlassen und sich meist zu ihren Bischöfen zurückbegeben. Auch im Hülfsseminar zu Luxemburg gab es Unruhen; die dasigen Seminaristen zerrissen ihre Schulbücher.

Während die Kirchenhirten die von der Staatsobrigkeit in Löwen beabsichtigte Unterdrückung der Scholastik als eine höchst gefährliche Sache bedauerten[20]) und der apostolische Nuntius Cardinal Zondadari eine den wiener Kirchenrechtslehrer Eybel verdammende Bulle des Papstes ohne das landesherrliche Placet verbreitete, erließ Joseph strenge Befehle. Die aus Löwen Ausgetretenen sollten weder aus geistlichen Mitteln irgendwelche Unterstützungen erhalten, noch, wenn sie bereits Priester seien, geistliche Verrichtungen ausüben dürfen. Den verführten Jünglingen sollte ihre Laufbahn abgeschnitten sein! Der Nuntius wurde aus Belgien unverzüglich ausgewiesen, das Verbot der päpstlichen Bulle sollte von den Kanzeln dem Volke mitgetheilt werden, die Reden und Handlungen der Geistlichen sollten überwacht werden, ob sie etwa gegen des Kaisers Anordnungen und das Generalseminar gerichtet seien. Das hieß die Gegenbewegung breiter machen.

Der Erzbischof wurde nach Wien gerufen und zeigte sich unnachgiebig. Seine Forderung war, daß den Bischöfen die Ueberwachung des Unterrichts, der Glaubenslehren und der den Glauben angehenden Wissenschaften (des sciences qui touchent à la religion) als ihr göttliches Recht gelassen werde, daß vier Lehrer aus dem Generalseminar entfernt und keine gefährlichen Bücher den jungen Leuten in die Hände gegeben würden, sondern nur Werke orthodoxer Schriftsteller, die mit dem Geiste der Kirche in völ-

ligem Einklang seien. Joseph sagte: „Es ist der Religion und dem Staate sehr gleichgültig, ob ein Franckenberg Erzbischof von Mecheln ist oder ein anderer Mann." Der namurer Bischof, mit Ausweisung bedroht, verließ Anfang des Mai freiwillig das Land.

Die meisten Bischöfe weigerten sich nun ihre Seminaristen in die löwener Anstalt zurückzuschicken, nur zwei, die von Dornik und Gent, gehorchten dem landesherrlichen Gebote. Das ward ihnen von der Geistlichkeit verübelt. Funfzig junge Apostel der Rechtgläubigkeit warfen sich dem genter Kirchenhirten, einem Fürsten Lobkowitz, zu Füßen und blieben vor ihm eine halbe Stunde auf den Knien liegen und beschworen ihn bei den Eingeweiden Christi, seine Verordnungen zurückzunehmen, durch die sie in den Schos der Ketzerei geworfen würden. [21]) Als sie ihn nicht erweichen konnten, begaben sie sich von ihm in die Versammlung der Landstände und brachten da als Schutzflehende ihres Herzens qualvolle Befürchtungen vor.

Die katholische Partei fand es angemessen, während der Abwesenheit des Primas im Frühjahr 1787 die Stände der belgischen Länder in Bewegung zu setzen, und es gelang ihnen dies um so eher, da zur selben Zeit Joseph durch Neuerungen in den bürgerlichen Verhältnissen, wovon nachher berichtet werden soll, Ursache zur Unzufriedenheit gegeben hatte. Wie die Seminaristen von Gent, so riefen die von Brügge, Namur, Luxemburg u. a. die Landesvertreter an. In ihren Eingaben hieß es: im Generalseminar zu Löwen athme man, statt Luft der Frömmigkeit, welche in den bischöflichen Seminarien die Seele erquicke, den Hauch der Zerstreuung, der Erschlaffung und der Gleichgültigkeit gegen jene frommen Uebungen, welche stets die theuersten Vergnügungen und liebsten Beschäftigungen der größten Heiligen gewesen seien, da befinde sich der

Ordensmann mit dem Zöglinge des Weltpriesterstandes ohne abscheidende Kennzeichen vermischt, da widersetze man sich der Gemeinschaft, die sie mit ihren Bischöfen zu pflegen wünschten, und erröthe nicht zu behaupten, daß jeder Theologe dasselbe Recht wie die Bischöfe habe, über die Rechtgläubigkeit der zum Unterricht dienlichen Bücher zu urtheilen. Tausend Ungereimtheiten dieser Art, welche ebenso sehr den heiligen Kirchenversammlungen wie dem gesunden Menschenverstande zuwiderliefen, seien den dortigen ruchlosen Lehrern geläufig, welche verdächtige Schriftsteller rühmten und in Ausfällen gegen „die ultramontane Hydra“ und „die Bigoterie“ sich behagten. Vermittelst einer gegen die römische Kirche veranstalteten Verschwörung streuten sie das Gift des Irrthums mit vollen Händen aus und alles kündige als unausbleiblich, wenn die Stände nicht kraftvoll abwehrten, den Verlust des Glaubens, die Verwüstung des Priesterthums und das Ende des Reichs unseres Herrn für dieses Land an. Dadurch, daß des Kaisers Erlaß, welcher die bischöflichen Seminare aufhebt, den Beschlüssen der Trienter Kirchenversammlung zuwiderlaufe, stoße er die Verfassung der Provinz zugleich um, denn da die Verordnungen der allgemeinen Kirche auf das Ansuchen des Herrschers bekannt gemacht worden waren, seien sie gleichzeitig Kirchen- und Staatsgesetze geworden und könnten nur durch die Uebereinstimmung der beiden Gewalten wiederum aufgehoben werden. Diese heiligen Rechte — sagten sie — sind die wesentlichsten unserer Verfassung und müssen in den Landesvertretern ihre Vertheidiger finden. Auch die gesammte Geistlichkeit des brügger Bisthums forderte am 22. Mai, indem sie gegen alle bisherigen Verordnungen des Kaisers, welche die Kirche angingen, eine feierliche Verwahrung aussprach, die flandrischen Stände auf, sie zu unterstützen, und verlangte namentlich, daß allein treue

Bekenner des katholischen Glaubens zu Aemtern befördert würden. Die Universität Löwen blieb nicht zurück.

Vielleicht bedurfte es kaum so großer Anstrengungen, um die ständischen Körperschaften in Bewegung zu setzen. Zuerst sprachen sich die Obrigkeiten vieler Städte, Brüssels, Alosts, Gents, Audenardes u. a., hernach die Stände von Flandern und Brabant, von Luxemburg und dem Hennegau, später auch die von Namur, im Sinne der Bischöfe aus. Joseph sollte das Generalseminar opfern, von seinen Eingriffen ablassen. Wesentlich verschlimmert war für ihn dieser Streit, seit er als eine ständische Angelegenheit angesehen wurde.

Die Regierung in Brüssel fühlte sich erschüttert und wich. Sie gestattete (28. Juni) einstweilen, bis auf weiteres, daß die Bischöfe ihre Seminare wieder eröffneten, und die Vorlesungen in der neuen Anstalt zu Löwen eingestellt würden. Doch Joseph beharrte standhaft. Wol ließ er sich zu der Versicherung herbei, daß sich im Unterrichte des Generalseminars nicht das Geringste einschleichen solle, was entfernt die Reinheit des Glaubens trübe, und zu dem Erbieten, die Vorsteher der bischöflichen Seminare als Unterrectoren im Generalseminar anzustellen, sowie Vorschläge zu der Besetzung des Directorates von den Bischöfen entgegenzunehmen, in der Hauptsache aber forderte er Gehorsam. Ihn zu erzwingen war er entschlossen.

Die Regierung in Brüssel mußte demnach ihrer Nachgiebigkeit entsagen und seinen Willen vollstrecken. Die Bischöfe jedoch waren sich darüber vollkommen klar, daß es nicht blos um das Generalseminar und ihre Seminare jetzt sich handele. Losreißung vom Papste und Landeskirchenthum, dem Herrscher untergeordnet, das war's, was die Zeitläufe in ihrem Schose zu tragen schienen. Gedenke man, daß seit der trierische Weihbischof Nikolaus von Hontheim

im Jahre 1763 unter dem falschen Namen Justinus Febronius die Ueberlegenheit der Kirche über den Papst mit vielem Nachdrucke von neuem behauptet hatte, ein immer mächtiger werdendes Hinstreben zu selbständiger Landeskirchlichkeit in Deutschland eingetreten war und daß erst kürzlich, am 25. Aug. 1786, die drei geistlichen Kurfürsten in der Emser Punktation mit Erklärungen gegen die Eingriffe der päpstlichen Nuntien unter dem Beifall des Kaisers und der Nation sich herausgewagt hatten, daß endlich zahlreiche katholische Schriftsteller an einer zeitgemäßen Verjüngung des Katholicismus damals arbeiteten, die allerdings nur möglich war durch Reinigen von dem Schlamme, den die Verkehrtheit vergangener Zeitalter abgesetzt hatte. Unter dem frischen Eindruck solcher Vorgänge erlebten die Zeitgenossen Joseph's Vorgehen. Die belgische Geistlichkeit war, wie wir wissen, ultramontan, papistisch und wollte beim Alten stehen bleiben. Es galt einen großen Kampf. Die belgischen Bischöfe wankten und wichen nicht und gaben in nichts nach. Der apostolische Nuntius, der seinen Aufenthalt ganz in der Nähe, in Lüttich, genommen hatte, fuhr fort dem Kaiser entgegenzuwirken, und sogar österreichische Kirchenfürsten, denen die neue Wendung ebenfalls ein Greuel war, ermahnten den belgischen Primas zum standhaften Aushalten. Die ganze ultramontane Partei schaute auf den Kampf in Belgien: hier mußte dem aufklärenden Joseph eine Niederlage beigebracht werden, damit alsdann auch in andern Sprengeln, wo der Ultramontanismus nicht so fest wurzelte wie in Belgien, rückwärts gedrängt werden konnte.

Der 15. Jan. 1788 war zur Wiedereröffnung des Generalseminars bestimmt. Der Universität wurden die von ihr bereits angezeigten theologischen Vorlesungen untersagt und den Bischöfen ward befohlen, ihre Zöglinge nach Löwen

zu schicken. Der Primas entgegnete: jedermann halte, und mit Recht, diese Anstalt für den Ruin der Religion, seine und der Bischöfe Mitwirkung würde außerdem vergebens sein, weil allgemein Geistlichkeit und Volk mit Abscheu vor dieser Anstalt erfüllt sei und jeder, der ihr das Wort reden wollte, mit Verachtung als ein Verräther angesehen werden und das Vertrauen auf immer verlieren würde. Nicht unwahr mochte das letztere sein, waren doch die Pfaffen inzwischen recht geschäftig gewesen, die neuen Lehrer zu Löwen in Verruf zu bringen und das Generalseminar als eine öffentliche Schule der Verführung zu schildern, die widerspenstigen Bischöfe hingegen als treue Hirten zu preisen, welche das Vermächtniß des heiligen Glaubens hüteten. Die Sprache, welche die katholische Partei schon führte, war nicht nur gereizt, sondern heftig und nahm an Maßlosigkeit täglich zu. Gleichwol mußten die Bischöfe sich bequemen und (was Anfang Februar geschah) ihre Zöglinge nach Löwen schicken: Ende März waren diese bis auf ein paar von Löwen wieder fortgelaufen, was vorauszusehen war. Die Regierung wollte aber immer noch mit Gewalt durch. Das Generalseminar sollte der einzige Ort in Belgien sein, wo es eine Lehre der Theologie gebe. Aller Unterricht in ihr außerhalb desselben wurde deshalb verboten, dem Erzbischofe 1000 Thlr. Strafgeld angedroht, wofern er sie lehren lasse, auch dem Professor, der sie lehre, 50 Thlr. Buße angekündigt. Mehrere bischöfliche Seminare werden gesprengt. Nun ist auch die Universität Löwen in diesen sich immer mehr erweiternden Streit hineingezogen. Ihre Professoren berufen sich auf ihre Eide, erklären es für eine Unmöglichkeit, dem Kaiser zu gehorchen. Joseph setzt ihren Rector, setzt dann die Professoren ab, welche den neuen Rector nicht anerkennen mögen. Mehrere flohen vor seiner Verfolgung außer Landes. Joseph verhängt

darauf die Aufhebung der Universität Löwen, verbannt 20 Professoren auf zehn Jahre aus dem Lande und verlegt die drei weltlichen Facultäten nach Brüssel. Die Bischöfe werden von neuem gebieterisch angewiesen, ihre Pflegebefohlenen an das Generalseminar abzuliefern. Dennoch gehorchten sie nicht. Ungeachtet aller Anstrengungen waren im Generalseminar nur etwa 40 Studirende, zum größern Theile Nichtbelgier zusammenzubringen.

Immer noch glaubte Joseph mit Gewaltmaßregeln den Widerstand niederdrücken zu können. Was er nachgab, war unwesentlich; er wollte ein Jahr von den fünf Studienjahren nachlassen und dem Erzbischofe die Prüfung der Zöglinge einräumen, übrigens aber wähnte er den Geistlichen befehlen zu können, gleichwie seinen Beamten. Er forderte, daß der Erzbischof gehorche und mit seinem Worte die Befürchtungen der Geistlichkeit und des Volks beschwichtige. Die Regierung war auf dem Punkte angelangt, wo sie, wenn sie auf diesem Wege weiter ging, zur Einsperrung und Absetzung der Bischöfe schreiten mußte. In der That drohte sie am 24. Febr. 1789 mit sofortiger Einziehung der Einkünfte und Güter, wenn Bischöfe und Aebte sich noch länger weigerten. Wirklich wurden mehrere widerspenstige Aebte aus dem Lande verjagt und Novizen aus den Klöstern von Soldaten geholt und in geschlossenen Wagen nach Löwen abgeführt. Der Cardinal-Erzbischof soll sich unverzüglich nach Löwen begeben. Da er dies nicht thut, vielmehr eine Versammlung aller Bischöfe herbeiführen will, wird er am 5. März aufgefordert, seine Würden niederzulegen. Nun begab er sich nach Löwen, wo er nach Joseph's Willen die Rechtgläubigkeit der Lehrer des Seminars bescheinigen sollte. Aber er legt, anstatt die gehaltenen Vorträge zu prüfen, den dortigen Professoren auf Duvivier's Eingebung verfängliche Fragen vor über die Grenzen der geistlichen und

der weltlichen Gewalt, über die päpstliche Machtvollkommenheit, die bischöflichen Befugnisse und die Unfehlbarkeit des in der Kirche wirkenden Heiligen Geistes. Nach langer Zögerung, auf ausdrücklichen Befehl des Kaisers, ihm binnen 24 Stunden sein Erachten abzugeben, erklärte am 16. Juni 1789 der mechelner Kirchenhirt: „Der Unterricht in der Schule zu Löwen sei nicht orthodox." Einige Tage später lieferte er eine lange Auseinandersetzung, warum sie dem Tadel verfalle. Lag der Regierung an Geheimhaltung seines Ausspruchs, so beeilten sich die Geistlichen ihn öffentlich zu machen. Die übrigen Bischöfe fielen laut seinem Verdammungsurtheile bei. Dieser Streit war aufs Aeußerste gekommen.

Leicht mag man sich vorstellen, wie arg während dieser Zerwürfnisse der geistliche Haufe in den Massen wühlte. Die Pfaffen schrien fürchterlich über Verrath am Glauben. Die Aufklärung hieß eine Höllenfackel der Satansapostel, Kaiser Joseph war schlechtweg „der treulose und bundbrüchige Tyrann". Er habe — ging die Rede — die Messe und die Communion verboten. In Löwen bei der Wiedereröffnung des Generalseminars (Januar 1788), in Mecheln und Antwerpen bei der Schließung der bischöflichen Seminare (im August 1788) rotteten sich Volkshaufen zusammen, auf die sogar geschossen werden mußte. In Antwerpen war die Bürgerschaft höchst erregt, in Namur stürzte bei einem kirchlichen Umgange (20. Juli 1789), der nach Joseph's Verordnungen ohne Bilder stattfinden sollte, eine Weiberschar in die Kathedrale, hob das Marienbild vom Sockel und trug es auf ihren Schultern zum Zuge. Nicht wirkungslos hatten die Stände von Brabant (am 20. Sept. 1787) die Stände der übrigen Provinzen aufgefordert, dem Generalseminare mit aller Kraft entgegenzutreten, das dahin ziele, eine neue Religion einzuführen.

Der Stadtrath von Brügge führte in seinem gegen dasselbe gerichteten Schreiben an die flandrischen Stände (16. Febr. 1788) eine Sprache, die alle Rücksichten hintansetzte. Unerhörtes kam zu Tage. Katholische Geistliche schrien so laut sie nur konnten: es sei nicht gut, nicht möglich, ohne Sinn, die Meinungen beherrschen und Ueberzeugungen aufzwingen zu wollen — sie wußten, daß ihre gläubigen Zuhörer in der Kirchengeschichte unbewandert waren — und eine Regierung, ein römischer Kaiser ward unter Wehklagen und Verwünschungen angeschuldigt, daß von ihm die Verbreitung schlechter und gottloser Schriften, welche die Religion verletzen, die Sitten verderben und die tugendhaftesten Männer verleumden, beschützt und begünstigt werde. Des Exjesuiten Feller wüthige Zeitung, das „Journal historique", wurde in Luxemburg unterdrückt — aber in Mastricht fortgesetzt. Dreihundert Gulden Strafgeld ward auf jedes Blatt dieser Zeitschrift gesetzt: dennoch ward sie in Belgien verschlungen. Verschiedene Widersacher der Regierung wurden in Haft genommen, allein überall stieß sie auf Gegner. Hatten vor zwei Jahrhunderten die Bürger eben dieser Städte sich gegen ihren Herrscher aufgelehnt, weil er der katholischen Kirche seine starke Hand lieh, so geriethen sie in dem vorletzten Jahrzehnt des 18. Jahrhunderts zu ihrem Schutze gegen den Herrscher in Bewegung — ein solcher Umschlag hatte sich vollzogen. Der Kampf für die bischöflichen Seminare erschien als Landessache.

4) Joseph's Eingriffe in die Landesverfassung und ihr Umsturz.

Noch ehe der Streit mit der Geistlichkeit zu dieser Höhe getrieben war, hatte Joseph der Belgier Aufregung vermehrt, indem er gleichzeitig ihre staatlichen Einrichtungen

antastete und durch die Weise seines Auftretens auch diejenigen sich zu Widersachern machte, die ihn, hätte er anders verfahren, zu unterstützen bereit gewesen wären. Je rücksichtsloser er mit den Landesfreiheiten umsprang, desto eifriger schlugen sich die Stände zu seiner katholischen Gegnerschaft.

Die habsburgische Herrschaft hatte, wie wir schon sahen, die alten Staatsformen unverändert bestehen lassen. [22]) Noch immer waren auch dieselben Behörden vorhanden, die Philipp II. eingesetzt hatte, noch immer schleppte sich alles schwerfällig hin.

Dem Kaiser liefen bei seinem Aufenthalte in Belgien im Jahre 1781 außerordentlich viele Beschwerden über die Gerechtigkeitspflege zu und eine Menge von Misbräuchen drang sich außerdem seiner Wahrnehmung auf. Er fand namentlich, daß die Stadtobrigkeiten aus allzu vielen Mitgliedern zusammengesetzt waren und bei ihrer Verwaltung nicht genugsam sparten. Der ganze Geschäftsgang kam ihm zu verwickelt, zu langsam und viel zu kostspielig vor. Wie er daher seine Absicht kundgab, Aenderungen einzuführen, fand jedoch der Geheimerath (das Conseil privé, am 29. Mai 1784) Neuerungen unausführbar. Was war zu thun, wenn z. B. der Präsident von Flandern, Dierickx, den Ausspruch that: Belgien habe stets den Grundsatz befolgt, nichts zu ändern, was lange bestanden hat, außer wenn augenfällig das Aendern handgreiflichen Nutzen bringe. Ohne Mitwirkung im Lande zu erwarten befahl 1785 Joseph, daß in den städtischen Verwaltungen überall das Rechnungsjahr mit dem letzten October abschließen solle, während bisher zehn verschiedene Jahresbestimmungen der einzelnen Ortschaften die Uebersicht im Mittelpunkte gar sehr erschwert hatten. Er tastete das Hergebrachte an, wie er redlich meinte, zum Besten des Landes.

Joseph's Wille zielte auf Vereinfachung der Regierungsmaschine. Dazu gehörte sowol eine bessere Zusammenziehung der Gewalten als die Hinwegräumung vieler bestehenden Behörden. Nicht in langsamen Uebergängen, auf einmal sollte sie erfolgen. Staatsrath, Geheimerath, Finanzrath, Staatssecretariat sollte fallen. Mit einem einzigen Federzuge warf er am 1. Jan. 1787 sie und die vorhandenen mannichfaltigen Gerichtshöfe und die bei der Verwaltung betheiligten ständischen Ausschüsse um. Als alleinige leitende Behörde sollte hinfort eine Gesammtregierung (Generalgouvernement der Niederlande) dastehen, Verwalter oder Intendanten mit ausgedehntem Aufsichtsrechte sollten unter ihr die Geschäfte führen. Landesherrliche Gerichte in einer bestimmten Gliederung, wie solche die besser eingerichteten deutschen Staaten und seine eigenen im östlichen Deutschland hatten, sollten ferner unter Aufhebung der besondern Gerichtsbarkeit der Universität, der Geistlichen, der Gutsherren und Städte die Rechtshändel erledigen. An Stelle der ständischen Ausschüsse sollte vom letzten October des laufenden Jahres an „unter denjenigen ihrer Mitglieder, welche von der Gesammtregierung vorher für fähig erklärt sein werden", einer als Rath an der königlichen Behörde vortragen.

Ueber die Vorzüge der von ihm beschlossenen Einrichtung kann kein Zweifel sein; sie vereinfachte wesentlich und war geeignet gute Ordnung aufrecht zu erhalten, doch ließ sich auch manches gegen sie mit Recht geltend machen. Abgesehen davon, daß die bisherigen Inhaber von Aemtern, von denen noch dazu manche ihr Amt erkauft hatten, mit Einem Schlage abgesetzt wurden ohne eine Entschädigung zu erhalten, lag am Tage, daß durch diese Umwälzung bestehende Gerechtsame aufgehoben wurden und die gesammte

Verwaltung in landesherrliche Hände überging. Dabei war nicht einmal Unabsetzbarkeit den Richtern verbürgt. Nicht einzusehen war außerdem, wozu Joseph am 12. März d. J. die althergebrachte Eintheilung des Landes in Staaten über den Haufen warf und mit Auslöschung der alten theuern Namen seine belgischen Provinzen in die neun Kreise Brüssel, Antwerpen, Gent, Brügge, Dornik (franz. Tournay), Bergen (franz. Mons), Namen (franz. Namur), Luxemburg und Limburg ordnete, denn wollte er, wie er später geäußert hat, aus den vielen Provinzen einen einzigen Staat bilden — mußte diese Absicht auf eine Weise erreicht werden, welche alle Erinnerungen verletzte? Völker, in deren Mitte das wissenschaftliche Leben gering ist, halten allemal störrisch am Herkommen. Die Belgier waren entrüstet, daß Joseph an den Säulen ihres mittelalterlichen Verfassungsgebäudes rüttelte, daß er es einzureißen Anstalt machte, um Platz für seine bureaukratische Centralisation zu bekommen.

Joseph bezweckte eine gründliche Verbesserung, die Landstände hingegen widersetzten sich beinahe allen Neuerungen. Ueber sie hinweg also nimmt er seinen Lauf. Der Geistlichkeit gegenüber war Joseph ein Freiheitsmann — in Staatssachen ein Despot. Die Erlasse seiner ersten Jahre waren eine Freude für alle Anhänger der neuen Ansichten; das aufgeklärte Europa („ganz Europa", sagten diese wol) betrachtete ihn mit Bewunderung, bis auf einmal einige seiner Verordnungen sie gewaltig vor den Kopf stießen. Von Dublin rief ihm 1785 „un defenseur du peuple à l'empereur Joseph II. sur son réglement concernant l'émigration", zu: „ein Erlaß gegen das Auswandern ist ein Erlaß der Sklaverei! Nimmst du wieder auf die alte Sprache der Despoten Deutschlands? Dein Irrthum ist:

Du kennst noch nicht die Stärke des Wortes: Volk. Wo auch hättest du es kennen lernen sollen? Von den Büchern deines Landes vertheidigt keines die Rechte des Volkes, auf deinen Reisen lerntest du Automaten, Unterdrücker, Ungesunde kennen, du hast kein Volk gesehen." Wenn aber auch derartige Zurufe an den Kaiser herangedrungen sein sollten, so fanden sie gewiß kein offenes Ohr. In seinem Kopfe spukte das Afterbild fürstlicher Allgewalt. Zu seiner Ehrenrettung sei indeß hinzugefügt, daß er die Ueberzeugung hegte: die überall begehrte Freiheit werde „den Menschen nachtheilig sein, da die wenigsten hiervon Kenner des Gebrauchs derselben sind". Seine Ansicht vom Staatswesen der Niederlande ist gewiß ausgedrückt in der 1785 zu Gera erschienenen Schrift: „Historisch-politische Nachrichten von den Oesterreichischen Niederlanden, Auf Befehl Seiner Majestät des Kaisers herausgegeben." Darin schreibt der XIX. Abschnitt von der gesetzgebenden Gewalt dieselbe ganz und vollkommen dem Landesherrn zu, nur so, daß die Gesetze in Brabant mit dem Siegel der Stände untersiegelt sein müßten, und bezeichnet dieses letzte als eine bloße „Gewohnheit". Der Rath von Brabant werde befragt und habe das Recht, „sowie jedes andere obere Justiztribunal" dem Statthalter Schwierigkeiten und Hindernisse vorzustellen. „Da es ein Ruhm für einen Fürsten ist, nichts festzusetzen, was nicht von langer Dauer, so erfordert es die Klugheit, daß er vorher um Rath fragt, ehe er befiehlt, daß er hört, damit man hernach ohne Vorstellung folge, und daß er seinen Befehlen durch Weisheit und Gerechtigkeit ein festes Ansehen verschafft. Aus diesen Grundsätzen geschieht es oft, daß die höhern Gerichtstribunale und bisweilen auch die Stände der Provinzen um Rath gefragt werden, wenn ein neues Gesetz gegeben werden soll, besonders aber in dem Falle, wenn

man auf einige Zeit die Ausfuhre der Früchte einschränken oder verbieten will. Man glaubt nämlich, die Stände müssen die Bedürfnisse und die Hülfsquellen der Völker in dieser Rücksicht am besten kennen. Wegen dieser Formalitäten heißt es, daß die Befehle auf Verordnung des Conseils von Brabant bekannt gemacht werden." Das Hereinziehen fremder Kriegsknechte in die belgischen Lande war ungesetzlich, Joseph aber sagte: je mehr Widerspruch er finde, desto nothwendiger und dringlicher sei die Anhäufung von Truppen.

Nun verletzte der Kaiser die einflußreichen Kreise der Rechtsgelehrten und Gerichtsbeamten, deren Behaglichkeit er störte, deren Einkünfte er sogar zerstörte. Der bisher Angestellten, die infolge seiner Veränderungen außer Amt und Brot gesetzt wurden, gab es, wie man behauptete, mehr als sechstausend. Der Adel war unwillig, weil jetzt zu seinem Schaden darauf geachtet wurde, daß jeder persönlich sein Amt abwartete. Adeliche Herren pflegten nämlich große Stellungen zu übernehmen und durch Ersatzmänner verwesen zu lassen, sich selbst aber aufzuhalten, wo sie Lust hatten. Es verdroß sie außerdem, daß mehrere fremde, österreichische Edelleute zu Stellen gelangt waren. Der Handelsstand von Brügge litt ferner durch die Aenderung des Zollsystems und beschwerte sich über die „unendliche Zahl Formalitäten", wegen übler Behandlung seitens der Zollbeamten, ob der Herabwürdigung seines Standes, „er steht, sozusagen, unter diesen nichtswürdigen Schreibern", äußerte er sich. Die brabanter Bürger schrien über die gewaltsame Wegführung eines brüsseler Kaufmanns (29. März 1787), der den Landesfreiheiten zuwider vor ein Gericht zu Wien gestellt wurde. Das Landvolk ärgerte ein (den 11. Febr. 1786 erlassenes) Verbot vieler Kirmessen. So mannichfache Ursachen zum Mismuth waren vorhanden.

Ueberhaupt verletzte es, daß Joseph im deutschen Herrschertone befahl. Allgemein wurde der Unwille an den Tag gelegt. Gleichwol hätte vielleicht die Mehrzahl der Belgier den Kaiser aus politischer Stumpfheit gewähren lassen, ohne die Aufhetzung der Pfaffen, die so höchst einflußreich waren und äußerst thätig die Unzufriedenheit schürten. Die ersten Staatsstreiche machten wirklich geringen Eindruck auf die Gemüther. Erst nachdem eine Zahl von Flugblättern *) über die kirchlichen Neuerungen, Zündstoff ins Volk geworfen hatte, von denen eines binnen kurzer Zeit in 20 Auflagen vergriffen war, begann die Gärung. Las es doch in ihnen, es solle seinen Glauben ändern! Eine förmliche hierarchisch-aristokratische Opposition, die sich den Mantel des belgischen Volksthums umwarf, trat immer deutlicher gegen Joseph's Maßregeln hervor. Häupter derselben waren der päpstliche Nuntius Zondadari, der Cardinal-Erzbischof Franckenberg, oder vielmehr sein federfertiger Schreiber Duvivier, ferner der Abt Gottfried Hermans von Ton-

---

) „Lettres d'un Chanoine Pénitencier de la Métropole De à un Chanoine Théologal", 1784, ist die zwanzigmal aufgelegte Schrift; die 20te Aufl. (1790), beträgt mit den Beilagen 305 Octavseiten. — „Projet de Mandement d'un Evêque de France aux Evêques du Pays-Bas." — „Lettre pastorale de l'Evêque de Namur." — „Histoire des profanations et des sacrilèges" und andere. Die vielgelesenen, fließend und gewandt geschriebenen Briefe des Domherrn griffen z. B. die Lehre vom unbedingten Gehorsam — gegen den Fürsten an. „Kann", fragen sie, „ein Soldat in einem offenbar ungerechten Kriege der Fahne seines Fürsten folgen und für eine entschieden schlechte Sache kämpfen?" und antworten: „Die Meinungen darüber sind nicht getheilt." In dieser Schrift las man auch (S. 138): „Mais s'agit il, me direz vous, de changer de religion? Oui, j'ose le répéter, il s'en agit."

gerlo, Baron van Hove und der Rechtsanwalt van der Noot. Geschäftig hetzten die Kapuziner Duyburg und Alost und manche andere.

Der Kaiser erfuhr bald, daß „an der Spitze des Janhagels die Edeln der Nation stunden" (sein Brief an den Minister in den Niederlanden Grafen Trauttmansdorff im September 1787).

Die Stände von Brabant gingen voran. Schon am 29. März 1787 erklärten sie, daß wenn der Kaiser Verbesserungen einzuführen gedenke, er sie zusammen mit den Ständen feststellen müsse, sie könnten nicht die Hand zu Joseph's Bestimmungen bieten. Ihrem Beispiele folgten die Vertretungen der andern belgischen Lande. Ganz gewiß standen sie auf ihrem Rechtsboden; sie stützten sich auf das Staatsgesetz, welches der freudige Einzug heißt *), sie pochten auf den Eid des Herrschers. Am 19. April schlugen sie die Steuerbewilligung wegen des Bruchs der Verfassung einstweilen ab. Man höre und lerne, in welchem Tone Landesvertretungen am Ende des vorigen Jahrhunderts sprachen. Am 5. Mai 1787 sagten die flandrischen Stände in einer Vorstellung dem Kaiser: „Die eigenmächtige Aufhebung des Ausschusses der Stände, dieser immerwährenden Vertreter des Volkes, ist gleichfalls eine wichtige und schreckliche Beeinträchtigung unserer Verfassung. Einen Schatten von Abgeordneten bei einem Rath außer der Provinz hat man statt ihrer hingestellt. Wie kann ein solcher Vertreter jemals einem Volke oder denen, die er vertritt, Zutrauen

---

*) Der freudige Einzug oder frohe Willkomm „Blyde Inkomste" heißt in französischer Uebersetzung la joyeuse entrée. Die Grundlage ist eine Karte Johann's des ersten Herzogs von Brabant aus dem Jahre 1288, welche 1355 von Wenzel und Johanna bei ihrem Einzuge und von späteren Fürsten noch erweitert wurde.

einflößen? Wenn dieses verfassungswidrige System statthaben könnte, so würde die Grundfeste unseres staatlichen Zustandes untergraben und von unsern Ständen, welche die Stütze und die geborenen Wächter unserer Verfassung sind, nichts als ein eitles Schattenbild übrigbleiben.“ Die Stände von Brabant sagen der Gesammtregierung: „Inzwischen ersieht die ganze Nation mit einem Schmerze, den sie kaum zu unterdrücken vermag, daß unsere Vorstellungen die gerechte und unumgänglich nothwendige Behebung ihrer Beschwerden nicht allein nicht bewirken, sondern daß man auch durch krumme Wege noch dahin trachtet, ihre mit Recht und ohne Aufschub erwartete Befriedigung immer weiter zu verschieben und ein Spiel damit zu treiben; das Volk hält sich mit Grund überzeugt, daß es außer den Grenzen der Macht des Fürsten liegt, Anordnungen zu machen, die mit Handfesten, so auf den heiligsten Verbindlichkeiten gegründet sind, in Widerspruch stehen.“ Das ganze Volk habe „äußerst mistrauisch“ werden müssen, „selbst die Gerechtigkeitspflege ist in den blauen Dunst mit einbegriffen, den man ihren Augen vorzumachen sucht“. — „Es ist Zeit, durchlauchtigste Generalgouverneure, daß Ew. k. k. Hoheiten auf das Geschrei eines Volkes merken, das in allen Vorrechten heftig gekränkt wird, durch die Art und Weise gekränkt wird, wie man es in der ihm zu leistenden Genugthuung zu äffen sucht.“ Ihr Ton wird immer hitziger. Sollen doch die Brabanter (ganz gegen die Theorie vom beschränkten Unterthanenverstande) ihrem Landesherrn bemerklich gemacht haben: „Die Einsichten der verständigsten Könige sind beschränkt.“[23] Die Rechtsgelehrten führten freie und starke Reden. Dawider wurde von kaiserlicher Seite in Denkschriften folgendermaßen sophistisirt: „Die Rechte des Volkes sind unverjährbar, der Herrscher repräsentirt beständig das Volk; so verhält es sich: wie

ungereimt ist es folglich anzunehmen, daß Brabants Rath, dessen Mitglieder weiter nichts als Mandatarien des Monarchen sind, ein Recht besitzen sollte, sich seinem Willen zu widersetzen, der dem Volke Vortheile gibt. Wo der Gehorsam nur bedingt ist, da steht keine Monarchie mehr. Sowie die Rechte der Nation unveräußerlich sind, so sind es auch die Rechte ihres Repräsentanten. Aber, sagt Ihr, der Kaiser hat geschworen, das Staatsgesetz zu halten, aber, antworte ich, war er denn nicht schon vor seiner Einführung Euer rechtmäßiger Souverän?"[24])

Als inzwischen die Mitglieder der Stände gedrängt wurden sich in Zugeständnisse zu fügen, erhoben sich hinter ihnen die mittlerweile von den Geistlichen aufgebotenen Bürgerschaften. Denn um sich selbst zu halten, mußte die Geistlichkeit auch die alte Verfassung stützen. Bald waren die städtischen Vertreter die Zähesten, unnachgiebig, auch wo die zwei obern Stände des Vertretungskörpers wankten. Bürgerversammlungen wurden veranstaltet, in denen man die schwebenden Fragen berieth, Eingaben und Beschwerden beschloß. Die Aufregung war im Wachsen und die Regierung zu Brüssel gerieth in Schwanken. Crumpipen hatte unter der Hand den Planen Joseph's immer entgegengewirkt. Die Statthalterin Maria Christina (Joseph's Schwester) und ihr Gemahl Herzog Albert von Sachsen-Teschen, der, im Herzen dem Aufklärungsbestreben und den Neuerungen Joseph's abhold, auf Crumpipen hörte, glaubten durch Nachgiebigkeit einem Sturme begegnen zu sollen und verstanden sich am 7. Mai 1787 zur vorläufigen Zurückziehung der kaiserlichen Anordnungen bis zum Entscheide des Kaisers, was auch in Wien Minister Kaunitz billigte.

Es war zu spät. Die Bewegung war schon im Zuge. Ende Mai trugen sich in mehreren großen Städten Aufläufe zu und das Volk fing an sich zu bewaffnen. Die

Zünfte bildeten seit alters eine Kriegsmacht unter dem Oberbefehl des Bürgermeisters. Sie war längst verfallen, nun aber suchte ein für die ständischen Rechte bereits eingetretener Rechtsanwalt van der Noot ihr ein neues Gewicht zu geben, indem er in Brüssel am 4. Juni einen Ausschuß aufthut, der behufs ihrer Verstärkung Freiwillige anzunehmen sich erbietet und Geld zu deren Ausrüstung sammelt. Junge Männer scharten sich schnell und in Menge und ergriffen die Waffen. Andere Städte folgten dem Beispiele, das Brüssel gab. Die Bauern kamen mit Knitteln in die Stadt und versprachen den Bürgern Hülfe, wenn es etwa noththäte. Man sah jetzt die brabanter Fahnen aufstecken, das deutsche Feldzeichen: schwarz-gelb-roth. Anfänglich belächelte die Regierung diese Bürgerbewaffnung, die etwas Neues war, als eine Maskerade und Kinderspiel[25]), bis selbe sich als unabhängige städtische Waffengewalt drohend regte. Die Zahl der brüsseler Freiwilligen betrug fast zwölftehalbhundert. Von den Unzufriedenen angetrieben, erlassen die Bürgerschaften heftige Erklärungen. Der aufgeregte Pöbel beschimpfte schon die Anhänger des Kaisers, sowie die Männer, welche im Geruch der Aufklärung standen. Man sprach davon, Frankreichs Schutz anzurufen! Die Stände von Brabant fordern (am 4. Juni) die andern Stände auf, mit ihnen in einen Bund zu gegenseitiger Unterstützung zu treten, und in Wien wollte man glaubwürdig unterrichtet sein, daß sie sich wirklich an die französische Regierung gewendet hätten.[26]) In Antwerpen, Mecheln, Namur erfolgten im Juni unruhige Auftritte.

Kaiser Joseph trotzte der Misstimmung. In den Tagen, welche Brüssel in wilder Bewegung sahen, reiste er in der Krim umher. Unerwartet kamen ihm so ernste Nachrichten. Rascher als man gedacht hatte, eilte er zurück nach Wien, wo er am 30. Juni 1787 eintraf. Sein Zorn

flammte auf, denn im Bewußtsein seines guten Willens hatte er auf Dankbarkeit gerechnet. Was ihn in seinem Wirken hemmte, wollte er nun als Uebles zerbrechen, das andere mit Gewalt leiten — mit dem Stocke regieren. Vergebens rieth Fürst Kaunitz zur Genehmigung der einstweiligen Anordnungen in den Niederlanden: Joseph war dermaßen gereizt und heftig, daß Kaunitz sich veranlaßt fand, seine Entlassung anzubieten. Am 3. Juli hat Joseph seine Entschlüsse gefaßt. Die Regierung in Brüssel soll anders werden, sein Statthalter, der schwache Herzog Albert, sammt dessen Gemahlin wird abberufen. Generalgouverneur ad interim soll der bisherige Befehlshaber der Truppen in den Niederlanden, Graf Joseph Murray, sein und diesem ertheilt Joseph ausgedehnte Vollmachten. Sein Auftrag lautet: die öffentliche Ruhe aufrecht zu halten, ohne daß er jemandem verantwortlich sei, als dem Kaiser. Beschäftigt mit dem Gedanken eines bevorstehenden Aufruhrs in den Niederlanden, eines Kampfes, gibt Joseph ihm genaue Anweisungen. Murray soll die Heereskraft in und um Brüssel zusammenziehen, sie stets nach Möglichkeit zusammenhalten, und überall mit größerer Stärke, als eigentlich erforderlich wäre, einschreiten. Stets soll er vorher warnen, doch wo dies nichts fruchtet, „ein großes Beispiel von Strenge geben“. Soldaten würden sich doch nicht von Ladendienern und Lastträgern entwaffnen lassen! Müsse er Brüssel räumen, so solle er gen Namur und Luxemburg die Mannschaft führen, in dessen Nähe er deutsche Hülfstruppen bereit finden werde. Auch den Fall einer Beschießung Brüssels hatte Joseph im Auge. So sehr erwartete er Aufruhr, so bestimmt zeichnete er das Verhalten, welches er wollte, vor. Selbstverständlich waren dies geheime Weisungen. Am selben 3. Juli erklärt er den belgischen Ständen: er habe niemals die Absicht gehabt, die Landesverfassung um=

zustoßen, und nicht im geringsten seinen persönlichen Vortheil im Auge gehabt, ebendeshalb habe er auch keinen Widerstand erwartet; jetzt sollten sie Bevollmächtigte zu ihm nach Wien abordnen. Er bezwecke ja mit den neuen Gerichtshöfen weiter nichts als beschleunigte, billigere Rechtspflege. Das war gewiß auch seine eigentliche Meinung, jedoch die Maßregeln, wie sie verordnet worden waren, boten noch ein anderes Gesicht.

Seine Erklärungen verhallten in dem tosenden Sturme. Was er auch that, selbst das Trefflichste ward verdächtigt, wie viel mehr gab er dem Argwohn Nahrung, indem er entgegen den brabanter Freibriefen, die er bestätigt hatte, Brabanter nach Wien entbot. Die Stände, die sich aus allen Landschaften am 18. Juli in Brüssel versammeln, ordnen zwar eine Gesandtschaft — neunundzwanzig aus ihrer Mitte — nach Wien ab, verbieten ihr indeß, auf die streitigen Gegenstände in irgendeiner Weise einzugehen, weil diese nur im Lande selbst in der hergebrachten Weise zur Verhandlung kommen könnten. Das war kein Entgegenkommen von ihrer Seite. Und Joseph begegnete ihrer Gesandtschaft im Gefühle der Sicherheit als strenger Herr, wie freundlich er auch mit ihren einzelnen Mitgliedern sprach. Er gebe, sagte er zu ihr, alle Tage Beweise, daß ihn lediglich das Wohl seiner Unterthanen leite; leere Reden, wie man sie ihm halte, könnten sein äußerstes Misfallen nicht abwenden, nur Handlungen — vollständiger Gehorsam, den er fordere. Vor allem verlangt er die Auflösung der Bürgerbewaffnung. Seine Entschließung über die theologischen Studien und Orden bezeichnete er als unwiderruflich; keine Verwahrung, keine Gesandtschaft gegen die neue Ordnung werde er ferner hören, dergleichen vielmehr als Widersetzlichkeit strafen. — Joseph steift sich auf seine Soldaten. Er gedenkt die belgischen Provinzen im Zaume zu halten.

Hatten die belgischen Abgeordneten sich über seinen niederländischen Minister, den Grafen Belgiojoso beklagt, so berief Joseph diesen ab, weil er ihn für keinen festen Mann hielt, aber betraute mit seiner Stelle den Grafen Ferdinand Trauttmansdorff. Murray erhält von neuem Befehl, auf der Ausführung seiner Verordnungen mit Festigkeit zu beharren, ohne sich um das Gerede der Stände zu bekümmern; die von den Truppen gedämpften Ausschreitungen in Brügge hätten den Beweis geliefert, daß Freiwillige gegen ein regelmäßiges Heer nichts auszurichten vermöchten.

Unterdessen gewann Murray keinen Boden. Seine nächste Aufgabe war, die offenbare Vorbereitung des Aufstandes zu hintertreiben und Geldbewilligungen von den Ständen zu erwirken. Joseph war bereits zu solcher Gewaltsamkeit gestimmt, daß er im Falle der Verweigerung von Beisteuern auf Güter und Habe der ständischen Mitglieder Beschlag legen wollte. Der alte Murray war aber nicht das geeignete Werkzeug für Joseph's Gewaltsamkeit. Zu Joseph's großem Verdrusse zog er hin und mühte sich zu beschwichtigen anstatt durchzugreifen und jeden Zweifel an des Kaisers Willen zu benehmen. Murray erläßt ein Verbot, das brabanter Landeszeichen zu tragen und befiehlt den Freiwilligen auseinanderzugehen: diese Verordnungen soll der ständische Rath von Brabant bekannt machen. Allein Murray stößt auf dessen Weigerung. Im September schreitet dann Murray endlich zur Entwaffnung der Einwohner von Brüssel: da setzen sie sich zur Gegenwehr. Sogleich werden die Sturmglocken gezogen und Straßen verrammelt; der Aufruhr ist los. Nun erschrak Murray, verhandelt mit den brabanter Ständen, und damit kein Blutvergießen geschehe, um wieder zu beruhigen und die Abgabe der Waffen in Güte zu erreichen, weicht

er gleich seinem Vorgänger zurück und läßt in einer Kundmachung am 20. Sept. die hauptsächlichsten Neuerungen im Namen des Kaisers fallen. Die Freiwilligen gingen, sowie dies verkündet war, auseinander, die Häuser Brüssels wurden aus Freude erleuchtet, in mehreren Städten ertönte das Tedeum.

Am 8. Oct. erfolgte Murray's Abberufung. Graf Ferdinand Trauttmansdorff kam als bevollmächtigter Minister, der sogleich am 27. Oct. Murray's Zugeständnisse zurücknahm und die Sprache des Despotismus führte, die man in Deutschland redete. Am 21. Nov. schlagen hiernach die Stände von Brabant die begehrten Beisteuern ab. Am 26. Dec. traf darauf Feldzeugmeister Graf d'Alton in Brüssel ein, ein roher Kriegsknecht, der den Befehl über die Truppen und zwar unabhängig von dem Minister erhielt. Er sollte Schrecken verbreiten. Wie hatte bis dahin das wiederholte Schwanken der Regierung in Brüssel auf die öffentliche Stimmung wirken müssen? Es ist klar, daß es ebenso wol erbitterte als ermuthigte, daß es die Hoffnung erregte und erhielt, in diesem Ringen zuletzt obzusiegen. Jetzt begannen Verfolgungen. Der Nacken der sich Sträubenden wurde gebeugt. Prügel und Landesverweisung wurde auf Beschimpfung der Beamten gesetzt (22. Nov. 1787). Das Generalseminar in Löwen ward, wie schon erzählt, am 15. Jan. 1788 von neuem eröffnet. Der ständische Rath von Brabant wird (am 22. Jan. 1788) zu einer Bekanntmachung fast gezwungen, indem d'Alton's Soldaten das sich zusammenrottende Volk auseinanderjagten und auf die Haufen schossen. Verhaftungen der Verdächtigen folgten und geschahen unter Aufläufen. Staatsstreiche sollten das Drama schnell zu Ende bringen. Im Hennegau „wagten" die Stände (namentlich auf Be-

trieb der Städte) „mit Halsstarrigkeit" die üblichen Steuern abzuschlagen. Joseph verhängte darauf ihre Vernichtung; er sprach von „seiner unumschränkten Vollmacht" (sa pleine et souveraine puissance!) und riß Stände und Verfassung nieder (7. und 30. Jan. 1789). Brabants Stände wurden nach vielen Mühen zur Geldbewilligung gedrängt. Die vertretenden Körperschaften standen denn doch nicht durchweg fest, wiederholt wichen ihre Mitglieder dem auf sie geübten Drucke, und gingen dann aus Trotz in kriechende Geschmeidigkeit über, was sie dem Kaiser nur verächtlicher machte, aber die großen Städte Brabants rafften sich doch immer wieder zu hartnäckigem Widerspruch. Des Landes Unmuth und Bestürzung betrachteten die Regierer mit großer Gleichgültigkeit. Die knechtischen Beamten spotteten über die „Patrioten", und Kaiser Joseph empfing Berichte von seinem vielbelobten Minister, die ihm versicherten, daß das Volk von seinen Irrthümern zurückkomme, daß in den Provinzen keine Bewegungen mehr entstehen würden, daß die gelegenste Zeit zu einem Staatsstreiche da sei. Der Regierungsanhang äußerte ungescheut: der Herrscher müsse, um den fortwährend sich erneuernden Misverständnissen ein Ende zu machen, die Landesverfassung aufheben. Joseph verhieß zwar dem Hennegau eine neue Verfassung zu „octroyiren" und brachte auch zur brabantischen Aenderungsvorschläge, die in dem Ständekörper mehr Städten Stimmrecht zuwiesen — wer aber hatte angesichts der letzten Ereignisse Lust in seine hingehaltene Hand einzuschlagen? Und nun, am 18. Juni, stellt Joseph zugleich an die brabantischen Stände das Ansinnen: in die dritte Kammer eine Vertretung der kleinern Städte aufzunehmen, schon die Uebereinstimmung der beiden ersten Kammern als Mehrheit, die ein Gesetz gültig beschließe, anzusehen, ihm das Recht

einzuräumen, ohne den Rath von Brabant die Gesetze bekannt zu machen und ihm ein für allemal die Abgaben zu bewilligen. Während alles um sie in Waffen steht und ihr Fortbestand bedroht ist, sollen sie berathen. Dennoch gaben sie der Welt ein Beispiel und sprachen: Nein! aus: da löst der Minister ihre Sitzung auf, läßt auf der Stelle mehrere Mitglieder der Stände (unter ihnen auch fünf Aebte) festnehmen und erklärt noch am selben Abende die Aufhebung der Staatsurkunde und die Abschaffung der Stände wie des Rathes von Brabant. Der „freudige Einzug", die Freiheitsbriefe des Landes waren gebrochen. Auf solche soldatische Weise kam man zum Ende.

Anfänglich ließ sich auch alles günstig an. Joseph war froh, die Hemmketten gesprengt zu haben, und überzeugt, daß mit der Zeit den Belgiern die Einsicht kommen werde, wie seine Neuerungen sehr wesentliche Verbesserungen seien und zu ihrer Wohlfahrt dienten. Dachte er doch nur an ihren Inhalt, nicht an sein Handeln! Sein Minister berichtete ihm: es könne nicht besser gehen.

Der 18. Juni war der Siegestag von Kollin. Am Tage vorher hatten die französischen Stände sich zur Nationalversammlung erklärt. Bald füllte sich Brüssel mit auswandernden Franzosen.

Der Verfassungsbruch und was mit ihm zusammenhing geschah nur unter vielen Widersetzlichkeiten und kleinen mitunter blutigen Aufläufen in mehreren Städten, in Löwen, Dornik, Thienen, Diest. Gar Mancher flüchtete und Misvergnügte wanderten in beträchtlicher Zahl aus. Die kaiserlich Gesinnten zeigten, als die Staatsstreiche fielen, eine Freude, welche nachträglich selbst Trauttmansdorff eine „unziemliche" genannt hat. Die gebietende Schicht dachte

gar nicht, daß es eine Volkskraft gebe.*) In ihrem Dünkel war schon das Bestehenlassen eines Rechtes ein Gnadenact von ihrer Seite. Trauttmansdorff urtheilte: Joseph habe sich wiederzunehmen gewußt die Rechte, welche der Schwäche seiner Vorfahren abgetrotzt worden.[27])**)

---

*) Als vom Sturme der Bastille die Kunde kam, schrieb Joseph an seinen Feldzeugmeister d'Alton: „les événemens aussi incroyables qu'inconcevables qui se sont passés en France", und es war in seinen Augen (Brief vom 14. Jan. 1788) eine insigne folie de vouloir lutter de vive force avec moi (Recuil de lettres originales de l'empereur Joseph au général d'Alton, Paris 1790, p. 4).

**) Proben der politischen Unfähigkeit oder richtiger gesagt der geringen Einsicht eines vielgerühmten Staatsmannes, des Grafen Trauttmansdorff, sind seine Berichte an den Kaiser über den Stand der Dinge in Belgien. So schreibt Trauttmansdorff z. B. nach dem Staatsstreiche, welcher die brabanter Verfassung tödten sollte, am 23. Juni 1789 an Joseph: „J'ai toujours de très bonnes nouvelles à donner à V. M. Nos affaires vont on ne peut pas mieux" (d. h. das Land stand am Rande einer Revolution!). „Nous aurons peut-être des petits embarras par-ci par-là . . . mais j'oserai presque répondre qu'il n'y aura pas de grands événemens et que nous rentrerons peu-à-peu dans le plein exercice de l'autorité souveraine qu'on a oblige V. M. de reprendre dans toute son étendue. On ne murmure pas, on ne parle presque pas de ce qui s'est passé, et dans six semaines il n'en sera plus question." — Sechs Monate später war Trauttmansdorff um seine Person in Sicherheit zu bringen, war d'Alton sammt seiner Mannschaft aus Brüssel geflohen, und unter Glockengeläut und Kanonendonner zog van der Noot ein.

Und man sagt uns noch immer, daß die Bilder der Vergangenheit über die Gegenwart Belehrung und Aufschluß geben! Den Verfassungsbrüchen unserer Tage ist die strafende Folge nicht auf dem Fuße nachgefolgt, wie damals in Belgien, weil sie über ein von starken Bewegungen bereits erschöpftes und in verzweifelnder

5) Der Abfall des Landes von der österreichischen Herrschaft.

Inzwischen stieg schon das Unwetter auf. Der Boden von Belgien sollte mit Blut befleckt werden. Einige Volksmänner unternahmen nach der Niederschmetterung der Stände die Bekämpfung des Herrschers und reichten dazu den Geistlichen die Hand.

Am meisten Aufsehen und Lärm machte als hartnäckiger und leidenschaftlicher Vertheidiger aller Landesrechte der, in den Jahren schon vorgerückte brüsseler Sachwalter Heinrich Nikolaus van der Noot, der Sohn des frühern (landesherrlichen) Ammans von Brüssel. Noot, geboren am Anfang des Jahres 1731, ein langer, hagerer Mann, von ausdruckslosen Zügen, geschult wie man es dazumal in Belgien wurde, war ein Rechtsgelehrter vom alten Schlage, der viel vom Römischen, Kanonischen und Lehnrechte innehatte, übrigens aber war seine Bildung äußerst mangelhaft, sein Geist geradezu beschränkt und kleinlich, seine Formen etwas roh und gemein. Sein Stil war schwerfällig, seine Art zu reden war die pausbäckige, grobe, die dem Haufen zusagt, indeß sprach er mit Feuer. Er war ehrgeizig und unermüdlich thätig, ein Ränke schmiedender, aufgeblasener, frecher Mensch. Noot wußte seine Person bemerklich und geltend zu machen, mengte sich überall ein, gab jedem einen Rath

---

Stimmung niedergeschlagenes Volk ergingen, aber langsamen Schrittes naht sie, pede poena claudo. Die Octroyirungen haben die Lebenswurzel der Mittelstaaten getroffen — und in Wien besaß man nicht die Einsicht, daß die vornehmste Bedingung zur Erhaltung der Staaten die Beseitigung der Octroyirungen und der Octroyirer war, und verwundert sich gar noch über die Ereignisse.

und wo er Gewalt besaß, legte er wegwerfenden Stolz an den Tag. Hervor trat Noot als Kämpe der Geistlichkeit in einer an die brabanter Stände gerichteten Denkschrift, vom 23. April 1787. *) Seitdem stand er im Vordergrunde. Er diente den Ständemitgliedern mit seinen Rathschlägen und hielt es ganz mit den geistlichen Herren, die in ihm ihren Mann erkennend ihn emportrugen. An einen solchen Mann schloß sich der gute Spießbürger, schloß sich die untere Menge an. Van der Noot hatte mehrere Schriftstücke im Namen der brüsseler Bürgerschaft abgefaßt und war auch sehr bekannt wegen seiner Declamationen und Verfolgungen, die auf ihn die Blicke lenkten und ihm Zutrauen schufen. Die Regierung sah in ihm den Hauptanstifter des Widerstandes und schickte im August 1788 1500 Soldaten ab, ihn aufzugreifen; er war aber noch zu rechter Zeit entkommen. Er floh nach London. In seiner Abwesenheit sprengten seine Verwandten aus, dort verhandele er für die Befreiung Belgiens. Dieses Gerücht, dem man um so eher Glauben schenkte, da die Regierung ihn durch Hinterlist auf englischem Boden aufzuheben suchte, verschaffte ihm von einigen städtischen Vorständen eine Vollmacht, auf die er noch einige Unterschriften gefälscht haben soll. [28]) Seitdem geberdete er sich als bevollmächtigten Minister und Agenten (Plenipotentiarius) des Volkes von Brabant, reiste in dieser Eigenschaft nach dem Haag und Berlin, wendete sich an die Mächte, die Joseph's Verhalten mit Eifersucht und Argwohn betrachtend diesem Ungelegenheiten wünschten, und schlug von seinen angeblichen diplomatischen Verhandlungen viel Lärm, glaubte vielleicht

---

*) Mémoire sur les droits du peuple brabançon et les atteintes y portées au nom de S. M. l'empereur et roi.

auch selbst aus Unkenntniß der Welt an die glatten Worte einiger Diplomaten, würde jedoch mit all seinem Getreibe nimmermehr etwas Namhaftes ausgerichtet haben. Dahin meinte er es bringen zu können, daß die Heere der Nachbarstaaten Belgien überzögen und es der Herrschaft Joseph's entrissen. In Berlin erhielt er das mündliche Versprechen, wenn das Land einen Aufstand durchführe, werde König Friedrich Wilhelm II. seine Unabhängigkeit anerkennen.

Das Heft des Widerstandes befand sich jedoch schon in den Händen eines ganz andern Mannes, vielleicht des Würdigsten, den Belgien aufzuweisen hatte. Des Kaisers herrische Art, seine und seiner Diener Tyrannei stieß die Männer zurück, welche in Belgien den neuen Ansichten huldigten. Die kleine Zahl der Liberalen in Brüssel wollte zwar wie Joseph Aufklärung verbreiten und strebte gegen dieselben Misbräuche an, welche dem Glücke der Menschen im Wege standen, aber während er mit Befehlen alles erzwingen wollte, träumten sie von Volksherrlichkeit und haßten die Willkür. Des Selbstherrschers entschiedene Feinde mußten sie nach ihren Grundsätzen werden. Sie näherten sich einander in den zunehmenden Wirren. Ihr Führer ward der Anwalt Vonck. Johann Franz Vonck war geboren im Jahre 1743, stand also in der Reife der vierziger Jahre. Vom philosophischen Geiste des 18. Jahrhunderts war er ergriffen. Er hatte sich durch bedeutende Studien gebildet, hatte die Römer und den Montesquieu nicht ohne Frucht gelesen. Trotz seiner schwachen Gesundheit entwickelte Vonck eine angestrengte Thätigkeit. Im übrigen war er der gerade Gegensatz eines Noot: dem Hohen nachtrachtend, aufrichtig und frei von Ehrgeiz, weitsehenden, überschauenden Blickes, bestimmt in seinen Entschlüssen, fest in seinem Handeln, durch und durch tugendhaft und tüchtig. Schriftsteller der verschiedensten Art

sprechen von ihm jedesmal mit dem Ausdrucke einer besondern Hochachtung; er selbst ist als Schriftsteller [29]) aufgetreten. An Vonck reihten sich noch einige wahre Vaterlandsfreunde, namentlich Simons, Verlooy, Herbiniaux, und auch mehrere Ehrgeizige; ein besonderer Gewinn war es für die um ihn sich formende Partei, daß sich zu ihr das Haupt des größten Handelshauses Nettines, der junge, stattliche Vicomte Eduard von Walckiers schlug, der den Geldunternehmungen der Regierung in den Weg trat. Während nun Noot auf das Einschreiten der fremden Mächte Hoffnung machte, hielt Vonck dessen diplomatisches Gerede für eiteln Dunst und wollte, daß der Belgier sich mit eigener Kraft befreie.

Den geistlichen Häuptern näherte sich Vonck. Denn nur, wenn die verschiedenen Kräfte gemeinsam wirkten, war Erfolg möglich.

Nach den Gedanken seines Freundes, des Sachwalters Verlooy, stiftete Vonck in Brüssel eine Gesellschaft: Pro aris et focis, welche die Erhebung vorbereitet. Zuerst sollen acht, dann zehn Männer sich zusammengethan haben*);

---

*) Zwei Vereinigungen scheinen in Brüssel bestanden zu haben, eine weitere als Niederlage für die erklärten Parteimänner, im Garten des heiligen Georg, zur Nachtzeit, wo bei den Verhandlungen Vonck den Vorsitz führte, und sodann von Auserwählten eine engere Zusammenkunft bei dem Wagenbauer J. Simons, welche eigentlich an der Spitze stand: J. Vonck, J. B. C. Verlooy, A. d'Aubremez, J. C. Torfs, t'Kint, J. B. Weemaels, Fisko, Le Hardi, d'Outrepont, d'Otranges, van Schelle, J. J. Chapel, J. G. Herbiniaux, von Brouwer, zwei Ehrgeizige Baron d'Howes und van der Hague, Walckiers. Forster (mit dem sich Borgnet unter Berufung auf das Journal général de l'Europe, 1790, I, 76, in Uebereinstimmung befindet) nennt als die acht Urheber des Bundes Pro aris et focis die Sachwalter Vonck,

jeder von ihnen beeidigte Pro aris et focis neue Mitglieder, diese wieder andere ohne sich gegenseitig zu entdecken. Vielmehr nahm jeder für den Verkehr in der Verbindung einen falschen Namen an, den er durch seinen Werber auch an die Bundeshäupter gelangen ließ, die daher allein das Gewebe der Verschwörung übersahen. Die ersten zehn hießen die Generale, jeder von diesen nahm zehn Obersten an, jeder Oberst zehn Majore und so weiter absteigend. Der Verband stellte sogleich eine Art Heer hin. Die Verbreitung ging rasch von statten. In Mecheln sollen in drei Tagen 3000 Menschen in die Verschwörung eingetreten sein. Löwens Einwohnerschaft war in einer Woche gewonnen. Nach wenigen Monaten soll die Anzahl der belgischen Carbonari auf 70000 betragen haben. In Flandern und in andern Provinzen wurden geheime Clubs eingerichtet und in Hasselt nahe an der Grenze der Kriegsausschuß bestellt. Vonck leitete als Obmann der Gesellschaft die Bewegungen und besorgte mit außerordentlicher Emsigkeit ihre Geschäfte. Er wage, sagte er, nur wenige Tage seines Lebens, das Schaffot werde ihm keine Schande sein. Dies begab sich ohne daß die Regierung davon erfuhr. Erst im October verrieth ein „Soldat" der Verschwörung, der Weinhändler Deridder, dem Feldzeugmeister d'Alton um den Preis von 15000 Fl. das Geheimniß, damals aber stand die Gesellschaft schon am Losbruch. Die Geistlichen sowie mehrere Kaufleute unterstützen die Unternehmung mit Geld. Auch

---

Verlooy, Torfs, t'Kint, Le Hardi, die Kaufleute Weemaels, d'Aubremez, den Ingenieur Fisko; Le Grand außer diesen noch den Sachwalter de Brouwer und den Bankhalter von Walckiers als die zehn Häupter. Den Kriegsausschuß in Hasselt stellten vor die Sachwalter von Brouwer und van den Eynde, die Kaufleute van der Linden und Robyns.

vom hohen Adel neigten mehrere Vonck's Partei zu, namentlich drei verschwägerte Große, der Herzog von Aremberg, dem der Kaiser seine erbliche Würde im Hennegau entzogen hatte, der Herzog von Ursel, der seine Dienststellung im österreichischen Heere später aufgab, und der Graf von der Marck, der als Grundbesitzer in Frankreich Mitglied der französischen Nationalversammlung war.

Die Zeitereignisse waren ungemein günstig. Denn sehr zu statten kam Joseph's Verfeindung mit seinen Nachbarn. Während er sich mit der russischen Zarin verband, nahmen die protestantischen Mächte, Preußen und England, eine feindselige Handlung wider ihn an, dergestalt, daß ein neuer Kampf zwischen Preußen und Oesterreich bevorzustehen schien. Ueberdies unternahm Joseph einen Krieg wider die Türkei — die Kriegserklärung erfolgte am 10. Febr. 1788 — die österreichischen Heere mußten folglich an der Donau streiten und waren sonach in der Ferne beschäftigt. Holland endlich schloß am 15. April 1788 ein Bündniß mit Preußen, Schweden griff Rußland an: ein großer europäischer Krieg schien im Anzug. Dazu kam, daß in der Nachbarschaft auch die Lütticher ihre alten Rechte von deren Räuber zurückfordernd in Empörung wider ihren Bischof aufloderten, der sich in die Flucht warf und die Ueberziehung seines lütticher Gebietes mit Reichstruppen betrieb. Vor allem aber und wol am meisten unterstützte die große Bewegung, die eben damals unter den Franzosen im Steigen war. Ihre Schwingungen erstreckten sich nach Belgien hinein. Am Beginn des Sommers 1789 war schon zu gewahren, daß in den Wirthshäusern kecke Reden geführt wurden wie in Frankreich. Ueber die Hergänge in Paris wurde viel und derb gesprochen. Die Bürger wurden inne, was ein Volk durch sich vermöge. Zettel wurden herumgetragen, auf denen zu lesen war: „Hier wie in Paris." Auf der

Seite der Regierung machte man sogar die Wahrnehmung, daß die Haltung der Soldaten französischen Geblütes Besorgniß erregend sei.

Die brabanter Stände waren auseinandergesprengt, jedoch ihre Mitglieder hörten darum nicht auf, sich als Ständeherren zu betrachten. In Breda, wie es scheint, hielt ein Theil derselben am 30. Aug. 1789 eine geheime Versammlung und richtete eine Mittheilung an alle Mitglieder („de par les états de Brabant à un chacun de leurs membres“ überschrieben) folgenden Inhalts: Jedermann wisse, daß ihre wiederholten Vorstellungen gegen die Ungerechtigkeiten und vielfältigen Grausamkeiten fruchtlos geblieben seien; es bleibe nur übrig, nach dem Beispiele der Holländer das Joch abzustreifen. Deshalb hätten sie sich an die fremden Mächte gewandt, welche in Anerkennung ihrer gerechten Sache schon Hülfstruppen in Bewegung gesetzt hätten, um ihre Ketten zu brechen, und demnächst werde die Regierung Versuche zu einem Ausgleiche machen. Man habe deshalb den Beschluß gefaßt, daß wenn einer oder der andere, an den die Regierung sich wenden sollte, dieser die Hand biete oder sich nicht zu den bei den auswärtigen Mächten geschehenen glücklichen Schritten bekenne, ein solcher den Unwillen des gesammten Volkes auf sich lade und als ein Verräther des Vaterlandes bestraft werden solle.

Vonck's und seiner Freunde Absicht ist, in Brüssel eine Kasse und an der Grenze ein Patriotenheer zu bilden. Beides gelingt. Prälaten und Edelleute verlassen wegen der vielen öffentlichen Störungen das Land. Gegen den Herbst 1789 wird die Auswanderung so allgemein, daß die Pässe ins Ausland verweigert, den Auswandernden Strafmaßregeln, Anstiftern Todesstrafe angedroht, Angebern 10000 Fl. als Lohn verheißen wurden. Durch dieses Flüchten

wurde das Zutrauen der Ruhigen auf den Bestand der Dinge nicht wenig erschüttert und die Unruhe in den Gemüthern gesteigert.

Die Verfolgten und Misvergnügten sammeln sich im Lüttichschen und auf holländischem Boden, bei Breda und Rosendal. In Breda finden sich mehrere Aebte und Mitglieder der gesprengten Stände zusammen und treffen Verabredungen. Die Patrioten bilden dort Truppenabtheilungen. Vonck sorgt mit den Seinigen, soweit er kann, für die Bedürfnisse, für Waffen, Bekleidung, Geld und sucht ein beliebtes Haupt zur öffentlichen Leitung und einen Feldherrn, der die Oesterreicher verjage. So sendet er den Anwalt Brouwer an Noot ab, um diesen zu gewinnen; van der Noot wollte aus Eifersucht anfangs sich nicht zu einer Vereinigung entschließen und sprach herabsetzend von einem Patriotenheer, bis er sah, daß Vonck ohne ihn vorging, und bis er das Versprechen von Vonck erhalten hatte, daß er sich noch fernerhin als Plenipotentiarius geberden dürfe und Vonck selbst niemals eine Stellung in der Regierung einnehmen werde, ein Versprechen, welches dieser ihm und dem Eupen nachmals in Breda (wo er erst am 19. Oct. erschien) wiederholte. Sowie Noot gewiß ist, daß Vonck nicht in seinen Weg trete, schlug er sich zu dem Unternehmen, unterzeichnete auch hernach die Absagungsurkunde gegen den Kaiser als im Namen des brabantischen Volkes. Sodann gewinnt Vonck den tapfern Obersten van der M e r s ch, einen zwar schon bejahrten Mann, jedoch bewährten Führer, der (1734 geboren) in französischen und österreichischen Diensten den Krieg kennen gelernt hatte, seit einiger Zeit im Ruhestand in seiner Vaterstadt Menen lebte und an dem Widerstande Westflanderns gegen die Josephinischen Maßregeln einen hervorragenden Antheil genommen hatte. Für den Fall eines unglücklichen Ausgangs verschrie-

ben diesem — am 6. Oct. — die Aebte von Tongerlo und Sanct-Bernard eine Schadloshaltung, und van der Mersch verlangte nun seine Entlassung aus allen dienstlichen Beziehungen zum Kaiser. In Breda wird ein „patriotischer Ausschuß“ von den Unzufriedenen gewählt, als dessen Haupt van der Noot galt. Am Rande von Belgien zog sich dergestalt eine schwarze Wolke zusammen, die sich bald zu entladen drohte. Die klerikale und die liberale Partei arbeiteten also gemeinschaftlich gegen die österreichische Regierung, zu ihrem Sturze.

Die österreichischen Regenten hielten sich indeß für ganz sicher und verfuhren ohne Scheu und Scham mit der ärgsten Rücksichtslosigkeit und Härte. Ein Regiment des Polizeimannes und des Soldaten lastete auf den Belgiern und wurde ihnen von Tag zu Tage bitterer verhaßt. Mit Herbeiziehung und Hülfe von Franzosen war schon 1788 ein Netz der Ausspäherei über das Land ausgeworfen und nun ward nicht blos auf straffällige Handlungen geachtet, sondern nach der Gesinnung geforscht und jeder, der nicht zu den Kaiserlichen hielt, als ein Verdächtiger angesehen, welcher bei Gelegenheit unschädlich gemacht werden müsse. Seit es in Frankreich unruhig wurde, war man in den Regierungskreisen der Ueberzeugung, daß man die allergrößte Festigkeit und Strenge an den Tag legen müsse, um das Gelüste zum Nachahmen der französischen Wirthschaft in Belgien auszutreiben, daß die geringste Nachgiebigkeit vom Uebel sei. Da die Reactionsmächte der Gegenwart auch diese abgestandene Weisheit aufgewärmt haben, so wird es nicht überflüssig sein, die damaligen Ansichten, deren Wirkung in ihrem Ausgange vor uns offen daliegt, aus dem Munde eines Mannes dieser Partei, aus den eigenen Aeußerungen zu vernehmen: man wird daraus ersehen, daß damals manche Leute genau ebenso sprachen

wie heute gewisse Leute, die für sehr klug gelten und großen Einfluß ausüben, ungeachtet sie in Wahrheit so beschränkt sind, daß sie in Staatsfragen gar kein Gewicht besitzen sollten. Es diene also als Beispiel, was am 25. Juli 1789 der Oberst Baron Bleckhem zu dem Präsidenten Staffart sagte und dieser beipflichtend gegen Trauttmansdorff wiederholte: „Que si on n'oppose point la plus grande fermeté et la plus grande rigueur dans le principe, que si on laisse entrevoir la moindre condescendance, on se verra forcé d'en venir à des extrêmités désastrueuses" ... Nach solchen Grundsätzen wurde wirklich verfahren und man ließ es an Nachdruck wahrhaftig nicht fehlen. Graf Trauttmansdorff besaß jenes gebietende Aeußere in seiner Persönlichkeit, welches nach dem Dafürhalten von Schwachköpfen zum Regieren und Herrschen nöthig ist, war aber doch blos ein Mann der kleinen Mittel, hatte also seine Stärke allenfalls im Hinausschieben und Zeitgewinnen, wenn dies gerade nutzte. Trauttmansdorff war eben ein Mann, wie ihn der deutsche Adel lieferte, auch hielt er es ganz mit den Edelleuten. In geselliger Verbindung blieb er fortwährend mit dem widerspenstigen Adel des Landes; in seinem Hause stand er unter dem Einfluß seiner frömmelnden Schwester. Natürlich waren da, wenn nicht die Edelleute dann die Pfaffen von allen Schritten der Regierung in voraus unterrichtet. Sonst war seine Sinnesart weder hart noch unfreundlich. Neben ihm und zwar selbständig stand der rohe Befehlshaber des Heeres Graf Richard d'Alton, ein durchgreifender Kriegsmann, der den Gegensatz zu Murray machte und alles wie ein Soldat beurtheilte. Er und Trauttmansdorff handelten nicht Hand in Hand, haßten sich und spannen widereinander Ränke, wodurch sie manchesmal sich gegenseitig lähmten. D'Alton ließ ohne weiteres jeden, der ihm verdächtig vorkam, durch

seine Soldaten aufgreifen, ohne sich im mindesten an die vorgeschriebenen Formen zu kehren, weil ja außerordentliche Maßregeln nothwendig seien: Trauttmansdorff beklagte sich endlich darüber bei dem Kaiser: alle Welt (schrieb er dem Kaiser) fürchte für sich Gewalt und mache sich davon, um der Einsperrung zuvorzukommen; er selbst würde durch nichts in der Welt vermocht werden können, in diesem Lande, wo man in seiner Familie, in seinem Bett nicht sicher sei, eine Viertelstunde zu weilen, wenn ihn seine Pflicht nicht festhielte. Und doch verfuhr auch Trauttmansdorff despotisch. An durchgreifenden Maßnahmen ließ er es nicht fehlen. Die reichen Einkünfte von zwölf Abteien wurden, damit sie den Zwecken des Aufruhrs nicht dienen könnten, unter kaiserliche Verwaltung (den 13. Oct.) gestellt. Am 17. Oct. erging an die Bischöfe ein Verbot sowol feierlicher Hochämter als öffentlicher Andachten, welche nicht hergebracht seien; man schrieb ihnen vor, wenn solche außerordentlich geschehen sollten, zuvor die Erlaubniß der Behörde einzuholen. Abwesende Mitglieder der Stände wurden für alle Zeiten Landes verwiesen. Das Standrecht ward verkündigt, auf geheime Angeberei so mancher Bürger ins Gefängniß geworfen. Die Kerker waren überfüllt. Am 19. Oct. wurde die Entwaffnung des Landes verhängt; in jedem Hause sollten die vorräthigen Waffen verzeichnet und diese den Unzuverlässigen weggenommen werden. D'Alton statuirte in einem fort Exempel — und doch sah man schon in Frankreich die Flammen lichterloh aufschlagen. Eine Unsicherheit herrschte unter dem kaiserlichen Scepter wie in Paris zur Zeit der Schreckensmänner. Durch den Kampf war Joseph in die ärgste Tyrannei gerathen. Sie erreichte ihr Aeußerstes in der Verordnung vom 23. Oct. 1789, nach welcher jedwede Sicherheit verschwand. Durch sie, mit der die österreichische Herrschaft gewissermaßen schließt, wurden

die richterlichen Formen abgeschafft, dem Angeklagten der Anwalt versagt und seine Freilassung von der Genehmigung der Regierung abhängig gemacht. Auf die leiseste Beziehung *) zu den Zeitereignissen konnte Todesstrafe verhängt werden. Jedermann erbebte vor Gerüchten, dumpfe Bestürzung herrschte in Brüssel. Noot's Auslieferung wurde verlangt, aber von den Holländern abgeschlagen. Vergebens suchte man durch List, selbst mit Verletzung des lüttichers Gebietes, seiner habhaft zu werden. Fünf brabanter Ständeherren wurden gefangen. D'Alton gedachte nun ebenfalls Vonck und Verlooy zu ergreifen, aber diese entschlüpften noch zu rechter Zeit, Vonck als Priester verkleidet. General d'Alton, der das Bevorstehen eines offenen Kampfes nicht verkannte, wollte es zum Angriffe von den Patrioten kommen lassen, um sie dann bequemer allesammt zu vernichten, nachdem ein Streifzug ins Lüttische erfolglos gewesen war, weil die dort sich sammelnde Patriotenbande zeitig genug nach Breda abmarschirt war. Graf Trauttmansdorff, im Besitze der hohen Regierungsweisheit, spöttelte. Wären nur erst einmal die Steuern beigetrieben (zu deren Erhebung die Behörde kein Recht, wol aber Gewalt hatte), so werde, meinte er [30]), alles gut sein. Seine einzige Sorge war die Einwirkung der fremden Mächte!! Es wäre dies unglaublich, wenn er es nicht selbst gestanden hätte. [31]) Das gewöhnliche diplomatische Spiel ging in Europa fort, da die Mächte (das oranische Haus, Preu=

*) „Même à la moindre relation directe ou indirecte aux affaires du temps soit qu'il s'agisse de pillage, sédition, ou autres crimes qui puissent d'une façon quelconque intéresser l'Etat" (Linguet, Code criminel de Joseph second ou instructions expéditives données aux tribunaux des Pays-Bas en Octobre 1789, Brüssel 1790, S. 20—22).

ßen u. s. w.) im Trüben zu fischen hofften. Doch hatte das letztere (wie es denn überhaupt wenig wirklich ausrichtet) nur insofern einige Bedeutung, als viele Belgier glaubten, sie hätten Hülfe von außen zu erwarten. Diese Minister, Generale und Diplomaten waren, bald zeigte es sich auch dem Blödesten, wahre Jammergestalten.

Nach unsern Berechnungen geht es selten in der Welt. Zu viele Bestrebungen wirken durcheinander, nach verschiedenen Richtungen, sich kreuzend, aufeinanderstoßend, als daß nicht eine jede aus ihrem Gange getrieben würde. Vonck hat das Unternehmen eingeleitet und verliert dennoch jetzt das Steuerruder. Zum Staatsschriftführer hat er nämlich den Peter Johann Simon van Eupen ernennen lassen. Van Eupen aber war sein Gegner und verfuhr alsbald Hand in Hand mit Noot, der an der Spitze des brabantischen Ausschusses von Breda der gesammelten Streitkräfte sich bemeisterte, in hohem Befehlshabertone sprach und den Vonck sachte beiseiteschob.

Van Eupen „das Genie der Empörung"[32]) war ein durchtriebener Heuchler. Dem sanften und frommen Gesichte des bleichen Blondins sah wol niemand so leicht an, wie verwegen dieser Mensch in seinem Innern war. Die heitere Miene, seine süßen Worte, selbst sein bedächtiges zögerndes Sprechen täuschten lange über seine Arglist und Verschmitztheit. Er war fein und gerieben und ausspähend; sittlich ganz und gar verkommen. Sein Geburtsjahr war das Jahr 1744. Die böse Welt wollte wissen, er sei des Cardinals von Mecheln natürliches Kind: dies ist höchst unwahrscheinlich, aber so viel steht fest, daß ihn dieser auffallend begünstigt hat. Eupen war Jesuit geworden, hatte sich nachher in Leipzig 1773 oder 1774 in freimaurerische Mysterien einweihen lassen, an denen er großen Antheil nahm. In

Antwerpen bekam er eine Stelle bei dem Bischofe und mit dieser den Bischof selbst. Er empfing die hohe Würde eines Großpönitentiarius und wurde unter dem dummen abergläubischen Volke wie ein Heiliger verehrt [33]) — bis die Verführung eines schönen Beichtkindes ruchbar ward und dessen Vater, der ein Mann von Rang war, die weltlichen Gerichte zu seiner Verfolgung antrieb. Noch bei zeiten gab ihm der Bischof, der ihn in dieser Zeit nicht decken konnte, eine Warnung; unser Eupen eilte über die Grenze und hatte fortan von Belgien nichts mehr zu hoffen. Ihm war also persönlich an einem Umsturze gelegen und er arbeitete auf ihn los. In Breda schmeichelt er dem eiteln Noot [34]) und wird sein Gebieter. Der schlaue Mann fand in dem geschäftigen, lärmenden Noot die Puppe, die er nach seinen Eingebungen vor dem Volke handeln lassen konnte und schlimmstenfalls preisgeben mochte. Dieser Eupen, der wie mit den Prälaten so mit den Edelleuten es hielt, ward alsbald die Seele des Ausschusses in Breda.

Als die Hauptsachen in Ordnung waren, trieben die Leiter der Verschwörung Pro aris et focis die jungen Leute des Landes nach Breda, ins Lager. Dort mußte sich in den umgebenden Dörfern die Mannschaft aus Belgien ansammeln. Die Mahnung der Vonckistenleiter unterstützte der Zuspruch des Beichtvaters. In welchem Umfang das Verlassen des Landes erfolgte, kann das Beispiel der Stadt Namur zeigen. Dorthin kehrte am 5. Oct. der Gerichtsbeamte (Fiscal du Souverain Baillage) Lecocq zurück, sowie drei Tage später Baron Weyder; diese brachten den Befehl zum Aufbruch. Darauf erfolgte vom 6. Oct. an der Auszug und schon am 15. Oct. zählte die Polizei beinahe 300 junge Leute, die Namur verlassen hatten [35]); gleichzeitig wurden Gerüchte ausgesprengt, eine Plünderung

der Häuser sei von den kaiserlichen Soldaten zu befahren. Nach dem Abzuge der jungen Leute bekam dennoch eine Weile alles ein ruhigeres Aussehen.

Die Kräfte in Breda waren nicht gerade sehr erheblich. Man hatte ein paar tausend Franken in der Kasse, ein paar tausend Leute zusammengebracht und beschloß nun im Vertrauen auf die Bewegung im Lande selbst die Eroberung zu unternehmen. Sehr vieles mangelte freilich. Man besaß keine Reiterei und keine Geschütze. Gemeinschaftliche Waffenübungen hatten gar nicht oder nur in höchst geringem Maße stattgefunden, soldatisch geschulte Befehligte standen van der Mersch auch nicht zur Verfügung. Der Vorrath an Pulver und Blei war gering; Speicher mit Lebensmitteln hatte man gar nicht. Unverstand und Nachlässigkeit des Ausschusses in Breda erschwerten dem van der Mersch seine Aufgabe sehr. Mehrere Führer, mehrere Aebte verzweifelten daher bald an dem ganzen Beginnen: indeß Vonck wollte kühn es wagen, wenn er es auch gern noch ein paar Wochen hinausgeschoben hätte.

So wird denn zur That geschritten. In einer Kundmachung — deren Eingang, merkwürdigerweise den Schriften Holbach's entnommen, die Unvergänglichkeit des im Volke ruhenden Rechtes über sich zu bestimmen an die Spitze stellte — wird vom „brabantischen Volke" dem Kaiser Joseph der Gehorsam aufgekündigt; der verfassungsbrüchige Herrscher wird der landesherrlichen Würde über Brabant, als einer verwirkten, verlustig erklärt, und den Belgiern verboten, sich seines Namens fernerhin noch zu bedienen. In späterer Zeit hat der belgische Minister Nothomb staatsrechtlich nachgewiesen, daß die Brabanter zu diesem äußersten Schritte gar wohl befugt gewesen sind.

Am 24. Oct. 1789 geschah der Einfall der Mis=

vergnügten in Belgien, welches gegen zwanzigtausend österreichische Soldaten besetzt hielten. Der Feldherr der Patrioten, van der Mersch, führte ein paar tausend zusammengeraffte Leute ins Brabantische, großentheils Gesindel, welches sehr eifrig für den Glauben, aber eben nicht von der musterhaftesten Aufführung war. Von ihm selbst erfahren wir, wie sich beim Auszuge alles im übelsten Zustande befand. Kaum stand das kleine Heer — 2800 Mann — auf belgischem Boden, als es panischer Schreck befiel und es sich auflösen wollte. Mersch verzweifelte fast. Auf einen bloßen Schuß war der Haufe nahe daran zu fliehen. In Hoogstraten drückt ein Mann aus dem Volke ein Gewehr auf die Einrückenden ab: da schießt gleich die ganze Schar in einem fort ohne Ordnung und ohne Ziel, bis sie selbst in Verwirrung geräth und die meisten die Waffen wegwerfend davonlaufen. Die Führer thun das Aeußerste und wie sie mit 140 Mann, die sie glücklich wieder gesammelt hatten, im Städtchen sind, finden sie 22 österreichische Soldaten, die — sich zurückziehen. Nach ein paar Tagemärschen glaubte der belgische Heerhaufe sich verloren. Mit großer Mühe hielt Mersch's Geistesgegenwart ihn zusammen. Das war die Mannschaft, welche die Einwohner zum Aufstand ermuthigen sollte! Und dennoch siegte sie!

Die politische Erkenntniß war damals in Deutschland noch so sehr in der Kindheit, daß jedermann das ganze Unternehmen für „weiter nichts als die verzweifelte und planlose Raserei einiger Strudelköpfe" ansah. Ja im Angesicht der Revolution glaubte der österreichische Oberbefehlshaber an keine ernste Gefahr. D'Alton schrieb noch den 7. Nov. an Trauttmansdorff: „er brauche sich nicht um die angebliche Gefahr, die nicht da ist, zu bekümmern. Ich wiege mich in Sicherheit." [36]) Seine Obersten verhießen

ihm mit tausend Soldaten ganz gut 15000 Patrioten in die Flucht zu jagen.

In bewegten Zeiten schreiten die Ereignisse rasch vorwärts. Mersch vermied eine offene Feldschlacht, aber empfing am 27. Oct. in der Stadt Turnhaut den feindlichen, von Lier her auf ihn losrückenden Heerführer Schröder und trieb ihn nach einem mörderischen Straßengefecht zurück. Schröder verlor viele Leute, ward selber verwundet und ließ drei Geschütze im Besitze der Patrioten. Mersch hielt sich als geschickter Taktiker im Felde, obschon ihn der Heerführer d'Arberg einmal nach Holland zurückdrängte, und gewann durch Märsche und Schwenkungen Zeit und Raum für den Aufstand im Lande. Einige glückliche Handstreiche hoben die Zuversicht. Allerorten fand das Patriotenheer die lebhafteste Unterstützung bei der Bevölkerung, die sich bewaffnet erhob. Der turnhauter Sieg flößte ihr Vertrauen ein. Mönche waren thätig als gestiefelte Apostel. Aufstände erfolgten an verschiedenen Orten. Ein Trupp Patrioten zog gegen Namur an. Von Namur rückte Oberst Baron Bleckhem entgegen, traf ihn bei Dinant und zersprengte ihn, aber vorher hatte Bleckhem Verstärkung verlangt und so war die Besatzung von Bergen (Mons) ihm zu Hülfe ausgezogen; unterwegs erhielt sie Gegenbefehl. Als sie vor Bergen wieder anlangte, fand sie die Thore verschlossen und die Bürger in Wehr und zog vor den Mauern am 21. Nov. ab.

Den Ausschlag gab Flandern. Vonck hatte gleich anfänglich verlangt, daß das Heer unter Mersch nach Flandern sich wende, um hier einen Stützpunkt gegen die Regierung zu Brüssel, die natürlich in Brabant ihre größte Stärke besaß, zu finden, und Mersch theilte seine Ansicht: allein der bredaer Ausschuß verwarf sie, wie behauptet ward

aus Eifersucht gegen Flandern, damit dieses nicht die erste Rolle bekomme, und gebot vielmehr dem Feldherrn den Einfall ins Brabantische. Nachdem Mersch in Brabant festen Fuß gefaßt hatte, nannte sich der Ausschuß „die Stände von Brabant". Diejenige Patriotenbande indeß, welche sich bei Rosendal gesammelt hatte, war ins Flandrische geworfen worden. Mehr als ein paar hundert Aufständische waren es nicht. Sie hatten anfangs Lillo genommen, waren dann vor den Oesterreichern zurück über die holländische Grenze gewichen, und brachen später, als die meisten österreichischen Truppen sich aus Flandern nach Brabant gezogen hatten, zum zweiten male ein, geführt von dem französischen Major Devaux. Sie erschienen am Morgen des 13. Nov. vor Gent und drangen kämpfend ein. Die Genter standen sogleich auf und schlugen sich gegen die österreichischen Truppen. Oberst Lunden hielt nur noch die Kaserne. Arberg brachte schleunigst Hülfe, besetzte die Feste von Gent, machte Ausfälle, schoß auch auf die Stadt, sodaß 27 Häuser in Brand geriethen, allein die Mannschaft in der Kaserne unterlag dem Ansturm, Lunden mit seinen Leuten wurde gefangen, und Arberg, sich außer Stande sehend etwas auszurichten, an Lebensmitteln und auch schon an Schießbedarf Mangel leidend, räumte in der Nacht vom 16. zum 17. Nov. die Feste. Viel Blut war nicht geflossen. Auf belgischer Seite hatten nur 80 Menschen in diesem Kampfe das Leben verloren. Gents Einnahme durch die Patrioten war entscheidend. Das Erscheinen einer Hand voll schlechtbewaffneter Patrioten vor Brügge genügte, um den Aufstand der Bürger herbeizuführen; die dortige Besatzung ergab sich. Ostende fiel auch zu, andere Orte gleichfalls. Die vormaligen Freiwilligen von 1787 waren auf einmal überall wieder da, und wer noch in Unentschlossen=

heit gezaudert hatte, schlug sich jetzt zu den Patrioten. Auf der Stelle versammeln sich nun die Stände von Flandern in Gent und auch sie kündigen am 23. Nov. dem bisherigen Grafen von Flandern — Joseph — den Gehorsam auf. Sie beschließen eine Aushebung von 20000 Mann, erklären den Provinzialrath für selbstherrlich und erneuern die alte Einung mit den Ständen von Brabant. Die Aenderung der Ortsobrigkeiten erfolgte sofort. In Ostflandern schickte die Ständeversammlung, in Westflandern, wo es keine Stände gab, der aufständische Ausschuß zu Gent, der sich Comité patriotique général des Pays-Bas nannte, Bevollmächtigte mit einer Freiwilligenschar aus, welche allerorten mit den vorhandenen Ausschüssen in Verkehr traten und die kaiserlich gesinnten Beamten absetzten. Die Bürgerschaften in Dornik und Gent brachten die Gemeindeverwaltung in den alten freiern Stand, welchen diese gehabt hatte, ehe Karl's V. freiheitsfeindliche Regierung ihre Gerechtsame schmälerte. Die österreichische Herrschaft ging zu Ende.

Die kaiserlichen Gewalthaber in Brüssel verdoppelten, als der Krieg losbrach, ihre Strenge. D'Alton suchte sich der Personen des Cardinals Franckenberg und des Bischofs von Antwerpen zu bemächtigen und ließ den erzbischöflichen Palast besetzen; beide hielten sich verborgen; Franckenberg versteckte sich bei einem Krämer in Brüssel. Fast alle übrigen Bischöfe des Landes begaben sich entweder über die Grenze oder zogen sich in irgendeinen abgelegenen Ort ihres Sprengels zurück. Trauttmansdorff richtete nun am 28. Oct. einen offenen Brief an den Cardinal, welcher ihm die Absetzung von allen seinen weltlichen Würden und den Verlust seines kaiserlichen Ordens anzeigte. Die Thore von Brüssel wurden gesperrt und Geschütze aufgefahren.

D'Alton's Bekanntmachungen drohten alle aufrührerischen Ortschaften, ja sogar solche Plätze, in denen sich einige Bewohner zum Widerstande gegen die Truppen Sr. Majestät waffneten, in Brand zu stecken und in Asche zu verwandeln, allein der Verlauf der Ereignisse machte bald wider Erwarten offenbar, daß er mit seinem Heere so gut wie gar nichts ausrichtete. „Man kann keinen Schritt thun", berichtet der kaiserliche Feldherr an seinen Herrn [37], „ohne auf einen Feind zu stoßen, der um so gefährlicher ist, da er meist verborgen bleibt." Der Abfall der Bürger, das Ueberlaufen der Soldaten riß von Tag zu Tag mehr ein. Ueberall herrschte Unruhe. Wo die Regierung noch vor kurzem vollkommen sicher zu sein gewähnt hatte, sah sie jetzt mit Schrecken aufwallende Gärung. Nirgends fand sie einen festen Halt. Sie ward inne, daß ein großer Theil der Beamten aufhörte zuverlässig zu sein, weil auf diese die Furcht einwirkte, sich der Rache der Aufständischen auszusetzen. Ihre treuen Diener erfuhren auf den Straßen Schmähungen. Sogar im Heere wollte die alte Zucht nicht vorhalten. Schon seit geraumer Zeit hatten die Patrioten und die Pfaffen die Soldaten bearbeitet und nicht wenige mit Geld verführt. Die Weisungen, welche die Regierung abschickte, wurden aufgefangen und den Patrioten bekannt.

Der rücksichtslose Uebermuth schlug in Verzagtheit um. Trauttmansdorff suchte Rettung im Nachgeben. Alles zugestehend hoffte er des Landes noch Herr zu bleiben. Am 20. Nov. macht er die Aufhebung des Seminars in Löwen bekannt und zeigt an, daß der Kaiser über die Einsperrung vieler Unschuldigen bekümmert, den gemessensten Befehl gegeben habe, niemand zu verhaften, außer nach den gesetzlichen Vorschriften, damit die persönliche Sicherheit gewährleistet sei; am 21. Nov. nimmt er in des Kaisers Namen

den die brabantische Verfassung umstoßenden Erlaß zurück, am 25. verkündet er allgemeine Begnadigung und Berufung der Stände auf den alten Fuß.

Es war zu spät — die Ereignisse waren schon zu weit vorgeschritten. Zwar zeigte van der Mersch Geneigtheit zu einer Ausgleichung; denn er wünschte Blutvergießen und Zerstörung von dem Lande abzuwenden, erwartete auch von einer unbeschränkten Herrschaft der alten Stände kein Heil und ließ als ein kluger Mann die denn doch vorhandene Ungleichheit der Kräfte nicht unerwogen, allein die Geistlichen mochten schlechterdings von keiner Uebereinkunft hören. Und man muß gestehen, daß auf eine Nachgiebigkeit, die schon zweimal verheißen und keinmal gehalten worden war, deshalb weil sie erst in der Noth zum dritten mal angeboten wurde, verständige Männer sich kaum verlassen konnten, wofern sie nicht zugleich gewichtige Bürgschaften erhielten. Indeß zog Mersch aus den angesponnenen Unterhandlungen doch großen Nutzen.

Er hatte am 25. Nov. Diest eingenommen und darnach Thienen, aber d'Alton zog mit der Stärke seines Heeres gegen ihn an und konnte ihn möglicherweise erdrücken. Mersch sah sein Unterliegen voraus und schlug ihm Waffenstillstand bis zum 13. Dec. vor, räumte Thienen. Oesterreichischerseits ließ man sich bei der jetzt eingenommenen, ebenfalls fehlerhaften Haltung auf den Waffenstillstand (am 2. Dec.) ein, über den andererseits der bredaer Ausschuß höchst ungehalten war, indem dieser nicht begriff, daß van der Mersch durch ihn sein schwaches Heer einer sehr großen Gefahr entzog. Die Bewegung im Lande wogte ja doch fort.

Die Verwirrung auf beiden Seiten war arg. Die Regierungskreise mußten durch Joseph's jetzige Weisungen: mit den Verhaftungen einzuhalten und Blutvergießen zu

vermeiden, anstatt dessen zu beschwichtigen und zu besänftigen, vollends irre werden. Der Vicekanzler Graf Philipp Cobenzl, welchem am 28. Nov. der Kaiser unumschränkte Vollmachten über die Niederlande ertheilte, wendete sich mit Betheuerungen an den Erzbischof und schrieb an d'Alton: „Jeder Mann, der auf der einen oder der andern Seite fällt, ist ein Verlust für den Staat und vermehrt die Erbitterung." Was sollte mit einer solchen Vorschrift in der Tasche der Heerführer thun? In Wien stellte man sich vor, es gelte die Ordnung herzustellen oder zu erhalten; in Belgien aber wurde Krieg geführt. Die Soldaten bekamen demnach in Brüssel Befehl, mit den Bürgern schonend umzugehen; die regierenden Männer aber, schon vorher betäubt, handelten nunmehr vollständig kopflos. In Plätzen, wo die Patrioten die Oberhand hatten, stellten sich vielfach freche Lumpe und Abenteurer an die Spitze: es ist das ein Verhängniß der Umwälzungen. Wo die Oesterreicher herausgetrieben sind, da stürzt alles Volk in die Kirchen und sinkt vor den Altären nieder; hernach folgen Bälle, Beleuchtungen und Volkslustbarkeiten. Die erste Sorge war, die von Joseph's Dienern aus den Kirchen genommenen Heiligenbilder von dem Rathhause zu holen und sie unter Pauken- und Trompetenschall an ihre vorige Stelle zu setzen. Meistens ergriffen dumme, rohe und heuchlerische Menschen das Heft, die jeden einsperrten, der ihnen misfiel. [38]) Die wahren Vaterlandsfreunde schauten nicht unbesorgt in die Zukunft. Ein Beweis dafür ist ein Schreiben des Grafen von La Marck. Dieser hatte aus Paris am 22. Nov. dem bredaer Ausschuß seine Dienste angeboten; ohne Antwort gelassen richtete er sich am 10. Dec. an den Ausschuß in Gent, indem er als sein Ziel einen freien Bundesstaat angab und erklärte, seinerseits niemals zuzulassen, daß sein Vaterland an einen andern Staat oder

einen andern Fürsten übergehe oder daß die Umwälzung zum Vortheil „einiger untergeordneten und treulosen Ehrgeizigen“ ausschlage. [39]) Daneben ist jedoch hervorzuheben, daß wilde Ausschreitungen der Habsucht und Zerstörungswuth, des Hasses und der Rache gar nicht oder doch selten vorfielen, daß Mordthaten, Einäscherungen, Plünderungen, Vorfälle, die doch bei einer Auflösung der Staatsordnung zu gewärtigen waren, diese Erhebung nicht befleckt haben. Das Volk bewies sich gesitteter und gutartiger, als diejenigen voraussetzten, die ihm nur eine Bewegung in Zaum und Zügel gestatten wollten.

Am 10. Dec. empört sich Brüssel. Etwa tausend Patrioten — die alten Freiwilligen von 1787 — sind in ihrem Garten versammelt, Walckiers hält ihnen eine entzündende Rede. Eine Vettel, die Pineau, mit der Noot gelebt hatte, ein lebhaftes kühnes Weib, wiegelt inzwischen den Pöbel auf, dessen Befehl nachher der Freiherr Vanderhague (Haeghen) führt. An die Soldaten ward mit freigebiger Hand Geld ausgetheilt. Von der Gudulenkirche soll der Aufstand ausgehen. Nachdem der Priester das Hochamt gehalten, springen die Patrioten auf die Bänke und werfen die brabanter Cocarde unter die Menge, welche die Männer am Hut, die Weiber am Busen befestigen. Ein Jubelgeschrei bricht los. „Freiheit! Freiheit!“ tönt es in der Kathedrale, und ein Priester steigt mit der Cocarde auf die Kanzel und donnert gegen den Nero in Wien. Er ruft auf zur Vertheidigung des Glaubens und ertheilt allgemeine Absolution. „Deus noster refugium et virtus“ wird zum Schlusse angestimmt, an die aus der Kirche Herausströmenden werden an der Sakristei von den Verschworenen Waffen ausgetheilt. Die Haufen, die tobend unter aufrührerischem Geschrei die Straßen durchziehen, fordern alle Posten und Wachen zum Uebergehen auf. In der Nacht

hielt der geheime Ausschuß Sitzung, Vonck und Verlooy verlangten in der Besorgniß, daß d'Alton Brüssel in Brand stecken möge, noch einigen Aufschub, aber sie wurden überstimmt. Am andern Tage begann der Kampf. Bauern kamen vom Lande um zu helfen. Es zahlten wenige mit dem Leben, obschon viel geschossen wurde. Die Soldaten gehen für Bier und Geld zum Aufruhr über, verlassen ihre Posten, begeben sich allenfalls mit den zu ihrem Angriff herankommenden Patrioten gemeinschaftlich in die Schenken, schießen sogar von den Wällen mit den österreichischen Geschützen auf die rathlosen Oesterreicher, die in die obere Stadt gedrängt werden — und am 12. Dec. ziehen Generale, Minister, Offiziere, Beamte aus Brüssel flüchtend ab. Siebenunddreißig leere Wagen schickten sie nach Luxemburg: 3 Mill. Fl. im Schatz ließen sie zurück, sammt den wichtigsten Staatspapieren, selbst den Briefen des Kaisers. Auf dem Wege nach Luxemburg traten noch sehr viele Soldaten aus den Reihen. Am 17. Dec. besetzte van der Mersch Namur.

Von den österreichischen Niederlanden hatte die Regierung nur das luxemburgische Land, welches ruhig geblieben war, behauptet. Aus Mecheln, Löwen und auch aus der Feste von Namur zogen die Besatzungen ab; österreichische Truppen standen bald nur noch in der Feste Antwerpen, in der sie bis zum 29. Jan. 1790 ausdauerten.

Als Kaiser Joseph die Nachrichten von den Vorgängen in Flandern erhielt, begriff er sogleich mit klarem Blicke deren volle Bedeutung. D'Alton wurde vor ein Kriegsgericht nach Wien gefordert: d'Alton verschluckte nachmals, der Verurtheilung zuvorzukommen, wie man erzählte, Gift.[40]) Für den Augenblick übernahm die Trümmer seines Heeres der alte Bender, bald langte ihn zu ersetzen Ferraris an. Nicht blos Belgien, auch Ungarn war in Aufruhr gerathen, fast

alle europäische Staaten waren feindselig: Joseph hoffte nicht mehr, gegen die Schwierigkeiten mit Gewalt fortzukommen, und wollte nun versuchen, ob es in Güte wieder gehe. Am 14. Dec. erschien Ferraris in Brüssel, wo er keine Gewalt mehr antreten konnte, mit den Anerbietungen, die Joseph machte, und trat in Verkehr mit dem Ausschuß, der jetzt in Brüssel das Heft besaß. Zuerst wollte dieser in keinen Verkehr mit Ferraris sich einlassen; erst auf sein wiederholtes Andringen ordnet er, um sich mit ihm zu benehmen, den genter Domherrn von Bast und nach Ferraris' Verlangen den Freiherrn van der Haeghen ab. Joseph erbot sich zu einer allgemeinen Begnadigung, von der blos der mechelner Erzbischof, van der Mersch und van der Noot ausgenommen seien, zur vollständigen Wiederherstellung des Freiheitsbriefes vom „freudigen Einzug" in allen seinen Bestimmungen, zur Wiedereinsetzung der Stände und sogar zur Berufung einer allgemeinen Versammlung (assemblée nationale), ferner erbot er sich sein löwener Seminar fallen zu lassen und zu gestatten, daß die Bischöfe die geistliche Zucht führten, sowie die Religionskasse verwalteten, seine bisherigen Bevollmächtigten wollte er abberufen, indem Graf Cobenzl an Trauttmansdorff's Stelle trete, ferner sollten im Lande 30000 Soldaten, zu zwei Drittheilen Belgier stehen, die von Belgien zu unterhalten seien, endlich sollte die Feste von Antwerpen geschleift werden. Frühere Zugeständnisse hatten die Statthalter und Minister zwar in seinem Namen, aber wider seinen Willen gemacht, diese brachte er selbst entgegen und insofern hätte man wohl auf sie vertrauen können. Alles zeigt: Joseph sah sich besiegt.

Hegte aber Joseph die Hoffnung, die Belgier würden ihm gehorchen, wenn er in seiner Bedrängniß wiederherstelle, was er vorher in seiner Machtfülle umgeworfen, so

täuschte er sich bitter. Seine väterliche Kundmachung, die sein Bedauern ausdrückte, glitt an den erbitterten Gemüthern ab. Die Prediger verglichen den alten Landesherrn mit Judas und verdammten ihn zu allen Teufeln.

Seine Bedingungen wurden verworfen. De Bast brachte folgende Gegenvorschläge: Joseph entsagt der Herrschaft über die belgischen Lande (Luxemburg mit inbegriffen) und räumt alle noch besetzten Festungen, wird aber in seiner Eigenschaft als Kaiser des Deutschen Reiches als der Schutzherr des belgischen Freistaates anerkannt. Außer einem Gesandten darf er im Lande jedoch keine Beamten haben, das Land zahlt ihm als Kaiser und Schutzherrn jedes Jahr 5 Mill. Fl., wofür er ihm auf sein Verlangen Beistand gewähren muß. Auf solche Bedingungen mochte und konnte Ferraris nicht verhandeln; er verließ auf der Stelle Brüssel.

Am 18. Dec. zog van der Noot mit van Eupen in Brüssel unter großem Zujauchzen des Volkes ein. Er feierte einen Triumphzug. Der ihn begleitende Ausschuß von Breda erschien wie sein Gefolge. Er war der Gefeierte, hieß der neue Gideon. Dem eiteln und auf des Volkes oberflächliches Auffassen rechnenden Manne war an prunkenden Schaustellungen viel gelegen. Der Cardinal-Erzbischof kam sogleich zum Vorschein und die Stände von Brabant versammelten sich ohne Verzug, schon am folgenden Tage, luden, am 20. Dec., die verwandten Lande ein, der mit Flandern getroffenen Einung beizutreten und erklärten am 26. Dec. sich für unabhängig und als des Landes Hoheit (Souverän).

Der Ausschuß in Brüssel, welches bis dahin die Bewegung der Brabanter betrieben und geleitet hatte, war durch das Auftreten der alten Landesvertretung in Schatten gestellt: nunmehr waren es die ständischen Herren, welche

die Zügel erfaßten. Schon am 19. soll in Noot's Hause eine geheime Berathung zwischen Franckenberg, van Eupen, du Vivier, dem Bischof von Antwerpen, sieben Aebten, einigen Grafen und Baronen und mehrern Gehülfen gepflogen worden sein, in welcher die Abrede genommen ward, gemeinsame Sache wider jede weitere Neuerung zu machen. In Flandern und im Hennegau wollten die Stände nur einstweilen die alten Formen aufrecht halten, während sie in Brabant fest bei ihnen beharrten. Abgeordnete der befreiten Länder stellten sich bald in Brüssel auf die am 20. Dec. an sie gerichtete Einladung ein und nur die limburgischen (Wildt u. a.) sollen anfänglich Schwierigkeiten erhoben haben, den brabanter Beschlüssen, wonach die Stände der Hoheit sich zu bemächtigen hatten, beizutreten, sollen aber auf die Drohung zweier brabanter Grafen, sie aus den Fenstern zu werfen oder dem Pöbel zu überliefern, ihre Bedenklichkeiten unterdrückt haben. Die Brabanter rissen die aus den Provinzen kommenden Ständeherren mit sich fort; sie waren sich klar über das, was sie wollten. Während der großen Erregung, in der alles wallte, gedachte der Rath von Brabant — eigentlich ein Gerichtshof, aber in der frühern Zeit Wächter der ständischen Verfassung und befugt zur Einberufung der Stände — nach der jetzt veränderten Lage, das gesammte Volk zu Wahlen zusammenrufen; doch seinen Schritten zuvorkommend verhandelten die brabanter Ständeherren mit ihm und hielten ihn davon durch Zugeständnisse zurück. [41]) Sowie dies geglückt war, erfolgte am 31. Dec. im brüsseler Rathhaus eine neue Eidesleistung der brabanter Stände vor dem Rath von Brabant. Sie beschworen die unverletzliche Aufrechthaltung des Glaubens und der Verfassung und der Rath von Brabant huldigte ihnen. Am Abende dieses Tages war dann die Stadt festlich erleuchtet und im Schauspiel-

hause, bei der Aufführung von „Der Tod Cäsar's“ wurde dem Heinrich van der Noot als dem Befreier Belgiens — von den Schauspielern — während des Beifallsgeschreies der Anwesenden eine Bürgerkrone aufs Haupt gesetzt. Die brabanter Staatsumwälzung war am Ende des Jahres 1789 vollbracht.

6) Der belgische Freistaat. Kampf der Vonckisten und Vandernootisten.

In Brüssel vereinigen sich am Anfang des Jahres 1790 Abgeordnete der Stände von Brabant, Flandern, Limburg, Geldern, dem Hennegau, Namur, Dornik und Turnäsis, Mecheln, an Zahl 53, stellen sich nach dem Beispiele Hollands am 7. Jan. als Generalstaaten hin und sprechen am 10. Jan. ihren beständigen und unwiderruflichen Bund aus. Sie gaben ihrer Verbindung den Namen: das vereinte Belgien (Etats belgiques unis). Die Bundesverfassung, die sie am 11. Jan. dem Lande ertheilten und die von den einzelnen Ständen der genannten Landschaften nachher angenommen wurde — Limburg allein schob bis Mitte März die Annahme hinaus — erklärte für gemeinsam alle Bezüge zum Ausland, das Heer und die Festungen, sowie die Münze: den Landen verblieb ihre innere Verfassung; sie geben jedes als ein Ganzes ihren Beitrag für die allgemeinen Bedürfnisse. Als höchste Obrigkeit stellen sie gemeinsam eine Versammlung (Congrès souverain) hin, welche von den Landständen nach Maßgabe ihres bisherigen Steuerbeitrages zu bilden ist. Sie sollte aus 90 Mitgliedern bestehen, von denen danach 22 auf Flandern, 20 auf Brabant entfielen, sodaß, da nach Provinzen gestimmt wurde, dieser beiden Gewicht, wenn sie zusammenhielten, nahezu durchschlagend ausfiel. Streitigkeiten soll ein Schiedsgericht erledigen, unter dessen Ausspruch auch diese oberste Ver=

sammlung sich beugen müsse. Bürgerliche und soldatische Gewalt soll nie in einer und derselben Person zusammengelegt werden. Soldaten ebenso wie solche, die vom Ausland ein Amt, oder Gehalt oder einen Orden annehmen, waren vom Congreß ausgeschlossen. Bekannt wurde der katholische Glaube und dem Congreß die Verbindung mit dem Papste auferlegt. Einstweilen nahmen die versammelten allgemeinen Stände oder Generalstaaten die öffentlichen Angelegenheiten in die Hand.

Die Strömung gegen den Josephinismus war reißend. In Löwen wurde das Gebäude des Generalseminars niedergebrannt und kein Stein von ihm gelassen. Auf seiner Stätte ward zum Angedenken eine Säule errichtet. Alles trat zurück in den Zustand vor den josephinischen Neuerungen.

Tief erschüttert ward Joseph inne, daß er vergebens gerungen hatte. Als er die Nothwendigkeit erkannte, mit eigener Hand wieder zu zertrümmern, was aufzurichten er als seine Lebensaufgabe betrachtet hatte, brach ihm das Herz. Und doch mußte es geschehen! So war er gedemüthigt, daß er durch den ihm stets widerstrebenden Erzbischof von Wien, Cardinal Migazzi, Franckenberg's Verwendung begehrte, daß er durch seinen Gesandten in Rom, Cardinal Herzan, die Vermittelung des Papstes in Anspruch nahm. Pius VI. läßt darauf am 13. Jan. 1790 ein salbungsvolles Schreiben an die belgischen Bischöfe ausgehen, worin er sie als solche, die an dem Aufstande gänzlich unschuldig seien, von den Betheuerungen des Kaisers in Kenntniß setzt und, indem er sie und die belgischen Stände hoch belobigt, die Unterthanen zu Gehorsam und Unterwürfigkeit zurückzuführen ermahnt.

Zu dem in Belgien geborenen Fürsten Karl von Ligne sprach Joseph: „Ihr Land hat mich umgebracht. Gents

Einnahme ist mein Todeskampf, Brüssels Räumung mein Tod. Welche Schande ist dies für mich, welche Schmach! Ich sterbe; ich müßte von Holz sein, wenn nicht." Am 20. Febr. war das Leben Joseph's erloschen — an demselben Tage, an welchem der Congreß in Brüssel seine erste Sitzung hielt. Kein Fürst kam seitdem, der wie er vom Throne herab Aufklärung verbreitete.

Zum Unheil für Deutschland und Europa wurde Joseph's Nachfolger sein Bruder Leopold, Großherzog von Toscana, ein mittelmäßiger Kopf, auf den seine Gemahlin, eine bigote Spanierin, nachtheiligen Einfluß übte. In Toscana waren unter seiner Herrschaft mannichfache Fortschritte geschehen, insonderheit Beschränkungen der Uebermacht des geistlichen Standes eingeführt. Hätte er doch in gleichem Geiste über Deutschland gewaltet! Leopold übernahm aber die österreichischen Staaten in einem Zustande allgemeiner Auflehnung gegen die Josephinischen Neuerungen und dachte nicht entfernt daran, Joseph's Werk aufzunehmen, zu vertreten, fortzusetzen; er ließ es nicht nur fallen, sondern gewährte seinem Gegensatze freien Spielraum. Leopold leitete jene Reactionspolitik ein, welche bis 1848 Bestand gehabt hat.

Dennoch war er den Belgiern nicht genehm. Noch schwelgten sie im Entzücken über die Erfolge, die sie sich selber verdankten, und im Rausche ihrer Begeisterung dünkten sie sich allen Fährlichkeiten vollkommen gewachsen. Die Geistlichkeit kannte nur Leopold's bisheriges Verhalten in Toscana; den Geist, in dem er regieren würde, ahnte sie noch nicht. Am 8. März antworteten die belgischen Bischöfe dem Papst auf sein Anschreiben mit einer Ablehnung.

Der österreichische Vicekanzler Graf Philipp Cobenzl, derzeit in Luxemburg, hatte noch von Joseph den Auftrag

zu dem Versuche einer Ausgleichung. Unverweilt benachrichtigt er nun die Stände in Brüssel vom Ableben Joseph's mit dem Begehren, daß sie einen aus ihrer Mitte zu Verhandlungen wegen des Eides an Leopold abordnen. Die Stände lassen, ohne ihm etwas zu erwidern, sein Schreiben drucken. Darauf wendet sich Leopold selbst in einer Zuschrift an sie, die ein äußerstes Maß der Zugeständnisse enthielt, deren Ton sogar würdelos war. Die Absicht, um jeden Preis in den Besitz der belgischen Lande zu kommen, kann sie nur eingegeben haben. Seine Erklärung war noch in Florenz ausgestellt; noch bei Lebzeiten Joseph's hatte er sie auf die Nachricht, daß Joseph rettungslos daniederliege, der in Koblenz verweilenden früheren Statthalterin der Niederlande zugefertigt, damit diese nach Joseph's Tode von ihr Gebrauch mache. Dies letztere geschah in der ersten Märzwoche 1790. Mit vielen Worten betheuerte Leopold, die Maßregeln seines Bruders vorher gar nicht gekannt, und als sie öffentlich geworden seien, höchlich misbilligt zu haben. Er verspricht von den frühern Beamten seines Bruders keinen in Belgien ohne Gutheißung der Stände anzustellen, er verspricht alle geistlichen Angelegenheiten den Bischöfen anheimzugeben, er verspricht, die Soldaten den Eid zugleich an die Stände ablegen zu lassen, auch sie ohne deren Zulassung nicht außerhalb des Landes zu verwenden, er verspricht, kein Geld außer den Einkünften von seinen Gütern, ohne ihre Genehmigung über die Grenzen des Landes zu bringen. Die innere Verwaltung sollen die Landstände führen, zu den oberen Aemtern sollen sie ihm je drei Personen zur Auswahl bezeichnen. Er will auch allgemeine Stände des gesammten Belgien anerkennen, die nach ihrem Belieben zusammentreten und wofern sie Verletzungen der Rechte fänden, Widerstand leisten dürften.

Und da überdies bei der Mittheilung dieses Erbietens noch angedeutet wurde: es könne behufs der Aufrechthaltung dieser Bestimmungen eine fremde Macht als Gewährleisterin hinzugezogen werden, was hätte da noch von ihm gefordert werden können? — und die Stände würdigten Leopold nicht einmal einer Antwort!

So wies die in Belgien herrschende Partei den Ausweg aus den Wirren von sich ab, den der durch Joseph's Tod veränderte Stand der Dinge bot. Sie wollte mit Leopold, der es ernstlich mit seiner Verheißung, das Alte wiederherzustellen, meinte, sich nicht vertragen, weil die Gegenbewegung gegen den Josephinismus schon weit über dessen Grenzen hinausgegangen war und beinahe alles in geistliche Hände gebracht hatte. Zurückschreiten auf den Zustand von 1780 hieß für die geistliche Partei im Jahre 1790 vieles opfern. Lieber den Kampf! Wer zu einer Uebereinkunft mit Leopold räth, wird als ein „Königlicher" verschrien.

Im Nachbarlande war zu derselben Zeit, wo diese Umwälzung in Belgien sich begab, die Morgenröthe eines neuen Tages der Menschheit angebrochen. Der Freiheit feurige Sonne stieg empor nach hundertjähriger Nacht und Dämmerung, die Dünste zertheilend. In ihrer lange ersehnten Glut frohlockten die Herzen, berauschten sich die Gedanken. Verkündigt waren nicht blos für Frankreich, nein für ganz Europa die großen Grundsätze von 1789, die noch heute das Panier aller sind, die für den Fortschritt des Menschengeschlechtes einstehen. Eine rosige Zukunft schien vor den Glücklichen zu liegen, welche diese Großthat erlebten. Da ahnte keiner, welche schweren und langen Kämpfe bevorstanden, daß vielleicht ein ganzes Jahrhundert wüthenden Ringens, der größten Opfer und Leiden bis zu ihrem vollständigen Siege werde verstreichen müssen. Hochgemuthet

gingen schlichte Männer an das Werk der gesellschaftlichen Verbesserung, welches die Gebieter versäumt oder thöricht angegriffen hatten. Was bis dahin als die Aufgabe einzelner Mächtiger angesehen worden war, Bahn zu brechen neuen Gestaltungen, unternahm ein bewegtes Volk. Kraft ward an Kraft gesetzt, um aufzuräumen mit dem Unrath früherer Zeiten; man strengte sich wacker an die Schmarotzer hinwegzuschaffen, welche so lange das Mark des Volkes verzehrt hatten, damit in freier Entwickelung das Volk gedeihe und sein Wille fortan herrsche. Die unveräußerlichen Menschenrechte sollten von diesen Tagen an gelten. Wie ergriffen mußten die Gemüther in Belgien werden von dem was in Frankreich vorging, und welche Hoffnungen knüpften sich an die dortige, bis jetzt so glückliche Entwickelung — aber wie ganz anders war die Gestalt, welche die Verhältnisse in Belgien annahmen!

Der neue Bundesstaat hatte an seiner Spitze einen Congreß, in welchem zuerst der Cardinal-Erzbischof von Franckenberg den Vorsitz einnahm. Die katholische Partei führte mithin das Ruder, nachdem sie mittelst des Muthes und der Kühnheit der demokratischen Republikaner den Sturz der Landesherrschaft glücklich zu Wege gebracht hatte. Der Zwiespalt zwischen ihr und den Freiheitsmännern, der nothwendig, wegen des Gegensatzes ihrer beiderseitigen Grundsätze ausbrechen mußte, sobald erreicht war, worin sie einig wirkten, begann alsogleich. Die Priesterpartei fiel über ihren Bundesgenossen her.

Vonck und seine Freunde vertraten die neuen Gedanken des Jahrhunderts, die in Frankreich damals jeden Widerstand besiegten. Sie gaben zwar ein Beispiel, daß freisinnige Männer, welche eine Staatsumwälzung herbeiführen, keineswegs selbst in den Ehren und Würden der Gestürzten

nachzufolgen beabsichtigen, aber mag man auch ihre Hochherzigkeit anerkennen, ein grober Fehler wurde damit dennoch von ihnen begangen. Denn diejenigen, welche ein neues System zur Herrschaft gebracht haben, müssen den Willen und müssen nöthigenfalls die Aufopferungskraft besitzen, selbst die Leitung zu übernehmen. Sind sie doch gerade verpflichtet die Regierung zu ergreifen, weil sie es sind, welche die Ausführung der neuen Gedanken am besten verbürgen und sichern; sie sind auch berechtigt zum Herrschen, weil sie bisher dieselben am stärksten und siegreich vertraten. Entscheidende Geltung hat in einem freien Staatswesen nur, wer sich auf bewegte Volksmassen stützt oder wer mit der Hoheit der gesetzlichen Würde befiehlt. Das erste verträgt sich nicht wohl mit Ruhe und Ordnung und ist selten von Dauer. Vonck, der Vorstand der Gesellschaft Pro aris et focis, welcher die Amtsgewalt verschmähte, sank also bald nach beendigter Staatsumwälzung in den Stand eines Privatmannes herab, dessen Stimme die Würdenträger überhören durften. Das Heft blieb jetzt bei den alten Ständen, in denen der Adel und die hohe Geistlichkeit zusammenhielt. — Ein zweites ist noch zu beachten. Ein aufrichtiger und ehrlicher Mann wird, wie wir ja oft genug uns überzeugen können, von den Ränkeschmieden fast immer überflügelt. Der saubere Noot nun hatte nach Eupen's Rathschlägen sich dem Adel genähert und den Vonck nach Gent entfernt, während er unter dem ersten Eindrucke des Sieges die Stände beschließen ließ, die anwesenden Mitglieder des bredaer Ausschusses in ihren Schos aufzunehmen. Vonck war folglich geschickt übergangen. Noot wird von den Generalstaaten zum Minister, Eupen zum Staatsschreiber ernannt und beide behalten in diesen Stellungen die gesetzliche Gewalt in ihren Händen, da der Vorsitz im Con=

gresse bedeutungslos war, indem er wochenweise wechselte. Noot's Partei konnte über die öffentlichen Gelder verfügen und hatte folglich alle Beamten in ihrem Anhang.

Die beiden Parteien stellten sich nun folgendermaßen. Vonck hatte schon im November 1789 zum Abte von Tongerlo Gottfried Hermans und andern gesagt, es müsse eine allgemeine Landesvertretung aller Bürger und Körperschaften angeordnet werden; der Abt hingegen gemeint, alles bleibe am besten, wie es gewesen. Vonck hatte ferner die tüchtigen Beamten von der vorigen Regierung beibehalten wissen wollen: auch davon mochten seine Verbündeten nichts hören. Erzbischof Franckenberg, der Bischof von Antwerpen, die Aebte von Tongerlo, St.-Michael, Park, Grimbergh, St.-Bernard, Gembloux, Vlierbeck begehren geistliche Allgewalt, die unumschränkte Herrschaft der Diener der Kirche, sacerdotale Despotie. Sie waren des Willens, die alte Verfassung in allen Stücken unverändert zu erhalten, und dazu verbündeten sie sich mit dem Adel, den Grafen Limminghen und Loretan, dem Baron d'Hove, van der Hage, Baillet, Gewes u. a.

Prälaten und Barone zusammen nahmen schnell alle hohen Stellungen ein und verweigerten alsdann jede Aenderung. Die Mitglieder des Congresses spielen die Souveräne und nennen sich die geborenen Vertreter. Den Eid, den bisher der Herzog abnahm, schwören sie in die Hände des Erzbischofs und legen dabei sämmtlich das Glaubensbekenntniß Pius' IV. ab. Ein — etwas später verkündigter — Erlaß des Erzbischofs erklärte, daß das Gelingen der Staatsumwälzung von der Rache des Himmels für die Leiden seiner Kirche herrühre. Noot ward als ein von Gott Erwählter gepriesen, dem die Weisheit vom Himmel komme.[42]) Als äußerliches Oberhaupt stand der Cardinal-Erzbischof von Mecheln dem Volke da. Ihn

hatte Joseph immer für die Seele des Widerstandes gehalten, auf den er stieß: jetzt nach der Umwälzung war er wirklich der Gebieter. Franckenberg war ein beschränkter Fanatiker, der ganz seinem Rathgeber, dem Exjesuiten J. H. Duvivier folgte, einem unverschämten Pfaffen, wüthendem Feinde der Aufklärung und der Philosophen, der alle Schriftstücke für ihn abfaßte. Die, welche den Cardinal kannten, wußten, daß er wenig Verstand besaß. Der um diese Zeit Belgien bereisende Georg Forster beschreibt ihn folgendermaßen: „Der Erzbischof ertheilte die Benediction, ein Mann von ziemlich ansehnlicher Statur und schon bei Jahren, mit einem weichen, schlaffen, sinnlichen Gesicht. Er kniete hinter dem großen Altar und betete, besah aber dabei seine Ringe, zupfte seine Manschetten hervor und schielte von Zeit zu Zeit nach uns.“ „Der von ihm fast abhängige Congreß war“ — so sagt Schlosser — „der Repräsentant des Willens der Mehrzahl der echten und wahrhaft katholischen Belgier, welche jedem Lichtstrahl der Vernunft den Eingang wehren müssen, um orthodox zu bleiben, und jeden Fortschritt hemmen, der kein Geld einbringt, um nicht in hergebrachter Behaglichkeit gestört zu werden. Diesem Grundsatze gemäß begann jener Congreß seine Wirksamkeit sogleich mit der Verfolgung der liberalen Ansichten und der durch die Französische Revolution in den Niederlanden wie überall selbst unter dem hohen Adel erweckten Vertheidiger der Staatswissenschaft der neuen Zeit.“ Van Eupen schrieb an den Herausgeber einer pariser Zeitung, des „Journal de l'Europe“: „An seinen Lehren würden die Belgier nie Geschmack finden: Unser Volk verlacht christlichst die philosophische Thorheit des Tages; nos stulti propter Christum; das Volk weiß, daß seine Frömmigkeit seine Waffen unterstützt hat, es hat sichtbarlich gesehen, daß unser Glück das Werk des Gottes

Israel ist, es sieht, daß die Staaten, die sich zu der übermüthigen Philosophie halten, zu Schanden werden."

Zur Bekämpfung der Neuerer formt sich ein Ausschuß im bischöflichen Palaste zu Brüssel (das comité ecclésiastique), dessen Haupt Duvivier war. Drei Exjesuiten saßen in diesem heiligen Rathe. Ghesquières, von Doyart und Feller, der im erzbischöflichen Palaste wohnte. Die Jesuiten dachten weiter. Von Belgien aus meinten sie die Welt von neuem zu erobern! Sie hielten sogleich, am 3. Jan. 1790, eine Zusammenkunft in Brüssel, in der sie die Wiederherstellung ihrer Gesellschaft von den Staaten von Brabant zu erbitten beschlossen. Schon schickten sie an die deutschen Exjesuiten Umlaufschreiben und verlangten vom Generalvicar [43]) ihres Ordens Verhaltungsbefehle. Der alte Kanzler von Brabant von Villegas d'Estaimburg bewies in einer Denkschrift an die Stände die Richtigkeit des clementinischen Aufhebungsbreves und forderte die gebietenden Herren zu einer Verwendung bei dem Papste Pius VI. auf, weil die Wiedererrichtung des Jesuitenordens dem Ruhme der Niederlande das Siegel aufdrücken werde. „Sie allein wird", schrieb Villegas, „die glänzendste aller euerer Trophäen sein."

Vonck war inzwischen nach den einlaufenden Nachrichten in Gent nicht zurückzuhalten gewesen. Er fand bei seiner Ankunft in Brüssel, daß die Gegenpartei sich bereits festgesetzt hatte. Baron Hove bietet ihm eine hohe Stelle an — „pour que nous aidassions à trahir et à vendre la Patrie", meinte Vonck — die er ausschlug. Im Gegentheile geht Vonck thatkräftig zu Werke. Denn wahrlich nicht für des alten Unfuges Wiederherstellung hatten er und seine Freunde das Volk aufgeboten, nur gegen Joseph's Despotie. Die Herrschenden mußten ihn also verderben.

Van der Noot haßte und fürchtete ihn; er wolle Vonck hängen lassen, drohte er. Schon fallen von den Anhängern der Stände so drohende Reden, daß Vonck den alten brüsseler Ausschuß, in dem sie Stimmen besaßen, auflöste, und aus den entschiedensten Mitgliedern eine neue „vaterländische Gesellschaft" (Société patriotique) gründete. Der Gleichgesinnten, die sich in ihr zusammenschlossen, waren 41 (oder 42), worunter 16 Rechtsgelehrte. Einige Männer vom höchsten Adel des Landes, die Herzoge von Aremberg und von Ursel, die ihre bisherige Zurückhaltung nun fallen ließen, und Prinz August Aremberg, Graf von der Marck, ein Freund Mirabeau's, schlugen sich nach dem Siege zu ihnen. Jene beiden waren schwankend und ehrgeizig; sie erhoben nicht geringe Ansprüche: man behauptete, Ursel's Weib hätte gern statt der Haube die Herzogskrone von Belgien getragen. Diese großen Namen wirkten indeß in der aufgeregten Zeit nicht mehr so viel wie sonst. Die Anhänger der neuen Partei nannten sich selbst die Demokraten, von ihren Gegnern wurden sie „die Vonckisten" geheißen. Sie hatten (wie der geistreiche Pradt, einstmals Erzbischof von Mecheln, urtheilt) zu viel Verstand, um großen Beifall zu finden. Je stärker der Sturm wurde, mit desto erhobener Stimme sprachen sie.

Vonck und seine Freunde sagen und behaupten: die dermaligen Stände sind nicht aus dem Volke hervorgegangen und vertreten dieses in Wirklichkeit nicht. Seitdem der Herrscher fehlt, fehlt auch unserer Verfassung, die ihn voraussetzt, der Schlußstein. Joseph's Absetzung stürzte sie um, sodaß an jeden seine ursprüngliche Freiheit zurückkehrte. Im Volke ruht demgemäß gegenwärtig wieder gesetzgebende Macht. Die Umwälzung zerstörte alles Staatsrechtliche, mithin auch die Befugniß der Stände. Alle selbständigen

Bürger haben demzufolge Vertreter zu wählen. Die kleinen Städte, das flache Land, die Dorfgemeinden, die niedere Geistlichkeit müssen jetzt Antheil an der Gewalt bekommen. Die Vonckisten bestehen also auf demokratischen Grundlagen einer neuen Staatsregierung. Ihre Widersacher, die van der Nootisten, wie man sie nannte, entgegneten darauf: Gerade zu der Vertheidigung dieser unserer Verfassung haben wir uns aufgelehnt und aus diesem Grunde muß sie nun auch bleiben. Da Joseph seine Macht verwirkte, so fiel sie an die Stände als die Mitbesitzer der obersten Gewalt — sonst löste sich alle Ordnung. Jedenfalls haben auch die ständischen Handlungen durch die stillschweigende Zustimmung des Volkes dessen Genehmigung und Bestätigung erhalten. *) Zwar ließ sich auf dieser Beweisführung vonckistischerseits einhalten, daß ja schon durch Trauttmansdorff's Erlasse vom 20. bis 25. Nov. die vornehmsten Anstöße hinweggeräumt worden seien, bei solchen Voraussetzungen somit der Umsturz der alten Herrschaft vollkommen unnöthig erscheinen müsse — allein die ständische Partei schrie aus vollem Halse: „Was, ihr wollt Neuerungen? Und jetzt, wo Eintracht noththut, wo der Feind vor den Thoren steht!" — Walckiers wirbt Freiwillige und der Abt

---

*) In der Schrift von van der Hoop ist dieser eine Punkt folgendermaßen auseinandergesetzt: „Cette approbation, qui n'existe que dans le Consentiment tacite de la nation mit depuis le commencement des siècles le sceau à toutes les Negociations politiques — qui derive de la fin de toute Société qui est la sureté commune et pour laquelle la Constitution a été faite, forme avec celle-ci la continuité du Mandat de la Nation", und demgemäß müßten die Vertreter zusammentreten und beschließen, was dieser oberste Zweck der Sicherheit gebiete.

von Tongerlo thut das Gleiche. Der Congreß aber verbietet die Annahme von Freiwilligen.

So der Stand der Frage — wie das Verhältniß zur Volksmasse? Unleugbar war der brabanter Aufstand von Vonck und seinen Freunden geleitet worden, jedoch vor dem Volke erschien das sichtbare Haupt, der aufgeblasene Noot als der Held der Bewegung. Unleugbar aber war die Unzufriedenheit derjenigen Masse, welche der Gesellschaft Pro aris et focis die durchschlagende Wucht gegeben hatte, vorzugsweise und fast allein gegen die Neuerungsplane des Landesherrn gerichtet gewesen. Diese Masse war befriedigt, sobald die Neuerungen verschwanden, und war wenig geneigt aus der Behaglichkeit des Hergebrachten sich zu reißen, um das Ungewohnte eines neuen Zustandes zu erproben. Ihr Vertrauen zu den Ständen war um so stärker, mit je größerem Eifer eben diese Stände bisher wider Joseph's Angriffe in Schutz genommen worden waren. Wie groß war denn die Zahl derjenigen im Lande, die mit Einsicht in Staatssachen urtheilten? Die in ihrer Unwissenheit fanatische Menge bildete den Anhang van der Noot's, des Vorkämpfers der pfäffisch-oligarchischen Bestrebungen, während nur die höher gebildeten Kreise der größeren Städte, namenlich Kaufleute, Studirte und ein Theil der Handwerker und Weltpriester zu Vonck sich hielten. Die Hauptstärke der Vonckisten lag in den Anführern des um Namur stehenden Heeres, das sie ja aufgeboten hatten, und in den brüsseler Freiwilligen, die am Beginne des Aufstandes in ihrer vormaligen Verfassung von 1787 wieder hervorgetreten waren und jetzt den Herzog von Ursel zu ihrem obersten Befehlshaber erwählten. Die Partei des Fortschrittes, bei dieser Sachlage die bei weitem schwächere, würde weniger zu bedeuten gehabt haben, wenn sie nicht die augenblicklich

geordneten Streitkräfte besessen hätte und wenn nicht durch die gewaltigen Vorgänge in der Nachbarschaft *) die denkenden Köpfe in Belgien aufgeregt worden wären, zumal nach der großen Erschütterung, welche man soeben erlebt hatte, die ins Land selber eine gewisse Unruhe gebracht hatte. Von Tag zu Tag gewann die Demokratenpartei mehr Boden.

Die Unterdrückung der Vonckisten war eine Lebensfrage für die Geistlichkeit, war gefordert von der Selbsterhaltung der Generalstaaten. Die geistliche Sippschaft beeiferte sich darum, zahlreiche Verleumdungen gegen die Vonckisten in Umlauf zu bringen, und bot wider sie das Landvolk und die Klosterleute auf. Noot entwickelte eine rege Thätigkeit.

Der geistliche Ausschuß im erzbischöflichen Palaste schreitet demnach ohne Säumen zum Angriff. Mehr seiner jüngeren Umgebung als seinen ältern Rathgebern folgend läßt der fromme Erzbischof am 31. Jan. einen Hirtenbrief für die Fastenzeit ausgehen, der die Gläubigen beschwor, auf die verderblichen Rathschläge der unruhigen und hinterlistigen Männer ja nicht zu hören, die unter dem Anschein „euer Recht zu vertheidigen" blos Zwietracht ausstreuen, im Gegentheile denjenigen fest zu vertrauen, welche seit Jahrhunderten die geborenen Vertreter des belgischen Volkes

*) Camille Desmoulins schrieb in Paris vom October 1789 ein politisches Wochenblatt für Belgien unter dem Titel „Manifeste du peuple Brabançon", anfänglich voller Lobeserhebungen. Die Zeitschrift „La République Belgique à Rome, chez les frères Gracques, Imprimeurs de la liberté et libraires de la république", deren wir später noch gedenken werden, sagt auch (I, 177): „Il faut ésperer que le peuple Belge, ne tardera pas à imiter le peuple français dans des réformes importantes et désirables. Mais ce n'est pas ce qui presse le plus en ce moment."

waren. „Betrachtet“, so mahnte dieser merkwürdige Erlaß, „alle als Feinde des Glaubens und des Staates, deren leichtfertige und spitzfindige Schlüsse die Philosophie dieses Jahrhunderts verrathen. Statt uns stolz zu erheben wegen der so sehr gepriesenen Menschenrechte — verfängliche Rechte, die sich auf den kurzen Raum dieses hinfälligen Lebens beschränken — suchen wir lieber unseren Ruhm in der herrlichen Eigenschaft eines Christen.“ Für eine schwere Gewissensverletzung hätte es der abergläubische Haufe angesehen, etwas anders zu halten, als wie in diesem Erlasse zu lesen war.

Einige Tage vorher (am 22. Jan.) wurde eine andere Erklärung aus des Exjesuiten Ghesquieres Feder den Pfarrern und Vorstehern geistlicher Anstalten zugefertigt, die sie beauftragt wurden von den obrigkeitlichen Personen und überhaupt von allen Einwohnern ihrer Kirchspiele unterzeichnen zu lassen und hernach dem Erzbischof mit Angabe derjenigen, welche ihre Unterschrift verweigert hätten, zurückzuschicken. Sie sollte dazu dienen die von den Vonckisten erhobenen staatsbürgerlichen Bedenken niederzuschlagen. Denn sie besagte, es sei des Volkes Wille, daß die heilige Religion und die Verfassung, wofür es gestritten, unverändert bestehen bleibe. Keine andern Vertreter wolle das Volk als die, welche jetzt die ihnen anvertraute Hoheit (Souveränetät) in seinem Namen ausüben, werde keine anderen anerkennen, und verwahre sich im voraus gegen alles Zuwiderlaufende, ja es bitte seine Stände, die Neuerer zu unterdrücken.*) Von Haus zu Haus ward diese Zuschrift getragen; wer ihr nicht beistimmte, wurde mit Entziehung des Sakramentes bedroht, selbst Weiber mußten

*) Suppliant les Seigneurs Etats de sévir ou de faire sévir contre les novateurs.

ihre Namen geben, ja, kaum möchte man es glauben, Kinder in der Schule wurden zum Unterschreiben angehalten. Auf diese Weise brachten die Pfaffen, wie es heißt, viermalhunderttausend Unterschriften und Namen vertretende Kreuze auf. Uebergeben ward sie am 17. Febr. 1790 den Ständen. Auch dem Feldherrn wurde sie vorgelegt — der als Antwort dem Noot und Eupen das Murren des Heeres anzeigte, darüber daß die alten Stände der Herrschaft sich anmaßten. Das Kunststück war indeß gelungen, die Religion und Verfassung miteinander zu vermengen und Angst vor einer Partei zu verbreiten, welche Zwietracht aussäe. Die Vonckisten, wurde ausgesprengt, hätten eine Nationalversammlung im Sinne der vermaledeiten französischen! Während ein gewandter Zeitungsschreiber, der feile Linguet, erkauft wurde (die Summe, die er während des Bestandes dieses Freistaats erhielt, betrug 31350 Fl.), verlangte man strenge Censur der gegnerischen Veröffentlichung und der unabhängigen Blätter. Von den Kanzeln erschollen statt des Evangeliums die Donner der Kapuziner und der Dominicaner gegen die frechen Neuerer. Zeitungsschreiber der geistlichen Partei, ein Feller, ein Linguet, ein Duvivier, ein de Doyart, ein Brosius arbeiteten in ihren Schandblättern *) aus Leibeskräften gegen sie. Von diesen Verbrechern, welche die gefährlichsten Feinde des Vaterlandes seien, hieß es, müsse man seinen Boden reinigen. Aechtet die Neuerer! tönte der Ruf aus den geistlichen Reihen.

Vonckistische Schriftsteller traten dawider in die Schranken, Verlooy, Graf Proli, d'Outrepont, der mit der Schrift: „Wohin?" **) am weitesten ging, allgemeine Volkswahl

*) L'ami des Belges, Le vrai Brabançon u. a.

**) Qu'allons nous devenir?

behufs einer neuen Zusammensetzung der Stände begehrend. Ihm entgegnete Baron Coppens *), worauf endlich Dondelberg in den „Considérations impartiales sur la position actuelle de Brabant", Vonck's gemäßigtere Forderungen aussprach. [44]) Von beiden Seiten mühte man sich also die öffentliche Meinung günstig zu stimmen. Forster charakterisirt diese Flugblätter folgendermaßen: „Unter dem ungeheuern Wuste von politischen Controversschriften, die wir in den Buchläden ansehen müssen, gibt es auch nicht ein einziges Blatt, das den Stempel eines höhern, über das Gemeine und Alltägliche auch nur wenig erhabenen Geistes trüge. Plumpheit im Ausdruck, der gewöhnlich bis zu Schimpfwörtern hinuntersteigt, ein schiefer oder vollends eingeschränkter Blick, ein mattes, oberflächliches, einseitiges, abgenutztes Raisonnement, und auf der aristokratischen Seite noch zu diesem allem ein blinder Fanatismus, der seine Blöße schamlos zur Schau trägt — das ist die gemeinschaftliche Bezeichnung aller niederländischen Hefte des Tages. Der Stil dieser Schriften ist unter aller Kritik; ein Franzose würde in dem Schwall von Barbarismen kaum seine Sprache wiedererkennen." Man nannte damals die Parteigänger Oesterreichs Royalisten, die der Stände die Statisten, die gemäßigteren Demokraten die Interimisten, die entschiedeneren die Organisateurs, für einen Vonckisten hatte man auch den Spottnamen „eine Digue".

Wie sehr die Vonckistenführer sich auch als entschiedene und entschlossene Männer im Ankampf gegen Joseph erprobt hatten, fanden sie doch mitnichten am Umstürzen Gefallen. Vonck namentlich trug vor Gewaltsamkeit Scheu und wiegte sich in der Hoffnung, in Güte werde zuletzt wenigstens eine theilweise Verbesserung durchzusetzen sein. Sollen wir heute

---

*) Apperçu sur le véritable état des provinces belgiques.

über die damaligen Hergänge unsere Meinung aussprechen, so gestehen wir, daß diese Mäßigung Vonck's zweiter Fehler war. Von der hohen Geistlichkeit und dem Adel durfte er nimmermehr ein Zurückweichen erwarten. Er mußte ihnen gehorchen oder sie besiegen. Aber anstatt offen den Ständen von Brabant allen Gehorsam zu verweigern und sogleich eine Nationalversammlung auszuschreiben, worauf in jedem Falle das Ansehen Noot's, Eupen's und des Erzbischofs von vielen in Zweifel gezogen worden wäre, ließ er trotz seiner Beweisführung die Stände als einmal vorhanden gelten und forderte nur Aenderungen in ihrer Zusammensetzung. Sein Vorschlag ging dahin, daß die beiden ersten Körper der Stände erweitert, der städtischen Curie eine Vertretung des Landvolkes zugesellt und eine doppelte Stimme verliehen werde, daß ferner je einer aus den beiden ersten Ständen, zwei aus den dritten und ein Mitglied des obersten Gerichtshofes die Ausführungsbehörde bildeten. In einem Congresse dürfe aber nicht mehr bei verschlossenen Thüren, sondern müsse öffentlich verhandelt werden. Thatsächlich hemmte Vonck das Wirken der Stände nicht. Natürlich galt daher im ganzen Volke der ständische Wille: und hatten die Stände diese Hauptsache einmal gerettet, so blieben sie auch sicher in der Nebensache Sieger über ihnen entgegenstehende Privatleute. Die leichte Ausführbarkeit und der geringere Anstoß, den seine Forderungen erregten, täuschte Vonck und die Seinigen. Um des Sieges gewiß zu sein, muß man seine Grundsätze durchfechten: dann, aber dann erst ist es Zeit durch Zugeständnisse zu versöhnen.

Die demokratische Partei war, da ihr die gesetzliche Vollmacht abging, nun in dem Falle, durch eine gewaltsame Umwälzung die Regenten zu stürzen, die aristokratisch-klerikale Partei hingegen, da sie die Macht in Händen

hatte, in dem, ihrer gefährlichen Gegner sich durch eine Verfolgung zu entledigen.

Die Vorfechter des Alten beeilten, um mit der Wucht der Thatsachen ihre Gegner aus dem Felde zu schlagen, den Ausbau ihres Verfassungsgebäudes. Bereits am Abend des 20. Febr. erfolgte der Zusammentritt des Congresses. Die versammelten allgemeinen Stände ernannten ihn, das heißt, der Formen entkleidet, sie blieben als Congreß zusammen. Sie gingen aber nach Bildung des Congresses nicht etwa in ihrer Eigenschaft als Generalstaaten auseinander, sondern blieben als solche ebenfalls und beriethen fort. Fast durchweg dieselben Männer waren die Mitglieder dieser beiden obersten Körperschaften bis Ende August. Als Generalstaaten beschäftigten sie sich mit der Gesetzgebung und bedurften für ihre Beschlüsse die Gutheißung der Länder, als Congreß — in andern Stunden — behandelten sie die Ausführungsmaßnahmen, für die drei besondere Ausschüsse (Auswärtiges, Krieg, Geldwesen) bestellt wurden. Der Congreß hatte nicht nöthig eine Genehmigung für seine Beschlüsse einzuholen, aber seine Mitglieder konnten jederzeit zurückberufen werden. Diese Delegirtenversammlung erwies sich überaus unfähig. Sie besaß weder weiten Gesichtskreis noch nüchterne Würdigung des Nächstliegenden; die blinde Leidenschaftlichkeit der Unwissenden, Unverstand und Ungeschick herrschten in ihr. Es bot sich sogleich eine Gelegenheit, ihren Beruf zu beweisen, als Leopold's Anerbietungen kamen. Aber wiewol einige einsichtsvolle Männer, namentlich Flandern und die Stände von Geldern Verhandlungen über sie anknüpfen wollten, war die große Mehrheit doch sofort entschlossen, sie unbedingt von der Hand zu weisen. Van der Noot mochte von keinem Ausgleich hören.

Richtiger leiten zuweilen die Gefühle der Masse als der Führer kluge Ueberlegungen. Diese höchst auffällige Erscheinung (die sich auch 1848 wiederholte, wo das Volk, wie sich später auswies, mit vollem Rechte schlechterdings kein Vertrauen den alten Inhabern der Gewalt schenken wollte) dürfte zum Grunde haben, daß die sogenannten Politiker in der Erwägung einer Menge von Besonderheiten verstrickt sind, und indem sie diese in ihre Rechnung stellen, zeitweiligen Gestaltungen ein Gewicht beilegen, welches diesen in Wahrheit doch nicht innewohnt, daß das Volk im ganzen, ohne einzelne Vorkommnisse in sich aufzunehmen, nur in den Eindrücken lebt und webt, welche ihm lange andauernde und große Ereignisse eingeprägt haben: in diesen aber drücken sich gerade die waltenden Grundverhältnisse aus, die über die wandelbaren Vorgänge, welche die Geschichte des Tages ausmachen, hinausreichend schließlich doch für das geschichtliche Ergebniß ausschlaggebend werden. So fühlte man denn auch in der Vonckistenpartei, wie an Vertragen mit den Pfaffen und Edelleuten gar nicht zu denken sei, daß man schnell mit Gewalt durch müsse. Gerüchte eines bevorstehenden Ausbruchs der Demokraten liefen in Brüssel um. Man bezeichnete den 22. Febr. als dessen Tag. Einige Tage später kam es wirklich zu einer Bewegung in Brüssel. Haufen von Freiwilligen zogen am 25. Febr. durch die Straßen und zur Gudulenkirche mit dem Rufe: „Keine selbstherrlichen Staaten mehr! Hoch die Selbstherrlichkeit des Volkes.“ Van der Noot und van Eupen sahen sich dem Sturze nahe. Geschmeidig suchen sie den losbrechenden Sturm zu beschwichtigen. In der Versammlung der Staaten fassen sie schnell eine Erklärung ab: „daß alles was geschieht lediglich in des Volkes Namen geschehe, in dem die Herr-

lichkeit ruhe, und daß die Staaten dagegen zu handeln niemals beansprucht hätten" (que les états n'ont jamais prétendu y contrevenir). Der Priester der Gudulenkirche muß diesen Ausspruch von der Kanzel her vorlesen: dies beruhigte für den Augenblick, da keiner von den vonckistischen Führern sich an die Spitze stellte und zu einer entscheidenden That trieb. So verlief denn die Bewegung in einer scharfen, drohenden Eingabe an die Generalstaaten, einem Ausdruck des Erstaunens, daß sie sich die Gesetzgebung anmaßten, in einem Zuruf, daß die Hoheit im Volke ruhe. Mit einer solchen Zuschrift war aber nichts Wesentliches ausgerichtet — nichts in den Staatsverhältnissen umgeändert. Die Bewegung war verpufft. [45])

Die Mehrzahl der brüsseler Freiwilligen — die bewaffnete Macht der Hauptstadt von Brabant — folgte dem Worte des Vicomte Eduard von Walckiers; die Demokraten besaßen demnach die Gewalt, in der Hauptstadt zu gebieten. Diese Macht ihnen zu entwinden schritt nun Noot zum Angriff. Der schwache Herzog Wolfgang Wilhelm von Ursel, der einen Platz in den Ständen hatte und in dem Ausschuß für das Kriegswesen Vorsitzender, somit Vorstand des Kriegswesens war, wird dahin gedrängt, seine Entlassung zu nehmen, auf einzelne Freiwillige eingewirkt und an die bewaffneten Brüsseler das Ansinnen gestellt, den Ständen Treue zu schwören. Ueber die Fassung dieses Eides ward mehrere Tage hin und her verhandelt. Bis auf eine Abtheilung weigerten sich alle. Die Machtfülle, erklärten sie, sei vielmehr wieder bei dem Volke. Das war der rechte Zeitpunkt loszuschlagen. Freiwillige treten zu Vonck wiederholt: sie wollen die Ständeherren aus den Fenstern ihres Palastes werfen; Vonck geht aber zweimal darauf nicht ein. Noot, das letzte Mittel versuchend, begibt sich in die Mitte der Freiwilligen und da bedrohen

schon ihre Bajonnete den großen Anwalt mit einem tragischen Ende. Erblassend und erzitternd steht Noot da, aber Eupen, ihm zur Seite, verliert die Geistesgegenwart nicht, wendet sich an Ursel, und der Herzog von Ursel, auf den jetzt Alle die Augen richten, umarmt großmüthig den zagenden Noot, statt ihn ergreifen zu lassen. Der Eid wird geändert, wird zweideutig gefaßt, wird in der veränderten Form geleistet. Damit war Noot gerettet und Vonck unterlag nun, weil er nicht losschlug, weil er zur unrechten Zeit auf eine Vermittelung sich einließ. *) Als Ursel den Noot empfing statt ihn zurückzustoßen, sah das Volk, sahen die Freiwilligen selbst in Noot einen Ehrenmann und die obrigkeitliche Person. Der Eid aber blieb, mochte er immerhin auf Schrauben gestellt sein, eine Art Unterwerfung, da er zuerst den Ständen hatte geleistet werden sollen. Scharfe Unterschiede werden von der Menge nicht aufgefaßt werden, die sich nur grob an die Hauptsache hält. Das trug sich am 9. März 1790 zu.

Die finstere Partei, die einsah, daß sie am Rande, dicht am Sturze gestanden hatte, bot nun, wie in Verzweiflung, alle Kräfte auf, um die Voncfisten zu unterdrücken. Hier kamen Noot seine früheren diplomatischen Verhand-

---

*) Ebenso sieht der Verfasser der „Masques arrachés", Robineau, der mitunter scharfes Urtheil zeigt, die Ereignisse an. „Hier" (schreibt er II, 91) „les démocrates ont triomphé, mais ils n'ont pas su écraser leurs ennemies." Ein paar Tage vor diesen Vorgängen hatte er sich aus Noot's Kreisen zu den Demokraten geschwenkt, nunmehr trat er wieder zu ihm zurück. Nach seinen Behauptungen hätten Eupen und Noot bereits ansehnliche Geldsummen nach Holland geschafft, um nach ihrem Sturze geborgen zu sein, und er selbst will für Noot Veranstaltungen dazu getroffen haben.

lungen zu statten; er besaß (oder schien wenigstens zu besitzen) einen mächtigen Anhalt in den holländischen Niederlanden und in Preußen, und diese Verbindungen, deren Fäden in seinen Händen lagen, durfte man nicht gering schätzen, so lange man sich auf einen Angriff der Oesterreicher noch gefaßt machen mußte. Der Statthalter der Niederlande stützte sich auf die Bajonnete seines Verwandten, des Königs von Preußen; von größter Wichtigkeit war es für ihn, daß die Demokraten im nahen Belgien nicht zur Herrschaft gelangten, nachdem erst vor kurzem die Holländer sich wider ihn erhoben hatten. Ein Beauftragter des oranischen Hauses Namens Mottmann befand sich bei Noot und bemühte sich seiner Partei zum Siege zu verhelfen; Sendlinge der verschmitzten Prinzessin von Oranien, des berliner Hofes, mischten sich in die inneren Angelegenheiten ein. Holländer haben nachmals diesen Mottmann beschuldigt, er sei es gewesen, der dem Noot den Rath gegeben, im Wege eines Ueberfalls mit den Vonckisten ein Ende zu machen, mittelst Plünderungen und Aechtungen gegen sie vorzugehen.

Jedenfalls wurde dieser Anschlag gefaßt. Mit dem unwissenden und rohen Haufen, welcher an der Geistlichkeit hing, gedachte man die Entscheidung zu geben. In offenkundigen Handlungen stellt die vandernootistische Partei sich entgegenkommend, nachgiebig und zur Versöhnung bereit. In zweideutiger Weise macht sie Aussicht auf Zugeständnisse, aber im Dunkeln unterhöhlt sie unterdessen durch ihre Werkzeuge den Boden, wühlt in der untersten Volksschicht und wirft Gerüchte aus, welche die Menge verwirren. Van der Mersch wird verdächtigt, weil er — mit den geringen Streitkräften, die er hatte — Luxemburg nicht erobert und die Oesterreicher nicht ganz verjagt. Bald hieß es, die Vonckisten seien Gottesleugner und dächten an Ab=

schaffung aller Religion, bald wurde ihnen nachgesagt, sie gingen darauf aus das Land mit Frankreich zu vereinigen, bald, sie wollten es von neuem unter Oesterreichs Joch beugen. Ja, feine Köpfe schnüffelten sogar große Klugheit des Kaisers heraus, der durch die Vonckisten eine Spaltung unter den Belgiern hervorbringe.[46]) Die Geistlichen, die Männer des Friedens, setzten geschickt und geschäftig derartige Verleumdungen in Umlauf.

Umstände waren in der That vorhanden, welche solchen Anschuldigungen einigen Hintergrund gaben. Die Anlehnung an Frankreich bot sich für Belgien, wenn ihm bevorstand Oesterreichs anrückende Streitmacht abschlagen zu müssen, ebenso natürlich, wie es erklärlich zu finden ist, daß französische Staatsmänner ihre Blicke nach dem befreiten Belgien richteten. Frankreichs Minister des Auswärtigen, Graf Montmorin Saint-Hèrem, fand das schöne Land zuerst ganz geeignet zu einem Reiche für den Herzog von Orleans. Lafayette und andere umsichtige Mitglieder der pariser Nationalversammlung waren von der Beschaffenheit der belgischen Vorgänge nicht sonderlich befriedigt, weil ihnen die Erhebung wesentlich kirchlicher und aristokratischer Natur zu sein schien, und sie wünschten die belgische Entwickelung der französischen näher zu bringen. Lafayette wollte, daß Belgien eine Volksvertretung nach französischer Weise erhalte, säße immerhin ein österreichischer Fürst auf seinem Throne. Nach manchen Verhandlungen kamen Montmorin, Lafayette, Ségur zur Aufstellung eines Vorschlags, der dahin zielte, daß Belgien freie Einrichtungen erhalte und einen österreichischen Fürsten sich zum Herrscher wähle. Diesen Vorschlag theilten sie dem österreichischen Gesandten Grafen Mercy-Argenteau und dem belgischen Gesandten Torfs mit. — Dieser, ein Demokrat, reiste nach Brüssel zurück und unterbreitete ihn am 16. Febr. den dortigen

Leitern. Van der Noot und van Eupen wiesen ihn indeß mit übermüthiger Verachtung von sich. „Ich rathe Ihnen davon nicht öffentlich zu sprechen, wenn Sie nicht Stockschläge bekommen wollen“, sagte van Eupen zu Torfs. Mit diesen Menschen war mithin nichts auszurichten. Aber es waren bereits auch mehrere thätige und geschickte Männer von Paris nach Belgien abgeschickt worden, welche in französischem Sinne einwirken und stimmen sollten. Diese trachteten vorzugsweise die Demokraten zu gewinnen und hielten sich zu ihnen. Ein solcher von Montmorin ausgesendeter Franzose, Marquis Semonville, soll den Schotten Fox und den Grafen Proli für den Plan eingenommen haben, wie in Frankreich auch in Belgien eine Convention nationale herbeizuführen, worauf später der Herzog von Orleans zum Herzog von Flandern ausgerufen und Lafayette an die Spitze der Truppen gestellt werden sollte. Im Einverständnisse mit jenen drei soll sich der französische Geschäftsträger Rüel befunden haben. Proli galt als Vonckist. Solche Hintergedanken waren jedoch den eigentlichen Vonckisten fremd: was da im geheimen gebrütet wurde, entzog sich noch ihrer Wahrnehmung, hatte auch sehr wenig zu bedeuten. Dagegen war es allerdings richtig, daß sie mit der schnöden Abweisung der Anträge Leopold's durchaus nicht einverstanden waren und es viel lieber gesehen hätten, wenn man mit ihm zu einem Einvernehmen zu gelangen versucht hätte. Doch auch in dieser Frage hatten sie noch keine bestimmte, offene Parteistellung eingenommen, theils weil die leopoldinischen Anerbietungen noch zu neu waren, theils weil die Strömung im Volke noch allzu heftig gegen alles Oesterreichische ging. Man begreift aber, daß nach beiden Seiten hin sich Anhaltspunkte darboten, diese Partei in ein falsches Licht zu bringen. Vonck wurde als ein Werkzeug der Oesterreicher hingestellt.

Mit Anschwärzungen und Hetzereien wird nun der Theil des Volkes, welcher nicht Reife genug zu eigenem Urtheil besitzt, zur Wuth gestachelt, denn verbrecherischer Sinn trug keine Scheu, um den Machtbesitz zu sichern, die bisher rein gehaltenen Lorbern durch Schandthaten zu besudeln. Die vonckistischen Vorschläge widerlegte scheinbar van der Hoop *), schalt Feller ein entsetzliches Ende (une extrêmité terrible); lieber wolle man die österreichische Gewaltherrschaft und d'Alton's Henker zurückrufen! Daß es die höchste Zeit sei, sich von den Verbrechern zu befreien, mahnte eine Flugschrift. „Proscription!" schrie der rasende Feller. Auch Besonnene mußten stutzen, als der Congreß die Frage verhandelte, ob er seinen Sitz von Brüssel nach Gent verlegen solle, und als er gar am 12. März beschloß: da die Freiheit und Ruhe seiner Mitglieder leide, von den Ständen Brabants Auskunft zu verlangen, welche Maßregeln sie getroffen hätten, um für die Sicherheit des Congresses zu sorgen. Und doch waren es nicht die Mitglieder des Congresses, die irgendetwas zu befahren hatten, sondern im Gegentheile die Voncisten, gegen welche die ständische Partei einen Schlag zu führen sich anschickte! Ein Vers wurde in Umlauf gesetzt: „Vonck, Aremberg, Ursel, Walckiers, La Marck, Herries, Godin sind die Stützen der vaterländischen Gesellschaft, da sie beanspruchen das Licht des Landes zu sein, so muß man, damit man sie zufrieden stelle, sie an die Laterne schaffen." Am 14. März brachte ein Vorgang zu Tage, wie arg der Pöbel Brüssels

*) „Refutation des considérations impartiales et du projet d'addresse aux états avec un exposition du danger de ces brochures, par H. J. Van der Hoop, avocat du peuple. Aux vrais citoyens" (diese Wörter sind mit großen Buchstaben hervorgehoben) (Brüssel 1790).

bereits aufgehetzt war. Als Vonck nämlich aus einer Kirche trat, wurde er angefallen, geschmäht und bedroht; man hörte den Ruf: „er sei ein Verräther, man müsse ihn an einem Laternenpfahl aufknüpfen!" Am nächsten Tage begaben sich Verlooy und Willems zum ständischen Rath von Brabant mit dem Begehren, daß diejenigen zur Strafe gezogen würden, die Vonck am Leben bedroht hatten — mit einer höhnischen Abweisung wurden sie abgefertigt.

Nur noch ein bestimmter Vorgang fehlte, über den die katholische Partei das gereizte untere Volk zum Ausbruch kommen lassen konnte. Also ward (immer noch mit der Maske der Freundlichkeit) von Jonghe, dem Pensionär der Stände, Mitgliedern der vaterländischen Gesellschaft gesagt, es werde ständischerseits, um Irrungen zu erledigen, die Vorlage eines förmlichen Planes von den Vonckistenführern gewünscht. In diese Falle gingen sie. Ohne Verzug überreichten sie am Morgen des 15. März eine noch heutigentages berühmte Erklärung [47]) des Inhalts: eine neue Verfassung thue noth. Das Volk solle in Zukunft blos *) unter Gesetzen stehen, die es sich selbst auflege, und die Regierung dürfe weder auf die Beschaffenheit noch auf die Vollziehung derselben einen schädlichen Einfluß ausüben. Ihre Forderung war demgemäß: daß die Stände entweder sogleich eine Zusammenberufung des Volkes behufs seiner ordentlichen Vertretung veranlassen oder gleich selber einen neuen Verfassungsentwurf ausarbeiten sollten, den sie hernach dem Volke vorzulegen hätten. Zum Beweise, daß das gesammte Volk über sich beschließen müsse, beriefen sie sich auf Tacitus, auf das salische Gesetz und die brabantische Geschichte; wei-

---

*) Ne vive plus desormais que sous l'Empire seul des lois.

ter wiesen sie hin auf die von ihnen ausgegangenen „unparteiischen Betrachtungen" und schlossen, wie ihr Verhalten keinen Zweifel darüber lassen könne, daß sie lediglich von dem Wunsch beseelt seien, die Ordnung des Staates mit der Geltung der Volksrechte zu verbinden.[48])

Kaum war diese ernste und gehaltene Zuschrift in den Händen Root's, so fuhren seine Helfershelfer van Hamme und des Londes mit der Liste der Unterzeichner durch die Stadt und sprengten unter den Einwohnern aus, da habe man nun die Namen der Ruchlosen, welche die Klöster abschaffen, ein parisisch Regiment einführen, Brüssel an die Oesterreicher verrathen wollten. Das von den Vonckisten eingereichte Schriftstück selbst vorzulegen hüteten sie sich weislich; eine entstellte Kunde von seinem Inhalt schien geeigneter für ihr Vorhaben. Einiges Geld mußten die Unternehmer es sich schon kosten lassen. Die Pineau sprach das ihr bekannte Gesindel an, und verhieß ihm in Root's Namen 3000 Fl., die später in Root's Behausung auch ausgezahlt wurden. Akademiker Gérard wird als thätiger Schürer bezeichnet. Noch an selbem Abende wurde d'Outrepont auf der Straße vom Pöbel angefallen und zu Boden geworfen. Die Nacht ward zur Vorbereitung benutzt. Während derselben hefteten die Anstifter der Unruhe an die Kirchen, Klöster und Ecken der Plätze eine „Nachricht für die wahren Vaterlandsfreunde", sich um 10 Uhr auf dem Hauptmarkte zu versammeln, denn es handele sich um einen Anschlag, die Religion, Verfassung und wahre Freiheit zu zerstören. In der Nachtzeit wurden auch gedruckte Zettel an die Häuser der Vonckisten geklebt, um sie zu kennzeichnen. *) Am Morgen des 16. war, wie voraussichtlich, die

---

*) Cette maison doit être pillée
Le chèf en sera massacré

niedere Bevölkerung von Brüssel auf den Beinen. Geistliche liefen geschäftig in den Gruppen der Menschen herum. Schon in der Frühe zeigten sich bewaffnet van Hamme, des Londes, Blaes, Danssaert, van Overstraeten, Gérard und ein Neffe Noot's an der Spitze von Trupps, die zum Theil aus den Lastträgern und Schifferknechten des Kanals rekrutirt waren. Diese führen sie durch die Straßen mit dem Geschrei: „Es lebe Heinrich van der Noot! es leben die Stände!“ vors Ständehaus, von dessen Balkon einige Regierer ihnen die Hüte zuschwenken. Darauf machen sie sich ans Plünderungswerk. Zuerst fallen sie über die Häuser der bezeichneten Kaufleute her. Was die Plünderer nicht fortschleppen konnten, wurde zertrümmert oder in den Kanal geworfen. Van Schelle der Sohn wurde niedergemacht. Der Bankier Chapelle that der Plünderung seines Hauses Einhalt, indem er Geld aus den Fenstern warf, Simons schützte das seinige, indem er dem Haufen zurief, es sei mit Pulver unterminirt und er habe seine Feuerspritze mit Scheidewasser geladen, werde sie abspritzen auf die Eindringlinge. Unter den tobenden Haufen sah man bald den Grafen Limminghen, einen Landstand, wüthende Mönche und sogar Noot selbst. Der Herzog von Ursel eilte ins Ständehaus und verlangte Vollmacht um die Ordnung wiederherzustellen; man schlug sie ihm nicht nur ab, sondern gab ihm zu verstehen, er werde am besten thun Brüssel zu verlassen. Die Vonckisten waren überrascht, erschreckt, rathlos. Die Freiwilligen sammelten sich

---

Pour conserver notre Liberté
Sans celà point de tranquillité
C'est le vocu de la publicité,

lautet dieser Aechtungsvorschlag, oder kürzer:
Maison à piller et à brûler; tous ses habitants à massacrer.

während des Auflaufs: diejenigen, welche einzeln den plündernden Banden begegneten, wurden von diesen mishandelt. In Masse versuchten sie anfangs die bedrohten Häuser zu decken, da lassen ihnen Noot und die Stände anempfehlen: auf ihre Brüder nicht zu schießen. Sie gehorchten, sahen zu und waren bald überflüssig. Indem sie nicht handelten, mußten sie wol selber unterliegen. Es fehlte ihnen eine rechte Führung. Statt den in diesem Augenblicke ungewissen Kampf zu wagen, scharf zu feuern und das Ständehaus zu stürmen, standen sie ruhig abwartend da und waren nun verloren. Noot hielt eine Schlacht in den Straßen für möglich, denn er hatte schon in die Nähe von Brüssel Truppenabtheilungen herangezogen, die sich marschfertig halten mußten. Zu gleicher Zeit, damit wie die Leidenschaft des Pöbels, so der Wille des Gesetzes auf die Demokraten falle, verbietet der Rath von Brabant alle Vereine und Versammlungen als ruhestörend, d. h. die vaterländische Gesellschaft, und das Zusammentreten der Anführer von den Freiwilligen. Die Plünderung nahm noch am 17. März unter den Augen der Stände ungehemmt Fortgang. Die erhitzte Hefe des Volkes glühte von Zorn. Vonck's Haus wurde erst an diesem Tage geplündert. Die Demokraten waren durch diesen Schlag in Brüssel auseinandergesprengt. Bestürzung lähmte sie. Walckiers gibt seine Entlassung, weil er doch einmal gewagt hatte, Feuer zu befehlen, und die Ständeherren deshalb wider ihn einzuschreiten drohen; seine Schar ward aufgelöst. Van der Noot schützte jetzt Walckiers unbedeutend gewordene Person. Erst am 19. März, als der Schlag gelungen war, erlassen die brabanter Stände eine Kundmachung, welche das Verwüsten bei Todesstrafe verbietet. Vierzig Häuser waren verwüstet und mehrere Menschen umgebracht worden. Die angesehensten Demokraten mußten fliehen oder sich versteckt halten. Vonck war

bis zum Ende des März in Brüssel bei einer Witwe verborgen, wo er sich dann zum Heere „rettet“. Die Abtheilungen der Freiwilligen wurden nunmehr von den Anhängern der Vonckistenpartei gereinigt und am 31. März und 2. April gaben nun der Congreß und die Stände von Brabant eine Erklärung, die zuerst (damit unschlüssige Männer während des Entscheidungskampfes durch die Aussicht, ohne Bürgerkrieg seien Verbesserungen zu gewärtigen, vom Handeln abgehalten würden) Hoffnung zu einer erweiterten Vertretung des dritten Standes machte, zuletzt jedoch darauf hinauslief, daß zur Erörterung der Verfassungsfrage der gegenwärtige Zeitpunkt nicht geeignet sei.

Der bekannte Dr. Coremans, der Sohn eines Unterzeichners der Erklärung vom 15. März 1790, schrieb vierundfunfzig Jahre später über sie Folgendes: „In einer Rücksicht verdienen die Vonckisten die Achtung aller Parteien. Sie gaben ein Beispiel von Freimuth, von politischer Aufrichtigkeit, von vollständiger Hingebung, welches uns mit Schmerz auf die Vergangenheit zurückblicken läßt, wenn wir mit ihm die halbe Offenheit, die halbe Aufrichtigkeit, die halbe Hingebung unserer Tage vergleichen. Der Zufall fügte es, daß zwei Unterzeichner dieser Zuschrift nicht mit auf das Verzeichniß der zu Plündernden gesetzt worden waren.*) Diese zwei ließen sogleich eine Berichtigung des Verzeichnisses drucken und an den Straßenecken anschlagen, um die Ehre, geplündert zu werden, auch für sich zu beanspruchen. So viel Kundmachungen die Vonckisten auch ausgehen lassen, sie unterschreiben sie alle. Sie greifen ihre Gegner nicht durch den geschäftigen und unfaßbaren Lügner an,

---

*) In mehreren Abdrücken der Unterschriften stehen wirklich nur 39 Namen. Vielleicht fehlten beim Unterzeichnen zufällig ein paar Mitglieder der vaterländischen Gesellschaft.

der heißt: «Man sagt», nein, frei und offen wie die alten Brabanter sagen die Vonckisten: «Sie haben das und haben das gemacht sie mögen sich vertheidigen, wir sind es, die sie anklagen.»"

So eine Stimme aus dem nachfolgenden Geschlecht. Desto mehr belohnte damals die geistliche Schar jene Gewaltthat. Feller schlüpfte über die Greuel mit einer witzigen Wendung: „Le peuple fit malheureusement usage de la souveraineté individuelle, que lui attribuaient les démocrates, et exprima un peu trop fortement le refus qu'il en faisoit" („Journal historique" vom 1. April). In der Annenkapelle zu Brüssel predigte ein Kapuziner: wenn jemand ein Gewehr habe und einem Vonckisten begegne, so solle er sich nicht erst die Zeit nehmen, auf ihn zu zielen, sondern ihn gleich mit dem Bajonnete spießen. Der Mord eines Vonckisten sei ein Opfer für Gott, im voraus verkündige er Vergebung, bei solchem Werke sei keine Gefahr, keine Bedenklichkeit. In Löwen sprach der Pleban in der Peterskirche [49]): ein Royalist habe doch einige Hoffnung seine Seele zu retten, aber der Vonckist habe die gar nicht mehr. Deckers in Brüssel nannte von der Kanzel die Vonckisten verdammt bis ins dritte Glied. Demjenigen, welcher noch die „Considérations impartiales" zu lesen wagte, verweigerte in Brabant der Priester die Absolution. [50]) Noot dagegen wurde in den Himmel erhoben und sein Bildniß wirklich bei Festumgängen herumgetragen.

Nun war noch das Heer zu besiegen, welches in Namen (oder Namur) stand, um das Land gegen Luxemburg hin zu decken. Noot's Brüder saßen im Rathe für das Kriegswesen und thaten das Möglichste, um es zu schwächen, nachdem die Freiwilligen desselben wie in Brüssel den Eidschwur abgeschlagen hatten. Ihre Einwirkung war eine solche, daß binnen drei Tagen mehr als zweitausend Frei-

willige das Lager bei Namur verließen. Darauf wurde die Annahme von neuen Freiwilligen verboten. Sodann schickten sie alle Empfohlenen des Adels als Hauptleute zum Heere. Knaben, ja halbe Kinder bekamen Offizierspatente, Offizierssold und steckten in Offiziersuniform — natürlich zum Verdrusse derer, welche den Befreiungszug mitgemacht hatten, und zum Aerger der Gemeinen, welche diesen neuen übermüthigen Offizierchen nicht folgen mochten. Endlich hatten die Nootisten, während sie die alten Anführer nach und nach entfernen, bei zeiten schon für einen neuen Oberbefehlshaber gesorgt, um auch van der Mersch beseitigen zu können. Die Prinzessin von Oranien hatte den Ständen zur Führung ihres Heeres einen preußischen Feldherrn, den Baron Schönfeldt empfohlen, den die Stände, obschon er ein Protestant war, sofort zum Heerführer annahmen. Dieser Mensch, der in den folgenden Ereignissen in sehr zweideutigem Lichte dasteht, war der Mann Noot's. Geradezu ist behauptet worden, Schönfeldt habe uneingedenk seiner belgischen Dienstpflicht fortwährend nach preußischen Aufträgen gehandelt — also etwa wie im ersten schleswig-holsteinischen Kriege der Reichsfeldherr Wrangel — und in den offenkundigen Hergängen liegt nichts, was dieser Annahme zuwiderliefe, wurde er doch auch, nachdem er seine Rolle in Belgien ausgespielt, in preußischen Dienst wieder aufgenommen: gleichwol trägt der Verfasser dieser Darstellung Bedenken, dieselbe so unumwunden hinzustellen, da er die Vertheidigungsschrift Schönfeldt's, trotz der Nachfrage in vielen großen Büchersammlungen nicht zu lesen bekommen hat, denn die Gerechtigkeit darf auch gegen Längstverstorbene nicht aufhören und eine Verleumdung bleibt es stets, ohne triftige Gründe den Namen und das Andenken eines Todten zu beschimpfen. War indeß Schönfeldt kein Schurke, so war er gewiß ein

völlig unfähiger Befehlshaber. Vor dem Volke verschaffte ihm Noot dadurch einen guten Namen, daß er die mit allem Kriegsgeräthe versehene Feste von Antwerpen, deren Räumung von dem österreichischen Befehlshaber Gaveau mit Geld erkauft war[51]), an ihn übergeben und dieses Ereigniß gleichwie einen wichtigen Sieg mit großem Jubel feiern ließ. Mit den in Antwerpen gewonnenen Kriegsvorräthen wurde ein neues ihm untergebenes Heer ausgerüstet. Schönfeldt's Ernennung zog den Rücktritt Ursel's nach sich. Dieser legte, wie schon erzählt, die Leitung des Kriegswesens nieder: das wollte man. Aber das Heer nahm sich Ursel's an. Die Freiwilligen — man vergesse nicht, daß es Bürger waren, die in Waffen standen — machten eine Eingabe an die Stände, diese sollten den Herzog bitten, sein Amt zu behalten. Die Stände wichen geschickt mit der Antwort aus: sie möchten sich in eine rein soldatische Angelegenheit nicht einmengen. Unter dem Befehle Schönfeldt's wurde ein ziemlich starkes Heer zusammengezogen, auf welches Noot für den Fall eines Bürgerkrieges sich stützen konnte, während zu gleicher Zeit das Heer unter Mersch, welches vor dem Feinde stand, aufs gröblichste verwahrlost und vernachlässigt wurde, alle Bitten, Beschwerden und Klagen aus dem Lager unbeachtet gelassen blieben, auch die Soldzahlung sogar ausbleibt. Kein Geld ist in Merschens Kasse zu Namur.

Da erhält das murrende Heer des van der Mersch die Kunde von den Gewaltthaten in Brüssel. Nach diesen wollte der tiefgekränkte Mersch, statt an der Spitze der Vaterlandsfreunde gegen Brüssel zu rücken, seine Entlassung nehmen! Er schätzte Vonck hoch, er verachtete Noot, ja hatte diesen noch kürzlich schwer beleidigt, er wußte, daß das Werk, welches er mit bauen helfen, Noot zu Grunde richten werde. — Doch die Hoheit des Gesetzes lähmte

seinen tapfern Arm. Nicht so die alten Anführer seines Heeres. Diese, 160 an der Zahl, treten mit der Absicht einzugreifen am 30. März abends zusammen. Sie sprechen ihren Beitritt zu der Vonckistenerklärung aus in Schreiben an die Ständeversammlungen der Staaten, denen sie sagen, daß die Entlassung ihrem Feldherrn nur vom Volke bewilligt werden könne*), sie nehmen sogar einen Abgesandten des Congresses, Visbecque, fest und erbrechen seine Briefschaften, deren Inhalt ihre gerechte Erbitterung vergrößerte; am andern Morgen begaben sie sich in Masse zu Mersch. Oberst Freiherr von Haack führt das Wort: Mit seinem Rücktritte sei es um das Heer, sei es um den Staat geschehen; er möge ausharren. Mersch weicht ihrem Dringen: jedoch ohne seine nun völlig veränderte Stellung an der Spitze eines aufrührerischen Heeres zu begreifen. Er, der vieles wagen durfte, weil der Soldat an ihm hing, tritt nicht heraus mit rasch entschlossenem Handeln als Leiter der Bewegung. Es geschah zu viel und zu wenig, wie man will. Bei solcher Unentschlossenheit mußten die Demokraten zu Grunde gehen, denn die Halbheit verliert im Gedränge schwieriger Umstände allemal. Mersch läßt den Vesbecque frei und läßt zugleich seine Offiziere gewähren. Diese wollen Ursel und Aremberg an der Spitze haben und ernennen einen Ausschuß, welcher die anwesenden ständischen Abgeordneten verhaftet, an alle Staaten wie an die Räthe und Ausschüsse der Städte Schreiben dem Congresse entgegen richtet voller Beschwerden und Forderungen, der endlich Vonck durch Abgeordnete bittet, in ihre Mitte zu

---

*) Sie sagen: „Nul n'est roi chez les Belges que le Peuple, nul n'est Chèf de l'Armée que celui que le Peuple s'est choisi lui-même, ainsi nulle démission ne peut être donné qu'au Peuple ni accepté que par lui."

eilen, um sie mit seinem weisen Rath zu unterstützen. *) Das geschah noch am 31. März. Aber mit Worten und Schreiben verloren sie die kostbare Zeit und entblößten das Schwert nicht. Vonck, Verlooy, Weemaels, d'Aubremez, der Herzog von Ursel und der Graf von La Marck begaben sich ins Lager.

Merkwürdig, daß in diesem Zeitraume aufgeregter Leidenschaften der Krieger überall so wenig Gewalt besaß, daß alle Umwälzungsversuche der bewaffneten Macht entgegen der bürgerlichen Obrigkeit gescheitert sind! Schnell wendet sich alles zu Ungunsten des Heeres, das nur durch einen raschen Schlag zu siegen vermochte. Aber man denkt ja in Namur nicht an Gewalt! Bisher hat wiederum der Congreß durch scheinbare Nachgiebigkeit, durch angebliche Aussetzung einer (doch schon längst gefaßten) Entscheidung der Hauptfrage über seine Befugniß viele einigermaßen beruhigt und Widersacher zu Zögerungen verleitet, sodaß er selbst Zeit um alles vorzubereiten gewann: als nun diese äußersten Schritte des Heeres geschahen, befanden sich van der Noot und van Eupen schon in der Verfassung, ihnen rasch zu begegnen. In mehrern Städten werden die vom Heere Ausgesendeten verhaftet und in Namur selbst sind die nootistischen Umtriebe schon im besten Zuge. Die nahe Abtei von Salzinne war der Herd der Ränkeschmiede. Den Soldaten wird vorgeredet, Mersch habe sich zu ihrem Schaden Unterschleife zu Schulden kommen lassen. Eben an jenem 31. kamen dort Graf Limminghen, von Noter, der Priester Melin, Janssens, Deslondes, van Hamme und andere Gehülfen Noot's, dessen beide Brüder auch in Na-

*) Sie sagen zu Vonck: „Daignez encore aider ceux que vous avez ressemblés le premier" (Dinné, III, 24).

mur waren, an, um noch mehr zu unterwühlen. Die Anführer im Lager wollten sie im ersten Augenblicke niedermachen: dann war die Brücke abgebrochen; Mersch hält sie davon zurück, schützt seine Feinde. Flugschriften werden gegen Mersch ausgestreut und verbreitet, er hadere nur darum mit der Regierung, weil er die Stadt an die Oesterreicher zu verrathen beabsichtige. Die Namurer stutzten; bereite Arme werden mit Geld gegen ihn erkauft, sogar einige Anführer, Major Piper und Oberst Cuvelier durch Gold und Aussichten bestochen. Inzwischen naht schon Schönfeldt von Antwerpen her auf Geheiß des Congresses mit 7000 Mann.

Im Lager zu Namur wird der Anzug des zweiten Heerführers erst am 6. April erfahren, als er schon einige Wachen des Patriotenheeres in Bande wirft. Auf der Stelle beruft Mersch die höheren Befehlshaber zusammen. Das sehen sie ein, daß sie den Oesterreichern das Feld einen Augenblick preisgeben müssen: aber der Vorschlag, gen Brüssel mit ganzer Kraft zu ziehen und den Congreß zu sprengen, scheint dem immer noch Ausgleichung hoffenden Mersch zu stark, entsetzlich. Jedoch führt er sein Heer dem Schönfeldt's entgegen — und siehe da, wie die beiden Heere einander im Angesichte stehen, erklären vier Abtheilungen der Schönfeldt'schen Mannschaften, die wie die übrigen bis dahin geglaubt hatten, sie würden gegen den Landesfeind geführt, rund heraus, sie würden nicht gegen Mersch fechten, sie würden nur unter Mersch dienen. Das hatte Schönfeldt nicht erwartet. Seine Absicht war Namur zu überrumpeln: sie war vereitelt. Bei dieser Wendung bittet er Mersch um eine Zusammenkunft. Die Abgeordneten des Congresses, die Schönfeldt begleiten, mahnen bei derselben mit dringenden Worten, doch ja ein Blutvergießen unter Belgiern zu verhüten. Mersch, seiner Stellung nicht klar be-

wußt, war wirklich so schwach sich zu vertragen und auf das Abkommen hin, daß kein Anführer des Heeres ohne richterlichen Spruch gekränkt werden sollte, den Einzug der Schönfeldt'schen Truppen in Namur zu gestatten. Die Soldaten beider Heere rückten bunt untereinander gemengt in die Stadt ein. Damit war Mersch verloren. [52])

Schon hat sich in Namur selbst die Lage verändert. Kaum hatte nämlich Mersch mit seinen Soldaten die Stadt verlassen, so brachen in seinem Rücken die versteckten Nootisten los und fielen über die wenigen Zurückgebliebenen her. Nikolaus und Johann Baptist van der Noot führen mit dem Major Piper Volkshaufen an, bemächtigen sich in großer Hast eines Thores und des Zeughauses, vertheilen Waffen an die Geworbenen und stoßen auf keinen Widerstand. In Namur herrscht eine Weile der Schreck. Ein wirres Durcheinander, ein Toben der Roheit. Vonck, am 2. April erst angelangt, schwebte in großer Gefahr, doch rettete er sich und die Papiere des Feldherrn und flüchtete über die französische Grenze.

So sind also die Nootisten Herren in der Stadt, als Mersch wieder hereinkommt, und die Congreßabgeordneten ergreifen sogleich in der Stadt das Regiment. Vom Abkommen ist keine weitere Rede. Noch am selben Abende werden einige Anführer und Freiwillige von Mersch's Partei festgenommen, noch mehrere in den folgenden Tagen. Der Befehl ist ihm entwunden und seine Thatkraft sichtlich gebrochen. Die ihm ergebenen Abtheilungen werden auseinandergelegt und gleichzeitig unter ihnen Schmähschriften gegen Mersch verbreitet. Am 7. April rufen ihn die Abgeordneten vor und deuten ihm an, nach Brüssel abzugehen, um sich dort zu rechtfertigen. Er thut es und wird in Brüssel, wie es vorauszusehen war, verhaftet. Mersch erklärte wol,

allein dies konnte ihm jetzt nicht mehr nutzen, im Congresse seinen lauten Ankläger, nicht seinen Richter erblicken zu können, denn dieser sei das gesammte belgische Volk. Der Congreß vereinige alle Vollmachten, ward ihm natürlich geantwortet. Ganz fest stand der Congreß gleichwol doch noch nicht. Die Brüsseler, die den Mersch vor noch nicht langem mit Jubelruf empfangen hatten, murrten. Deshalb wird Mersch am 13. April in das bigote Antwerpen abgeführt. Alle Hauptleute, welche ihre Erklärungen nicht widerrufen, werden nun abgesetzt. Vor dem Volke wurde das Heer bezichtigt, mit kirchenschänderischer Hand [53]) an den Personen der Souveräne sich vergriffen zu haben.

Noch hatten die Vonckisten einen Stützpunkt in Gent. In Flandern war die demokratische Richtung stark, zudem kam ihr dort eifersüchtiger Unwille über das Vorherrschen Brabants zu statten, wäre nur nicht der vonckistische Kreis durch den Schlag in Brüssel auseinandergesprengt gewesen; er hatte keinen leitenden Mittelpunkt mehr, jeder sorgte bei der schwellenden Gefahr einzeln für sich. Die Gegenpartei aber handelte nach einem überlegten Plane mit raschem Nachdruck. Van Eupen beeilte sich eine Mission von Priestern und Mönchen nach Gent abzusenden. Obgleich nun anfänglich die meisten Genter für Mersch Partei ergriffen, auch Walckiers und einige andere brüsseler Demokraten sich einstellten und einen Ausschuß aufthun wollten, so gerieth die öffentliche Meinung doch unter den Eindruck der niederschlagenden Nachrichten, welche einliefen, und so bekamen die Bemühungen der Nootisten Erfolg. Walckiers mit seinen Freunden mußte bald wieder aus Gent weichen, der Herzog von Ursel, der sich auch nach Gent begeben hatte, konnte nichts ausrichten.

Dies war der schnelle Ausgang des ersten Zusammenstoßes zwischen den Liberalen und Klerikalen.

Die Pfaffenpartei hatte sonach in Verbindung mit dem Adel den Sieg sowol über die reformirende Regierung als über die demokratische Richtung davongetragen und sich im Regimente behauptet. Sie frohlockte.

Nichts lag ihr nach diesem raschen Erfolge dringender am Herzen als die vollständige Unterdrückung des freisinnigen Widerparts. Mit seinen Wurzeln möchte sie den Gegensatz ausreuten, damit die neuen Grundsätze nirgends in Belgien vernommen würden. Heftig tobt die Verfolgungswuth. Ihre Gegner werden der Presse in Belgien beraubt. Gegen Vonck und seine Genossen ergehen Verhaftsbefehle, die Auslieferung der Geflüchteten wird sogar von den französischen Behörden begehrt.

Doch auch die Vonckisten fahren im Ankampf fort. Sie ergeben sich nicht in ihre Besiegung, sondern sinnen noch vom Auslande her auf ein neues Unternehmen. Einige von ihnen begeben sich nach Paris, wo sie Verbindungen hatten. In Ryssel sammelte sich eine Anzahl flüchtiger Vonckisten Vonck, Verlooy, Weemaels, d'Aubremez u. m. a. Sie rechneten auf die Misstimmung der Flandrer und setzten sich in Verbindung mit den Anführern der Freiwilligen in Gent, Ostende, Kortrik, Menen, Turnhaut, die ihnen zugeneigt waren. Der Oberst Haack sollte den Befehl übernehmen, von Kortrik die Erhebung ausgehen, Gent zum Mittelpunkt gemacht, van der Mersch in Antwerpen befreit, nachdem dies gelungen, der Congreß in Brüssel gebeugt werden. „Befreiung des van der Mersch“ wird als erste Losung ausgegeben. Am 28. Mai verfügte sich demgemäß Haack sammt Verlooy, Weemaels und Sandelin über Menen, wo sich ihnen 130—300 Soldaten und Bürger anschlossen, nach Kortrik, allein es ging alles fehl; theils kam dem Beginnen Verrath zuvor, theils scheiterte es an der Zaghaftigkeit derer, welche die ersten Schritte unterstützen sollten.

In Brüssel fanden in der Nacht zum 28. und an den folgenden Tagen gegen 200 Verhaftungen [54]) statt, der Herzog von Ursel wurde in der Nähe von Gent (am 31. Mai) gefangen genommen und in einer Abtei eingesperrt, eine Patriotenschar in Flandern niedergemacht. [55]) Die nachfolgende Unruhe veränderte die Lage nicht. Das Ganze war ein verunglückendes Nachspiel.

Während es noch betrieben wurde trugen sich in der französischen Nachbarschaft, wo die Vonckistenführer weilten, zwei sehr verschiedene Unterhandlungen zu, die den Beweis geben, welche Bedeutung diese Flüchtlinge noch immer besaßen.

Die österreichische Regierung bemühte sich nämlich aus der Niederlage der Vonckisten Vortheil zu ziehen und zwar übernahm es ihr Gesandter im Haag, die Fäden zu spinnen. Der Limburger Wildt erschien auf seine Veranlassung in Ryssel unter den Vonckisten und stellte ihnen vor, daß wenn selbst ihr neuer Anschlag gelinge, gleichwol das Land nicht zur Ruhe kommen werde, weil der besiegte Widerpart nimmermehr aufhören würde an ihrem Sturze zu arbeiten; Sicherheit könne blos die Herrschaft Leopold's gewähren, der sie beschützen werde. Die Vonckisten erkannten wol das Zutreffende dieser Vorstellungen an, bestanden indeß darauf, daß vor allem andern erst die Landesverfassung einen freieren Zuschnitt bekommen müsse; sei dies geschehen, werde ohne Zweifel eine Vereinigung mit Leopold sich erreichen lassen. Nach dem Fehlschlage des gedachten Unternehmens gelang es Wildt, indem er die entschiedeneren Demokraten beiseiteließ, die gemäßigteren zum Aufstellen von Bedingungen zu vermögen. Der Hinblick auf Leopold's toscanische Regierung erweckte bei diesen eine falsche Vorstellung von dem, was von Leopold zu erwarten sei. Ihr Verlangen war nun, daß alle Ansässigen Wahlrecht erhielten,

daß aus Zwischenwahlen die Erwählung der Ständemitglieder hervorgehe, deren Hälfte aus der höhern Geistlichkeit und dem Adel vom Volke gewählt werde, daß die Landstände alljährlich in der Hauptstadt zusammentreten und an der Gesetzgebung mitwirken, daß endlich das Heer außer dem Landesfürsten auch der Nation Treue schwöre. Wildt theilte am 18. Juli diese Vorschläge mit, indeß Männer, wie sie in Oesterreich die Zügel führten, konnten unmöglich an ihnen Gefallen finden; solchen schien die Belassung des alten Ständewesens vorzüglicher. Eine halb abweisende, halb Hoffnungen unterhaltende Antwort zu geben ward Wildt angewiesen, die damit anfing: daß er von ihrem Wunsche der Rückkehr zum Herrscher diesen in Kenntniß gesetzt habe. Wer vom Vorangegangenen ununterrichtet einzig nach diesem Briefe urtheilen müßte, würde also zu dem Wahn verleitet, als sei von diesen Vonckisten die Annäherung ausgegangen und gesucht worden. Es genügt aber anzumerken, daß von dem österreichischen Gesandten in Paris durch Proli's Mund Vonck 2 Mill. Fl. angeboten wurden, wofern er Leopold's Sache betreiben wolle, und daß Vonck dieses Angebot zurückwies. [56]) Der Herzog von Aremberg, ein mittelmäßiger Kopf, war allerdings schon längst auf Oesterreichs Seite übergetreten [57]) und auch der Graf La Marck rieth aus Paris Vonck dringend an, eine Verständigung mit Leopold zu suchen: die Partei aber beharrte ungeachtet ihrer leidenschaftlichen Erbitterung gegen die in ihrem Vaterlande herrschende Richtung auf ihrem alten Standpunkte und Vonck namentlich wünschte jene Verständigung nur in dem Falle, daß Belgiens Volk zugleich an Freiheit gewönne.

Das Merkwürdigste jedoch war, daß auch Eupen bei den Vonckisten in Frankreich sich einfand.

Er kam in denselben Tagen, in welchen die letzte Bewegung losbrach und zerschellte, in welchen Wildt's Unterhandlung für Oesterreich schon im Zuge war. Klüger als die übrigen Gewalthaber in Brüssel sah er den Schiffbruch voraus und soll sich schon vorher Gelder in Gravenhaag geborgen haben. Ein schwerer Kampf mit Oesterreich um des Landes Unabhängigkeit schien bevorzustehen. Für diesen Fall war es von höchster Wichtigkeit, des Beistandes von Frankreich versichert zu sein. Vom französischen Könige, dem Schwager Leopold's, war keine Hülfe zu erwarten, es blieb also nur übrig sich auf die Freiheitspartei in Paris zu stützen. Anfang März hatte man sich von Brüssel nach Paris gewendet, doch die französischen Volksvertreter hatten — am 17. März — sich keineswegs so zuvorkommend gezeigt, als man gehofft haben mochte. Um die Mitte des Aprils erhielt die belgische Regierung von englischer Seite den Wink, daß England und Holland nicht für Belgiens Unabhängigkeit gestimmt seien und sie daher klug thun werde, sich mit Oesterreich zu versöhnen. Eupen erkannte demnach, daß Frankreich schlechterdings gewonnen werden müsse. Nach den letzten brüsseler Vorgängen forderten die pariser Stimmführer vor allem, ehe sie sich auf Verhandlungen einlassen wollten, Genugthuung für die Voncisten, Wiedereinsetzung des van der Mersch in den Heerbefehl, dem drei französische Feldherren beizugeben seien, und endlich Abänderung der brabantischen Verfassung. Die Stimmung der Franzosen zeigte sich heftig eingenommen gegen die in Belgien herrschende Partei. Van Eupen entschloß sich deshalb zu einer persönlichen Verhandlung mit den Führern der Ausgewanderten, kam mit zwei Congreßmitgliedern, nämlich dem belgischen Gesandten für Frankreich, Grafen Thiennes und mit de Smet am 31. Mai in Douai an und ver=

langte eine Unterredung, denn es müsse die Einigkeit unter den Belgiern wiederhergestellt werden. Graf Proli übernahm seinen Auftrag und obgleich die Vonckisten sich nur schwer zu einer Zusammenkunft mit Eupen herbeiließen, fand sie doch in Douai statt, freilich ohne Vonck, der an der Theilnahme verhindert war. Verlooy, Sandelin, Weemaels, d'Aubremez kamen am 31. Mai gerade zu rechter Zeit nach Douai, um die belgischen Congreßmitglieder dem Laternisiren zu entziehen, womit die dortige Bevölkerung sie bedrohte. Eupen erklärte: die von Frankreich vorgezeichneten Bedingungen sollten vom Congresse angenommen werden, obgleich es schwer halten werde, sie gegen Noot und die brüsseler Stadtvorsteher durchzutreiben. Er schwur bei seinem Priesterworte. Man kam nach dieser Versicherung überein, daß die Vonckisten ihm eine Zuschrift zustellten und in Paris für die gemeinsame Sache wirkten. Der verlangte Brief ward dem Eupen am 1. Juni eingehändigt, obwol die Vonckisten ihm so wenig trauten als dem van der Noot, und wenn wir auch glauben, daß er aufrichtig gesprochen hat, so hatte er doch verheißen, was über seine Macht hinausging. Die Strömung im klerikalen Anhang war viel zu reißend, und er getrauete sich vermuthlich nach seiner Rückkehr nach Brüssel gar nicht, sein Vorhaben kundzuthun. „Wer ist der Verräther des Vaterlandes, der ihnen Zusicherungen gemacht hat, oder mit solchen Absichten sich trägt", schrie am 23. Juni nach dem Bekanntwerden jenes Briefes ein brüsseler Blatt, „ergreife und richte man ihn. Wir sind Christen, wir hassen Feindschaft und Rache, aber wir wollen keinen Frieden, keine Versöhnung mit den Feinden Gottes und des Vaterlandes. Non facies cum eis pacem. Deuteron. 23, 6. Unser gefährlichster Feind ist der Vonckist, wir werden ohne die Vonckisten un-

besieglich sein." Die Vereinigung der beiden Parteien konnte nicht zu Stande kommen. Im Gegentheile trugen sich Vorgänge zu, welche die Leidenschaftlichkeit noch stärker anfachten.

Die Sieger übten, seitdem sie mit der Gewalt bekleidet sind und keine Furcht vor den Gegnern sie länger bindet, denselben Despotismus, den sie an Joseph so stark getadelt. Auch sie setzten sich mit arger Rücksichtslosigkeit *) über die Menschenrechte hinweg. Die einheimische Presse ward unverzüglich wieder geknechtet, auswärtigen Blättern der Eingang gewehrt, und (im April) um der öffentlichen Meinung die Richtung zu geben, ein eifernder Priester, der Exjesuit Dedoyart (dem du Vivier zur Seite stand), zu einer Wochenschrift veranlaßt, dem „Freund der Belgier" (L'ami des Belges), welche seit dem 14. Mai herauskam und die Vonckisten entsetzlich schmähte. Van der Mersch wurde vom „Freunde der Belgier" mit den abscheulichsten Farben abgemalt, „schon in Turnhaut habe er Verrätherei gesponnen, um die Streiter für Belgien dem Feinde in die Hand zu spielen, nachher, während vom Kriegsamt für alle Bedürfnisse reichlich vorgesorgt worden sei, habe er nichts an die Truppen ausgetheilt, sondern sie an allem Mangel leiden lassen, quelle méchanceté perfide! Was vermochte in diesem falschen Manne der Durst nach Gold! Die Vonckisten leugnen zwar ab, daß sie Vonckisten seien und nennen sich

---

*) Man höre die Sprache eines westflandrischen Abgeordneten nach der Ueberwindung des Mersch. Er schreibt am 10. April amtlich: „Mais nous devons observer que les arrangemens pris sur le champ de bataille paroissent devoir nous arrêter, à moins que vos Seigneuries n'adoptent le principe qu'un Souverain ne peut être lié par une promesse que lui arrache un sujet rebelle, les armes à la main. Sur quoi nous attendons réponte. Le Baron de Neverlée de Baulet, président, par ordonnance de Hutt, secrétaire."

eifrige Vaterlandsfreunde, aber sie sind dessen Feinde und je mehr sie sich verstecken, desto weniger darf man sie dulden. Heraus mit euch aus unserem Lande; mit euch zusammen haben wir keine Ruhe; unsere Vertreter sind zu langmüthig und mild, unerbittliche Strenge thut noth." So lauteten die Anrufe des Priesters. Der Heerführer Schönfeldt bekam am 28. Mai eine „außerordentliche" Dictatur, Gewalt über Leben und Tod der Soldaten ohne jemandem Rechenschaft schuldig zu sein, übertragen. In Brabant setzen die Stände einen „Ausschuß der hohen Polizei" (Graf Limminghen, de Roter, Gossin) nieder. In Brüssel ist Verfolgung, Haft, Mishandlung verhängt gegen jeden, der freisinnigen Grundsätzen huldigt. Die Klöster der Stadt dienten als Kerker. Die Fanatiker verbreiteten, als die Nachrichten aus Kortrik und Menen bedenklich lauteten, diese teuflischen Vonckisten würden am Dreifaltigkeitstage den Cardinal, wenn er die Hostie trüge, ermorden. Die wüthenden Landleute strömten an diesem Tage (dem 30. Mai) meilenweit her zu Tausenden herein nach Brüssel ihrem Erzbischofe zu Hülfe. Die Pfaffen hatten sich Säbel umgeschnallt und trugen das Crucifix hoch in der Hand, ihren Horden voran. Vicare sah man zu Pferde. Heinrich van der Noot's Bildniß diente ihnen als Fahne. In einigen Schenken ließ man Kerzen vor seinem Bilde brennen. Nach ihrer Ankunft begann ein wildes Treiben in der Stadt, Häuser wurden durchsucht, die Wohnungen der Vonckisten zum zweiten male geplündert, aufgeklärte Geistliche ergriffen und eingesperrt, ein Strohmann wurde als der böse Vonck verbrannt, wozu der Priester in der Gudulenkirche seinen Segen gab. Der Zeitungsschreiber nannte das eine rührende Begeisterung! Diese Auftritte in Brüssel sollten der Gegenschlag sein gegen eine etwaige Erhebung Flanderns in diesen Tagen. Die Zügel waren der Besonnen=

heit entwunden und losgelassene Wildheit raste weiter. Furchtbare Greuel wurden verübt *), in Flandern wurden wiederholt österreichisch Gesinnte und Vonckisten aufgehängt. In Brüssel allein soll die Zahl der Eingesperrten gegen 2000 zuletzt betragen haben. An Bestrafung der Uebelthäter, welche wider die Gegner frevelhaft wütheten, dachte die Obrigkeit nicht. So gewahren wir in jener Zeit an vielen Orten die nämlichen Erscheinungen: wo Joseph's Schergen schalteten und wo die heiligen Männer herrschten, dieselbe Verhöhnung des Rechts wie da, wo die Jakobiner am Steuer standen. Wie ungerecht bricht man über die französische Umwälzung den Stab, wenn man nicht betrachtet, was vor ihr und neben ihr geschah. Die Hauptschuld an den Freveln trägt der geringe Stand der Gesittung im ganzen: die Gesittung, deren Quelle die Erkenntniß ist. Fürsten, Geistliche, Jakobiner standen allesammt tief: wenn unter ihnen aber ein Theil sich noch hervorthat durch das Bekenntniß des Rechtes und durch Streben nach ihm, so waren das ohne Zweifel die Jakobiner, deren Geschichte in Deutschland schlechte Federn so entsetzlich entstellt haben. In Belgien fluchte und lästerte man damals fürchterlich auf die Franzosen und trieb es doch gerade so schlimm wie sie! „Braucht's noch Formen", schrie der wüthende Feller **), der Abt, „um den Vaterlandsfeinden das Vergnügen zu machen, zu entwischen und neues Unheil auszubrüten? Und Anwalte und Räthe schreien gar über Ungerechtigkeit, wenn die schnellste Einkerkerung das Vaterland von einem Ver-

*) Ein Schriftsteller sagt sehr wahr: „Wenn die Pfaffen über die Jakobiner schreien, so haben sie gewaltig unrecht und sie haben niemand als das Schicksal anzuklagen, daß sie nicht mehr die Stärkeren waren. Wären sie oben geblieben, so hätte man nicht Laternenpfähle genug für die Demokraten finden können."

**) Den 15. Juni 1790.

brecher befreit, der es in Brand stecken will! O, diese heuchlerischen Anhänger einer erkünstlichen Gerechtigkeit verrathen ihr schlimmes Herz. Die Formen sind unter Umständen gut, aber sind abscheulich wenn sie die Verbrecher und den Verrath ermuntern, wenn sie die Räuber und die Mörder schützen." Der Vorredner der Geistlichkeit forderte Revolutionstribunale. Alle verlangen, mahnte „Der Freund der Belgier", daß man den Proceß der höllischen Bande geschwind zu Ende bringe, das Volk will, wiederholte „Der wahre Brabanter", daß mit unerbittlicher Strenge verfahren werde. Einige Beispiele werden sehr nützlich sein. Ein anderer Zeitungsschreiber schrie: „Es ist Zeit, die Ottern zu erdrosseln, es ist Zeit unser Land von den Ungeheuern zu reinigen, die es beflecken. Die braven Amerikaner haben uns ein Beispiel gegeben. Sie haben alle Ränkemacher, Verschwörer und Feinde des allgemeinen Bestens auf der Stelle gehängt und sind von der Zeit frei und glücklich. Welches Beispiel zur Nachfolge! Welch dringendes Beispiel (exemple nécessaire)! Es ist Zeit! Keine Nachsicht mehr, keine Verbannung, keine Plünderung, den Tod, den schmählichsten Tod! Wenn wir hundert Verräther hingerichtet haben werden, werden wir bald mit den Oesterreichern fertig sein und frei und glücklich. Das ist der Wille des belgischen Volkes, das ist seine Stimme, das ist die Stimme Gottes. Vox populi vox Dei." So wüthete man unter sich und ließ ein Regiment des Schreckens walten. Den damaligen Zustand schildert Forster als Augenzeuge: „Niemand soll mir wieder mit dem elenden Gemeinplatze kommen, den jetzt so mancher Apostel des Despotismus umherträgt und den ich schon zum Ekel von Nachbetern wiederholen hörte: daß die Aufklärung schuld an politischen Revolutionen sei. Hier in Brüssel sollen sie mir ihren Satz einmal anwenden!

Ja, wahrlich, vollkommener war keine Unwissenheit, dicker keine Finsterniß, bleierner drückte nie das Joch des Glaubens die Vernunft in den Staub. Hier hat der Fanatismus Aufruhr gestiftet. Aberglaube, Dummheit und erschlaffte Denkkraft sind seine Werkzeuge gewesen. — Die Kirchen und Klöster in Brüssel sind zu allen Stunden des Tages mit Betenden angefüllt — und an den Thoren der Tempel lauert der Geist der Empörung ihnen auf. Hier läßt der Congreß seine Mandate und Verordnungen anschiagen — hier erdreistet man sich sogar den heftigsten Ausbrüchen der Wuth, womit die aristokratische Partei die andere verfolgt, den Anstrich frommer Handlungen zu geben und die rechtgläubigen Einwohner im Namen ihrer Religionspflichten dazu anzuspornen." — „Man liefe Gefahr gesteinigt zu werden", schreibt er hernach aus Antwerpen, „wenn man sich merken ließe, daß die Freiheit noch in etwas anderem bestehen müsse, als van der Noot's Bildniß im Knopfloch zu tragen, daß Religion etwas mehr sei als das gedankenlose Gemurmel der Rosenkranzbeter."

7) Der belgische Freistaat. Die ständische Waltung.

Belgien verglich man bereits mit Paraguay: die Wortführer der Regierung wiesen mit Vorliebe auf diesen Jesuitenstaat hin. Der aristo-theokratische Koloß hatte seine Stärke aber noch in einem zweiten Kampfe zu erproben. Die errungene Unabhängigkeit mußte in der Abwehr des äußeren Feindes aufrecht gehalten werden.

Mit der Kraft des Volkes die Selbständigkeit des neuen Staates zu vertheidigen lag den Männern ob, die an seiner Spitze standen. Der Türkenkrieg, welcher die Heere Oesterreichs auf der entgegengesetzten Seite von Europa vollauf in Anspruch nahm, gewährte den belgischen Machthabern eine kostbare Frist, um die Widerstandsfähig-

keit des Landes zu entwickeln. Die erste Vorbedingung, damit eine kräftige Abwehr möglich werde, bestand darin, daß der neue Zustand den einsichtsvollen Bestandtheilen der Bevölkerung werth und theuer gemacht und daß ihre Eintracht soweit möglich bewahrt wurde. Was thaten nun die geistlichen Herrscher für das Volk? Nichts! Sie ließen — im August — neue Münzen prägen mit der Aufschrift: Domini est regnum, aber keine einzige Maßregel ist zu nennen, in der eine Verbesserung geschaffen worden wäre. Daß die von Joseph verscheuchten Mönche und Nonnen zurückkehrten und man sich mit der Wiedereinführung der geistlichen Orden in ihre Häuser beschäftigte, konnte doch unmöglich als eine Befestigung des neuen Staatsgebäudes angesehen werden; ja geradezu bedenklich war es, daß man ernstlich von der Einziehung der früher verkauften geistlichen Güter sprach. Die innere Eintracht ward vielmehr zerstört.

Anstatt durch weises Entgegenkommen die starke Partei der Vonckisten, welche den Sieg über die Regierung hauptsächlich erfochten hatte, mit der neuen Staatsgewalt zu verbinden, hatte man ihr jedwedes Zugeständniß verweigert, hatte die Gärung zum Zwiespalt befördert und war über sie hergefallen. Die herrschenden Männer verfolgten ohne Unterlaß die Andersgesinnten unversöhnlich. Die Vonckisten, hieß es in einem fort, sind die wahren Feinde des Staates und unserer Freiheit. „Der Vonckismus", sagte der „Belgierfreund" (am 8. Juni), „ist kein System und kein Plan, sondern ein unbestimmter Name, der alles Schädliche umfaßt, Haß, Neid, Lüge u. s. w.; jeder, der dazu gehört, hat seine besondere Aufgabe, der eine tadelt dies, der andere übertreibt jenes. Sehr oft leugnet ein Vonckist ab, daß er Vonckist sei." Man sieht, mit welchen allgemeinen Anklagen und Kennzeichen man verdächtigte. „Ohne

die Vonckisten wären wir glücklich und ruhig", sagte dasselbe Blatt am 23. Juni. Dessen Fortsetzung „Der wahre Brabanter" („De vrai Brabançon", seit dem 16. Juli, vom Kapuziner Huyg geschrieben) eiferte ebenso, schalt den Vonckismus ein verborgenes Gift, hob hervor, daß das Landvolk schon bei dem bloßen Namen eines Vonckisten wüthend werde. Alle Widerwärtigkeiten, die das Heer erfuhr, wurden auf die Tücke, Bestechung und Verrätherei der Vonckisten geschoben. Die leidenschaftliche Erbitterung der niedergeworfenen Widersacher wurde fortwährend rege gehalten und höher getrieben durch das immer wiederholte Geschrei: „Die Vonckisten sind an allem Unheil schuld", durch die wiederkehrenden Aufrufe „den Verrath auszurotten".

Erwägt man dieses nach der Niederlage der Vonckisten fortgesetzte, fast ängstliche Wüthen, durch welches man seine eigenen Eingeweide zerriß, so kann man nicht umhin, eine tiefer liegende Ursache als diejenige, welche die Handlungen der Vonckisten boten, zu muthmaßen. Wir täuschen uns gewiß nicht, wenn wir die Furcht vor der Aufklärung des Zeitalters, den Wunsch, sie von Belgien fernzuhalten und Finsterniß über Belgien zu bewahren, endlich das Gefühl, daß bei dem Umschwunge der Zeiten das alte Wesen zuletzt dennoch unhaltbar sei, als den eigentlichen Grund dieser zerfleischenden Wühlereien betrachten. Belgien sollte ein Priesterstaat werden und zwar am Ende des 18. Jahrhunderts, des Jahrhunderts der Philosophen, während neben Belgien Frankreich mit reißender Wucht den neuen Ideen Raum schaffte. Es galt einen Ankampf wider den Geist der Zeit. Daraus erklärt sich das Poltern gegen die „philosophische Cabale", gegen die „Schule des Philosophismus" und die „Philosophistiker". Während die Bearbeiter der öffentlichen Meinung den Muth und die Vaterlandsliebe der Aufgeklärten (le patriotisme philosophique) als

reine Windbeutelei bezeichneten, versicherten sie, in einer Zeile des Katechismus sei mehr gesunder Sinn enthalten als in allen „paradoxalen" Hervorbringungen der Philosophen. Unter dem Aushängeschilde des Vonckismus traf man den Fortschritt überhaupt. „Toleranz, Philosophismus, Jansenismus, Vonckismus sind Brüder und Schwestern", sagt an einer Stelle der „Belgierfreund". Wachsamkeit gegen französische Sendlinge ward deshalb vorsichtigerweise empfohlen.

Und trotz dieses vielen Bemühens gewahrte man, wie „das französische Uebel (!) um sich greift". Der sicherste Rückhalt, den der junge Freistaat haben konnte, war in Frankreich zu finden, jedoch mit Frankreich mochte man schlechterdings nichts gemein haben, weil dort der Kirche Abbruch geschah; vor französischen Einflüssen strebte man Belgien zu verwahren. Dem französischen Geschäftsträger Rüel wurde sogar geboten, das französische Wappen abzunehmen und das Land zu verlassen; da er nicht ging sperrte man ihn am Anfang des Sommers in ein Kloster. Die vaterländische Partei bei uns, sagte der „Belgierfreund", ist buchstäblich Gegenfüßler derjenigen, die in Frankreich so heißt, und unsere Aufgabe ist, „dieses gute, christlich gelehrige Volk, welches sich schon nach den Wünschen der Geistlichen richtet" („ce bon peuple chrétiennement docile s'est deja conformé aux voeux des ministres de l'Eglise" 9. Juli, S. 228) gegen die vonckistischen Verführer (d. h. gegen die französischen Lehren) zu beschützen.

In diesem Drange schärfte man ein, je mehr Zeitschriften gelesen würden, desto mehr verfielen die guten Grundsätze („plus les feuilles publiques circuleront, moins les bons principes auront de consistance", „L'Ami des Belges", S. 11); hätten die Fürsten nur Gutes zum Druck gelangen lassen, so würde noch Glaube, Sitte und Gesetz

in Ehren sein („Le vrai Brabançon" vom 3. Sept.). In einem fruchtbaren Lande wie dem unserigen, in dem Ackerbau die Hauptbeschäftigung ist (sagte im Juni „L'orateur du peuple") braucht das Volk weniger eifersüchtig auf die Freiheit zu sein, weil es nur Ruhe bedarf und weder Zeit noch Willen hat, sich in Verwaltungsgeschäfte einzulassen. Die Verfassung, die Belgien genießt, hieß es, ist die weiseste; es könnte sich keine bessere geben, wenn es eine neue beschließen sollte; es ist Zeit, jeden für einen Verräther zu erklären, der die geringste Abänderung derselben in Vorschlag bringt.

Das war ganz sicher nicht der Weg, opfermuthige Vertheidiger des neuen Zustandes zu bilden. Ueberdies wurde der öffentlichen Meinung auch eine völlig verkehrte Richtung von den geistlichen Herren, welche das Wort führten, gegeben. Das Geifern im alten Kirchenstile über die Leichtfertigkeit der Welt hätte nun wohl nicht viel zu bedeuten gehabt, wurde aber nicht eine ganz falsche Vorstellung der Zeitereignisse verbreitet? Man sagte nämlich, die Hand Gottes sei in den jüngsten Begebenheiten so deutlich, daß selbst Ungläubige bekennen müßten, diese Vorgänge gehörten zu dem Unglaublichsten. Die alten Wunder hätten sich erneuet; Gläubigkeit und Treue habe den Schutz des Himmels erlangt. Die glückliche Umwälzung war das Werk Gottes. Ein Hirtenbrief des Bischofs von Ypern besagte am 7. Juni: „Wir sind bewaffnet wie die Makkabäer im Namen des wahren Gottes für die Gesetze unseres Vaterlandes und die Erhaltung der Altäre, es kommt nicht auf die Menge der Streiter, sondern auf den Beistand des Herrn an." Die Prediger prägten ein, daß die bisherige sichtliche und wunderbare Hülfe Gottes ein sicheres Anzeichen gebe: Gott sei mit Belgien. Wozu brauchte man also mit

irdischer Fürsorge sich abzuplagen, wenn die Vorsehung über die Erhaltung Belgiens wachte?

Eine gerechte Würdigung der Lage muß anerkennen, daß aus der Beibehaltung der alten Landeseinrichtung sehr große Schwierigkeiten hervorgingen, welche sich der Erfüllung derjenigen Aufgabe entgegenstellten, die zu lösen den Oberhäuptern der Belgier dermalen oblag. Was den gestürzten Joseph II. zu seinen durchgreifenden Neuerungen großentheils bewogen hatte, war die Langsamkeit und Schwerfälligkeit des Geschäftsganges. Diese Gebrechen behielten seine siegreichen Gegner nicht nur mit den alten Formen, die sie wiederherstellten, bei, sondern verschlimmerten sie noch, indem den Ständen der Landschaften Selbstherrlichkeit beigelegt wurde, und das in einer Zeit, welche mehr als eine andere raschen Nachdruck erheischte. Da alle Maßregeln, welche der Congreß beschloß, durch diese Stände der Landschaften weiter betrieben werden mußten, kam es nicht immer zur raschen und genauen Durchführung der Beschlüsse. Ueberdies war durch die Vorgänge der letzten Jahre die Verwaltung zerrüttet. Sie in feste Ordnung zurückzubringen waren van der Noot und van Eupen durchaus nicht die geeigneten Männer. Beide besaßen geringes Verwaltungsgeschick, namentlich van Eupen, dessen frühere Laufbahn ihm einschlagende Erfahrungen nicht an die Hand gab. Mitunter nahmen sich deshalb die in Brüssel befindlichen Mitglieder der Stände von Flandern und dem Hennegau der laufenden Geschäfte an. Beinahe wäre es dazu gekommen, daß van der Noot aus der Stellung des Ministers in die eines Kanzlers von Brabant zurücktrat, hätte ihn van Eupen nicht abgehalten. Diesen, gegen dessen Wesen man mistrauisch wurde, sahen jene Landstände nicht als einen in gültiger Weise eingesetzten Staatsschreiber an. Indeß, er

besaß die Gewalt. Sein Sinn war ganz auf die Vortheile der Geistlichkeit gerichtet. Neben diesen beiden Männern hielt man für die Seele der Regierung den Cardinal-Erzbischof (d. h. Duvivier), den Bischof Nelis von Antwerpen und den Abt von Tongerlo. In geistlichen Sachen war denn auch Nachdruck vorhanden, aber der Schwerpunkt lag in den weltlichen.

Auswanderung freidenkender Männer, die sich in dem Freistaate nicht mehr sicher fühlten, war schon eingetreten und Misvergnügen sehr vieler aufgeklärter Bürger, welche sich still verhielten, weil sie eingeschüchtert waren, griff um sich. Die um die öffentlichen Vorgänge sich wenig kümmernde Menge ward dadurch abgehetzt und matt gemacht, daß sie mit einer vorgeblichen Vonckistenverschwörung so lange geängstigt wurde. Ueber den Zerwürfnissen stieg die Verwirrung, versiegten die Staatseinnahmen, mangelte Geld der Regierung; Unterdrückung war an der Tagesordnung. In ganz Limburg herrschte die größte Unzufriedenheit über das Treiben der Stände, sodaß es zur offenen Widersetzlichkeit kam, Congreßerlasse unbeachtet gelassen wurden und die Limburger sich auf Leopold's Seite schlugen. Deshalb wurde im Juni eine Schar Brabanter nach Limburg abgeschickt, die Gehorsam erzwang.[58]) Auch die holländischen Flüchtlinge, welche seit der holländischen Bewegung von 1787 in Belgien lebten, wurden auf Betrieb des oranischen Hauses nicht länger im Lande geduldet. Die Regierer schalteten frei, nach Willkür, und ließen ihrem Eigenwillen ganz den Zügel schießen. Aus Unwillen über alle diese Hergänge, vor Ekel über das herrschende Getreibe zogen viele Bessere sich gänzlich von den öffentlichen Angelegenheiten zurück. Die brabanter Staatsumwälzung war begonnen worden und ausgeführt mit edelm Feuer: in ihrem

Fortgange verrauchte die Begeisterung. Finstere Glaubenswuth und die sich breitmachenden kleinlichen Belange und Vortheile Einzelner drückten ihrem Erfolge ein Gepräge auf, welches den neuen Zustand theils widerwärtig, theils lächerlich erscheinen ließ.

Weniger auf die eigene Stärke des Landes, als auf auswärtige Hülfe suchten die Regenten des neuen Staates Sicherheit zu begründen. Ein sehr nahe liegender Plan für die Zukunft Belgiens war die Rückkehr zu der Verbindung zwischen den südlichen und nördlichen Niederlanden. Auch fehlen nicht Andeutungen, van der Noot habe als Flüchtling im Haag sich am oranischen Hofe dadurch Eingang verschafft, daß er diese als den Ausgang des Sturzes der österreichischen Herrschaft in Aussicht stellte, und die lebhafte Antheilnahme der Prinzessin von Oranien, die Empfehlung an das berliner Cabinet, mit der sie diesen kecken Mann ausrüstete, ist möglicherweise auf die Rechnung ihrer ehrgeizigen Hoffnungen zu bringen. Als jedoch die Umwälzung vollbracht war, zeigte sich, wie in Belgien niemand daran dachte, den vormals zerrissenen Faden zusammenzuknüpfen. Zweihundert Jahre unablässigen Katholisirens hatten eine Scheidewand gegen Holland errichtet und die Uebergewalt, welche Holland im Laufe des letzten Jahrhunderts die Belgier hatte empfinden lassen, hatte viele feindliche Erinnerungen zurückgelassen, die noch zu frisch waren, als daß auch bei solchen, die von Kircheneifer frei waren, Neigung vorhanden gewesen wäre, die Hand den Holländern entgegenzustrecken. Keine Stimme wurde laut für den Anschluß! Im Haag aber ließ man diesen Gedanken keineswegs fallen und, um ihn zu verbreiten, erschien daselbst aus der Hofdruckerei während der ersten Monate des Freistaats eine Zeitschrift unter dem Titel „La

république belgique à Rome. Chez les frères Gracques, Imprimeurs de la Liberté et libraires de la république", verfaßt von Pastor Briatte, einem entlaufenen Mönche. Sie hielt sich im Geschmacke der Holländer antikatholisch und antinootistisch und vertrat den Plan der Vereinigung der belgischen Landschaften mit Holland zu einem Staatsverbande (vgl. z. B. III, 84 fg.) mit so geringem Geschicke, daß ihre Eindruckslosigkeit nicht verwundern kann. Man kam auch bald im Haag zur Erkenntniß, daß diese Blätter in Belgien mit größter Kälte aufgenommen wurden, und gab sie nach dem 16. Stücke auf. Die Stände in Brüssel zogen die eigene Selbstherrlichkeit vor; erwarten durften sie dann freilich nicht, daß die nördlichen vereinigten Niederlande mit ganzer Kraft für Belgien eintreten würden.

Van der Noot, „der belgische Aristides", spiegelte den Besorgten Englands und Preußens Dazwischenkunft vor. Die Schrift „Ne dépendons que de Nous ou idées d'un Belge" bewies klar und deutlich, daß alle Nachbarmächte ihres eigenen Vortheils wegen die belgischen Lande selbstständig erhalten müßten, aber gänzlich vergaß man dabei, daß von Königen die Anerkennung eines Freistaates nicht zu erwarten war. Den Lüttichern hatten die Brüsseler am Beginne ihres Aufstandes ein Schutz- und Trutzbündniß angeboten, doch kam es nicht zur Ausführung, denn Preußen waffnete schnell, um der Verbreitung der stürmischen Bewegungen zuvorzukommen — schon zuckte es sogar in Köln und allerorten politisirte man beim Bierkruge über die Rechte der Menschheit — besetzte rasch, und zwar im Einvernehmen mit den Lüttichern, den 30. Nov. 1789 Lüttich und ließ seine Soldaten während des Winters daselbst stehen, jedoch ohne sich an den Einwohnern zu vergreifen.[59]) Die lütticher Händel blieben vorerst noch ungelöst. Preußische Sendlinge sollen darauf

nicht unerheblichen Einfluß in Brüssel erlangt haben. — Die belgische Regierung schickte drei löwener Professoren von der philosophischen Facultät als Gesandte aus [60]) und der bigote katholische Congreß unterhandelte mit den drei protestantischen Hauptmächten und baute auf deren Schutz mit Zuversicht, während er im Innern die freisinnigen Männer unterdrückte. Die Verhandlungen rückten indeß über bloße Verheißungen unbestimmter Natur nicht zu bindenden Zusagen vorwärts und manche Belgier wurden darum in der That bedenklich. Zur Tröstung Zweifelnder steckte van der Noot eine Abtheilung Angeworbener in rothe Jacken und benannte diese die „englische Legion". [61])

England indeß dachte so wenig an thatsächliche Hülfe, daß es im Gegentheil für den Fall, wenn Frankreich sich der Belgier annehme, mit seiner Feindschaft drohte. Von Anfang an war England für Wiedereinsetzung der österreichischen Herrschaft, weil es dem Anschlusse Belgiens an Frankreich, den es jederzeit bekämpft hatte, vorzubeugen wünschte. Auch warnte es vor dem Entzünden eines allgemeinen Krieges. Preußen betrachtete die belgische Sache „nur als ein Mittel zu einer friedlichen auf den Vortheil Preußens berechneten Auseinandersetzung mit Oesterreich" [62]) und eröffnete am 24. Febr. dem londoner Cabinete seinen Entschluß, das abgefallene Belgien nicht zu unterstützen, wofern Oesterreich für die der Pforte abzunehmende Moldau und Walachei, Galizien an Polen zurückgebe und letzteres für diese Vergrößerung Danzig, Thorn und einen Grenzstrich an Preußen abtrete; übrigens wollte es mit den Seemächten eine Gewährleistung der belgischen Freiheiten auf sich nehmen, d. h. unter Umständen einen nicht unwichtigen Einfluß auf Belgien gewinnen. — Bald nach der Mitte des April liefen in Brüssel Nachrichten ein, die jedem, der nicht von vorgefaßten Meinungen eingenommen

war, die Lage als eine sehr misliche erscheinen lassen und wahrscheinlich machen mußten, daß Belgien von den Mächten seinem Schicksal werde überlassen werden. Wir sahen bereits, welche Schritte van Eupen that, als er zu dieser Einsicht gelangte.

Belgien mußte sich im Vertheidigungszustande halten, schlagfertig vor allem dastehen. Sollte es Unterstützung von andern Mächten hoffen dürfen, so hatte es vor allem zu beweisen, daß es durch sich selber stark sei und als Bundesgenosse Gewicht besitze. Van der Mersch stand am Ende des Jahres 1789 mit seinem kleinen Heere um Namur. Die einfachste Ueberlegung mußte als dringend nothwendig erscheinen lassen, den raschen Sieg, die Bestürzung und Zerrüttung der Oesterreicher eiligst wahrzunehmen, den Weichenden ohne Verzug mit ganzer Kraft nachzudrängen und sie aus Luxemburg herauszuwerfen, damit sie neben Belgien keinen Boden behielten, auf dem sie sich sammeln und festsetzen konnten. Von Luxemburg aus ist der Weg ins Innere von Belgien leicht zu öffnen, was dieses Belgien bereits einmal 1570 erfahren hatte. Der Versuch, den van der Mersch am Jahresanfange machte, auch in Luxemburg einzurücken, war von den Oesterreichern zurückgeschlagen worden. Van der Mersch würde ohne Zweifel ein zweites mal unternommen haben, das luxemburger Land zu erobern, wofern ihm hinlängliche Mannschaft zu Gebote gestanden hätte: wir wissen aber aus welchen Gründen die regierenden Herren diesen Feldherrn hemmten. Er sollte, da er vonckistisch gesinnt war, über keine Machtmittel verfügen. Van der Mersch war nicht im Stande, weit über Namur vorzudringen, und konnte sich nur die Deckung des gewonnenen Landes zur Aufgabe stellen. Sein kleines Heer trug das Ungemach eines Winterlagers, ohne daß für seine Bedürfnisse ausreichend gesorgt

worden wäre. In den Wind geredet waren alle Vorstellungen, vergebens war Mersch selbst in Brüssel erschienen und hatte die Erfordernisse mit allem Nachdruck auseinandergesetzt: wir haben bereits erfahren, daß man ja vor allen Dingen sein Heer zu Grunde zu richten beabsichtigte. Als nun van der Mersch's Sturz im April erfolgt war und viele Anführer danach eingesperrt wurden, zogen sich auch solche, an denen die Verfolgung vorüberging, aus dem Heere zurück. Hierdurch wurde die geringe Kriegskraft noch geschwächt. Schönfeldt führte zwar 7000 Soldaten heran, aber in der langen Zwischenzeit hatten die Oesterreicher sich im Luxemburgischen gerafft, gesammelt und geordnet. Einen ganz andern Feind hatte man im Frühjahre sich gegenüber.

Jetzt, Ende April 1790, faßten die Leiter in Brüssel den Beschluß, an die Eroberung des Luxemburgischen zu gehen. Mit Geld hatte man in diesem Lande Erfolge der Waffen vorzubereiten sich bemüht, allein die Oesterreicher erhielten von dem Vorhaben eines Einfalls Kunde. Von Beauraing und Assesse brach das belgische Heer im Mai gegen Luxemburg auf. Fünftausend Oesterreicher kamen ihm, ohne daß Schönfeldt es erwartet hatte, entgegen und warfen seine Vortruppen in ein paar kleinen Gefechten über den Haufen. Schönfeldt wich westwärts zurück hinter die Maas. Sein Maifeldzug war rasch und schmählich zu Ende. Die bisher siegreichen Belgier hatten dergestalt eine Schlappe von den Oesterreichern bekommen; noch mehr, sie hatten — nach dem Berichte selbst den amtlich van Eupen bekannt gab — sich als schlechte Krieger und als widerstandsunfähig gezeigt. Die Nachricht hiervon machte im Lande einen sehr trüben Eindruck. In Namur war man über sie dermaßen aufgebracht, daß man zur Plünderung der Häuser schritt, in denen Leute verdächtiger Gesinnung

wohnten. Nun wäre zu erwarten gewesen, daß die Regierung alle mögliche Fürsorge für die Stärkung des Heeres treffen würde, dennoch war dies durchaus nicht der Fall. Unter Schönfeldt trat vielmehr eine förmliche Auflösung des Heeres ein. Ordnung und Mannszucht hörten auf. Die Kanonen blieben ohne Kanoniere. Anführer und Gemeine lagen in den Schenken, soffen und schnarchten. Schönfeldt hielt große Tafel und veranstaltete Gelage und Bälle. Fast im Angesicht des Feindes tanzten seine Offiziere mit vielem Eifer und es hatte alles beinahe den Anschein, als vollführe der Feldherr den Auftrag, das Heer wehrlos zu machen.

Während in den sicheren Städten der „Ruhm“ der „belgischen Helden“ häufig im Munde derer war, die sich öffentlich vernehmen ließen, gewahrten und beklagten die Staatslenker allerdings den Mangel an Mannszucht. Die Führung des Heeres änderten sie gleichwol nicht. Auf andere Weise sollte geholfen werden. Ein strenger Erlaß der Bevollmächtigten des Congresses bei dem Heere (2. Juni), der Säbelhiebe und Fuchteln androhte, blieb wirkungslos: da wurden denn geistliche Männer zum Heere in großer Zahl abgeschickt, um als Missionare eine würdigere Gesinnung zu pflanzen. In der Mitte des Jahres (3. und 4. Juli) erließen der Congreß und die brabanter Stände einige Verordnungen über Landsturm und Freiwillige, welche aber ebenso wenig die kriegerische Verfassung des Landes in einen besseren Stand versetzten. Empfohlen von Lafayette zur Heerführung kam der Franzose Dumouriez nach Brüssel ins Lager, der Congreß mochte jedoch von seinem Schönfeldt nicht lassen und Dumouriez reiste mit der Ueberzeugung, daß alles sich in schlechten Händen befinde und schlecht stehe, nach Frankreich zurück.[63]) Alle demokratisch Gesinnten

wurden vom Heere ausgeschlossen, indem auch Freiwilligen ein Eid auf die das Volk vertretenden Stände oblag.

Von den drei protestantischen Mächten stand nichts mehr zu erwarten: darüber wurden die Leiter der Belgier sich erst sehr spät klar. Seitdem die Begebenheiten in Paris mit ihren Nachwirkungen bedrohlicher wurden, stockte das alte Spiel der Politik vor dem Wunsche, den Schlund der Umwälzungen zu stopfen, wozu vor allem nöthig schien jede Auflehnung gegen einen Herrscher zu unterdrücken, zumal eine an der Grenze unter den Augen der Franzosen. Die theilenden Zwistigkeiten wurden begraben und um die Mitte des Jahres einigte sich Preußen mit Leopold im geheimen. Die am 27. Juli 1790 in Reichenbach abgeschlossene Uebereinkunft machte Frieden zwischen Oesterreich und der Pforte aus und bestimmte in Ansehung Belgiens, daß seiner Rückkehr unter Leopold's Scepter Preußen mit den Seemächten nicht nur kein Hinderniß in den Weg lege, sondern im Gegentheile Vorschub leiste, daß jedoch Leopold den Fortbestand der alten Landesverfassung und eine allgemeine Begnadigung zugestehe, unter Gewährleistung der vermittelnden Mächte Preußen, Großbritannien, Holland. Folge dieser Abreden war sowol Waffenstillstand mit der Türkei (19. Sept.), währenddessen die Friedensverhandlung gepflogen wurde, als Leopold's Erwählung zum Kaiser (am 30. Sept.). Im August ermahnten nun die drei protestantischen Mächte die Belgier, eine Ausgleichung mit Leopold zu suchen, bevor dieser Truppenmassen heranschaffe, und boten hierzu ihre Vermittelung an. Spiegel im Haag und Burke in London riethen dringend zur Unterwerfung; nur Gnade und Erhaltung der frühern Landesfreiheiten wurde in Aussicht gestellt. In dieser Verlassenheit suchte Noot bei dem vielgeschmähten Frankreich Rettung: die Franzosen jedoch wiesen ihn schnöde ab; sie

wollten, mit richtiger Berechnung der Zukunft abwartend zusehen, wie dieser Herd des Adels- und Priesterthums eingerissen werde. Lafayette hielt es mit den Demokraten. Camille Desmoulins schalt die Belgier eine Art von Tschinesen.

Also war Belgien doch schließlich auf sich selbst beschränkt. Mittlerweile gingen die Oesterreicher, nachdem Monate hindurch die einander gegenüberstehenden Truppen nur scharmutzirt hatten, schon zum Angriff über. Zwar besaßen sie noch nicht hinlängliche Stärke, um die Wiedereroberung Belgiens zu wagen, aber in das ihnen zugethane Limburg fielen sie zu Ende des Juli ein. Ein belgischer Heerhaufe drängte sie zwar am Anfang des August einen Augenblick zurück und verübte die ärgsten Greuelthaten gegen die unglücklichen Limburger, die den Schutz der Oesterreicher nicht hatten. Die Oesterreicher griffen darauf am 3. Aug. bei Olne an und sprengten sofort die Belgier auseinander, sodaß bald kein belgischer Soldat mehr ostwärts der Maas (außer bei Namur) stand. Hinter der Maas zu halten und diese zu decken beschränkte sich das belgische Heer. In Brüssel erfuhr man wol und gestand auch offen ein, daß vor 40 österreichischen Soldaten anderthalbtausend Vaterlandsvertheidiger ausgerissen waren.

Bei solchen Umständen lag der einzige Rettungsanker vielleicht noch in der Entflammung des religiösen Fanatismus. Diesen schürte man aufs äußerste. Die Pfaffen veranstalteten kirchliche Umgänge als politische Kundgebungen, errichteten Altäre und dichteten Wunder. Des neuen Heiligen Heinrich Bild soll ein deutlich vernehmbares: oui, gesprochen haben! Ihre Geistlichen wurden als wahre Mosesse gepriesen, die mit ihren aufgehobenen Händen den Sieg vom Himmel herabflehen würden, die österreichischen Hauptleute als Gotteslästerer geschildert. Einer von diesen

letzteren sollte seinen Soldaten verheißen haben, ihnen bald statt des Commißbrotes Hostien zu geben. Gleichzeitig eiferte man wieder heftiger gegen die Andersgesinnten; zwar hätten glücklicherweise schon viele durch die Flucht ins Ausland die Belgier von der Gefahr der Ansteckung befreit, allein es seien doch noch solche zurückgeblieben, deren man sich entledigen müsse („or il faut s'en défaire" mahnte „Der wahre Brabanter").

Van der Noot und der Congreß ordneten am 23. Aug. eine allgemeine Volksbewaffnung an, ohne doch eine beachtenswerthe Kriegsmacht aufzubringen. Sie träumten von einer Erweiterung der Bürgergilden bis zu dreimalhunderttausend Bewaffneten.*) „Ins Feld, im Namen Gottes" — wird den Belgiern gesagt — „zu seiner Ehre, für seine Anbetung sollt ihr streiten, wie die tapfern Makkabäer." — Der Abt von Tongerlo, ein Mann von großem Eifer, der namhafte Opfer brachte, war geistlicher Oberer des belgischen Heeres (superieur spirituel des troupes Belgiques). Die Kirchenhirten werden wie die Bischöfe der Merwingerzeit Feldherren und erlassen in ihren Sprengeln statt der Segensworte des Friedens Kriegsausschreiben**), aber das

---

*) In einem Vorschlage heißt es wörtlich: „Um die Bürger zu den kriegerischen Uebungen zu ermuntern und ihnen die nöthige Ausdauer dabei zu geben, durch Mittel die ihren Sitten entsprechen, soll die Republik alle 15 Tage der Compagnie jedes Dorfes eine Tonne Bier liefern!" Um nicht durch Steuererhebung sich die Gemüther zu entfremden, sollte das nöthige Geld durch Anleihen aufgebracht werden.

**) Der Merkwürdigkeit wegen theilen wir das Kriegsausschreiben des antwerpener Bischofs an seine Geistlichen mit:

Reverende admodum domine pastor!

Quum non parva patrii militis manus propediem profectura sit Namurcum aut Mosam versus, haec praecipua

Silber der Kirchen gaben sie zur Ausrüstung nicht her. Die Curaten und Vicare führten im September die Mannschaften der Dörfer ins Lager, jede Abtheilung brachte ihren Bedarf, einige Wagen mit Würsten, Kraut und Brot mit. Die Priester also führen sie in den Kampf, in der einen Hand das Crucifix, in der andern das Schwert, die Beichtväter werden Kriegsbefehliger. Auf dem Marsche sollten die Curaten und Vicare die Strapazen durch heilige Gesänge und Gebete und beständige Anrufungen Gottes versüßen, zu dessen Ruhme man die Waffen führe. Das Lager der Freiwilligen wird ein Lager der Heiligen sein, hieß es, man wird im Felde Wunder erleben. Am 1. Sept. erließ der Congreß eine Verordnung, daß alle Soldaten an Sonn- und Festtagen Messe und Predigt bei schweren Strafen besuchen müßten. Man wollte christliche Streiter, denn die Tapferkeit werde erst durch den Glauben befestigt und vervollkommnet, und schob die vorangegangenen Niederlagen auf die schlechten Bestandtheile, die sich im Heere befunden hätten. Ueber zwanzig- oder dreißigtausend Landleute kamen schnell zusammen und wurden eine kurze Zeit mit den Waffen vertraut gemacht:

---

cura fuit ordinibus Brabantiae (a quibus scribendi haec ad vos mandatum habeo) ne quidpiam iis deesset quod ad conservandam christiano nomine dignam disciplinam conducere possit, praesertim quum bellica fortitudo ac virtus ab hoc potissimum fonte profluant. Quare rogamus te, reverende domine, ut inito cum vicinis pastoribus concilio, pastor aut vicarius gregarios suos aliosque e vicinia, cum pauciores ipse habuerit, comitari non gravetur, iisque assistat omni tempore quo militaturi, sive in itinere sive in castris erunt; quod quidem tempus non potest non esse exiguum. Eritis hoc pacto velut angelus domini, qui praecedit castra Israël et Deo ac hominibus rem gratissimam facietis.

dann bildete man sich ein, sie seien „sehr gut geübt“. Heinrich van der Noot stellte sich an ihre Spitze, umgab sich mit einer Leibwache von anderthalbhundert brüsseler Bürgern und hoffte auf neue Triumphe. Es galt einen allgemeinen Angriff auf die Oesterreicher und man hegte die größte Zuversicht.

8) Die österreichische Eroberung Belgiens.

Der Haag war der Ort, wo die Verhandlungen der Mächte über Belgiens ferneres Schicksal in Gemäßheit der reichenbacher Festsetzungen gepflogen wurden. Bevollmächtigte Preußens, Großbritanniens und Hollands beriethen daselbst über Belgien und benachrichtigten am 17. Sept. 1790 die brüsseler Regierung, daß sie bereit seien, einen Waffenstillstand von Oesterreich auszuwirken, indeß vielleicht nicht mehr im Stande bleiben würden, Belgien Dienste zu leisten, wenn es auf diesen Vorschlag nicht ohne Verzug eingehe. — Obgleich unter allen Umständen für Belgien es nur zum Vortheil ausschlagen konnte, Zeit zu gewinnen, zogen die Gewalthaber dennoch vor, mit der Wucht ihres neuen Aufgebotes unter göttlicher Hülfe eine günstige Entscheidung der Waffen herbeizuführen. Am 18. wurde demgemäß ein Angriffsstoß gegen Luxemburg verabredet. Zwei Heersäulen brachen hierauf am 22. Sept. von Bouvigne und aus der Gegend von Namur auf mit der Absicht die gegenüberstehenden Oesterreicher von zwei Seiten zusammenzuwerfen und in Rochefort zueinanderzustoßen.

Die thörichten Hoffnungen schwanden bald. Noch am selben Tage wurden beide Heerhaufen bei Falmagne und Ordenne auseinandergestäubt und flohen dann hastig hinter die Maas zurück. Danach liefen die meisten Freiwilligen nach Hause; hatte man ihnen doch gesagt, sie sollten nur drei Wochen im Felde liegen. Auch bei dieser Gelegenheit

zeigte sich nicht nur wie tapfer, sondern auch wie tugendsam dieses fromme Volk durch das viele Reden vom Glauben geworden war. Die Leiche eines gefallenen Obersten der Oesterreicher (Bleckhem's) wurde nach Namur, wo er früher gestanden hatte, geschleppt, dort trieb das Volk mit ihr Spott, behandelte den Leichnam wie eine Gliederpuppe, gab ihm verschiedene Stellungen und gesticulirte mit ihm — unmittelbar nach dieser schmählichen Niederlage, die in tiefe Betrübniß und Scham hätte stürzen müssen.

Nun erst, am 28. Sept., entsendete der Congreß zwei seiner Mitglieder, von Merode und Rapsaet, nach dem Haag zu nähern Verhandlungen, jedoch immer noch nicht um die dargebotene Hand zu erfassen, sondern um auseinanderzusetzen, daß ein Waffenstillstand für Belgien verhängnißvoll werden könne, und um vorher, ehe man sich auf ihn einlasse, die Bedingungen eines Ausgleichs zu erkunden. Unumwunden wurde diesen im Haag eröffnet: die Bedingungen bestünden in der Wiedereinsetzung der österreichischen Herrschaft unter Beibehaltung der alten Landesverfassung. Nach dieser Mittheilung beriethen sich van der Noot und van Eupen mit den Heerführern, die einen bis Ende März andauernden Waffenstillstand für höchst wünschenswerth erklärten. Van der Noot prahlte noch immer! Wie Fliegen sollten nach seinen Worten die Oesterreicher zerdrückt werden. Noch immer schlug man sich den Gedanken nicht aus dem Kopfe, Preußen werde, wenn die Oesterreicher in Belgien einrückten, in Böhmen einfallen!

Während die Verhandlungen mit dem Haag hingeschleppt wurden, dachte der Congreß daran (jetzt erst, wo die Tage kostbar wurden) 50000 regelmäßige Soldaten aufzustellen, und rief die gesammte Bevölkerung Belgiens zur Landesvertheidigung in die Waffen, jedem, der auf mehrere Jahre

ins Heer trete, eine Leibrente von 20 Fl. und eine Goldmedaille mit der Aufschrift: „Vertheidiger des Vaterlandes“ verheißend. Nur eine geringe Zahl fand sich ein, die gelichteten Reihen zu ergänzen: das Feuer begeisterter Vaterlandsliebe wie die Wuth des Glaubensfanatismus war verbraucht. Vonckistische Flugblätter, „von den ersten Soldaten der belgischen Freiheit“ unterzeichnet, waren in Umlauf, welche die Regenten geradezu der Ruchlosigkeit bezichtigten. Das Land ließ über sich ergehen, was kommen mochte. — Indessen gab es für die vermittelnden Mächte Rücksichten, welche Belgien zu statten kamen; ihnen war daran gelegen, Belgien durch die Kraft ihres Einschreitens an Leopold zurückzugeben und zugleich der Gefahr zuvorzukommen, daß Frankreich bei einem an seiner Grenze ausbrechenden Kriege sich etwa einmenge. Am 14. Oct. traf im Haag Leopold's Gesandter in Frankreich, Graf Florimond Mercy-Argenteau, ein, der in seinem Auftrage die belgischen Angelegenheiten ordnen sollte. Waffenruhe bis zum 21. Nov. wurde noch von den vermittelnden Mächten ausbedungen, die darauf am 31. Oct. der belgischen Regierung anzeigten, sie habe bis dahin noch Frist sich gütlich zu unterwerfen, wenn sie jedoch dies unterlasse oder inzwischen von neuem angreife, so nehmen die vermittelnden Mächte keine Bürgschaft für Belgiens ferneres Los auf sich. Es war ihr Ultimatum.

Unterdessen hatte Leopold seinem in Böhmen stehenden Kriegsvolke Befehl gegeben, den Marsch nach Luxemburg anzutreten. Entfaltung kriegerischer Kräfte in jener Gegend lag in seinen Planen, um gegen Belgien einzuschreiten und auf das stürmisch wallende Frankreich einen dämpfenden Druck auszuüben. Nach seiner Kaiserkrönung erließ er von Frankfurt a. M. den 14. Oct. eine Kundmachung

an die Belgier, ganz anderen Tones als jene frühere von Florenz. Wenn er auch die Freiheiten bündig verhieß, die unter Maria Theresia gegolten hatten, und angelobte, nicht den mindesten Eingriff in sie zu thun oder zuzulassen, so klang seine Ansprache doch gebieterisch und drohend. Er sagte der Welt und den belgischen Ständen, „daß fast alle belgischen Landschaften dem Greuel der Empörung, Anarchie und Unordnung überlassen seien“, und sprach von „bösen Menschen, welche diese Landschaften in einen Schwindelgeist gestürzt hätten und durch Blendwerke einer chimärischen Freiheit die abscheuliche Ungebundenheit verlarvten, unter der alle guten Bürger, wie wir wohl wissen im stillen schmachteten“. Er wolle bis zum 21. Nov. auf den schuldigen Eid der Treue und des Gehorsams seiner belgischen Unterthanen harren; werde er geleistet, so verheiße er für alle, welche vor dem 21. Nov. die Waffen niedergelegt, und Ränken oder Anschlägen wider die Ausübung seines Ansehens ein Ende gemacht, auch namentlich diese seine Kundmachung zu unterdrücken nicht gesucht hätten, eine völlige Vergessenheit ihrer Staatsverbrechen. Er lud durch diesen offenen Erlaß die Stände der verschiedenen Landschaften ein, ungesäumt zusammenzutreten und sich ohne Aufschub bestimmt zu erklären; sofern sie irgendwelche Zweifel über den Sinn dieser Kundmachung hätten, möchten sie unverzüglich Einige aus ihrer Mitte mit hinlänglicher Vollmacht an seinen Vetter und Kämmerer Grafen Florimond von Mercy-Argenteau nach dem Haag abordnen, den er mit unbeschränkter Befugniß seinerseits versehen habe, und dessen Zusagen er auf sich selbst nehme. Sei die gegebene Frist verstrichen, so werde er, um der Gerechtigkeit einen freien Lauf zu sichern, ein Kriegsheer vorrücken lassen, welchem er die strengste

Zucht und größtmögliche Schonung der Personen und des Eigenthums anempfohlen habe, und werde dann denjenigen, welche in der Empörung beharrten, keinen Antheil an der Begnadigung gewähren. Angedeutet wurde außerdem, daß er sich zu Verbesserungen, welche mit der Landesverfassung verträglich seien, und zu einer Erweiterung des Ständekörpers bereit finden lassen werde.

Man sieht, in dieser Kundmachung waren nicht nur die früher gemachten Anerbietungen beseitigt, sondern auch weder Congreß und Generalstaaten als vorhanden betrachtet, noch die vonckistischen Forderungen hinsichtlich der Landesverfassung genehmigt. Keine von den bestehenden Parteien konnte sie also gewinnen. Nur die Masse der Stumpfen und Gleichgültigen, die Entmuthigten und alle, welche Ruhe um jeden Preis begehrten, konnten ihr von Herzen zufallen. Einem Heere von der zu erwartenden Stärke hätte Belgien mit geringer Anstrengung müssen begegnen können, wofern in seinem Innern alles gut bestellt war. Allein es war ja alles zerrüttet! So darf es nicht auffallen, daß Turnesis den Entschluß faßte, sich Leopold zu unterwerfen, daß auch in Flandern viel Bereitwilligkeit zur Rückkehr unter seine Herrschaft vorhanden war. In Brabant hingegen mochte das Volk von der österreichischen Herrschaft nichts hören. Des Kaisers Kundmachungen wurden hier zerrissen und noch zuletzt auf dem Schaffote in Brüssel verbrannt.

In der Zwischenzeit bis zum 21. Nov. hielt der Congreß außerordentliche Sitzungen und verstärkte sich durch Hinzuziehung mehrerer Mitglieder aus den Landtagen. Die Mehrzahl begriff die Lage noch nicht in ihrer ganzen Schwere, nahm den großen Ernst der Verhältnisse noch leicht, wie unverständige Männer. Bei den Verhandlungen stand ein hinzugezogener städtischer Vertreter aus Namur, Na=

mens Haut, auf, erhielt gegen van der Noot's Willen das Wort und sprach: „Heute ruft ihr die Kraft des dritten Standes auf, aber als wahre Vaterlandsfreunde für ihn eine umfassendere Vertretung forderten, habt ihr sie versagt; er besitzt gegenwärtig blos Schein von Einfluß. Nun mache ich euch aufmerksam auf euere Schwäche gegenüber dem Auslande. Thut nun was ihr wollt, aber die Verantwortlichkeit fällt ganz auf euch, tragt denn die Folgen." Bei dieser Rede fuhr van der Noot heftig auf; der Vorsitzende vermittelte und Haut ließ sich herbei, seine Rede nicht zu veröffentlichen, nicht in die Acten aufnehmen zu lassen.[64]) Die durch weitere Hinzuziehungen verstärkte Versammlung eröffnete van Eupen am 13. Nov. mit der Aufforderung, auf das Crucifix zu schwören, daß man Leopold's Antrag verwerfe! Viele Einsichtsvollere hätten jetzt jedoch gern einen Weg gesucht, um in Güte zu einem Vertrage mit Leopold zu kommen. Aber ihre früheren Umtriebe kehrten sich endlich wider sie selbst. Das gehetzte Volk wollte in seiner Aufregung durchaus nichts mehr von Unterhandlungen hören. Es ängstigte sich ungeheuer vor Verschwörern und knüpfte Verdächtige ohne langes Bedenken an die Laternen auf, was Feller „Unregelmäßigkeiten" nannte. Einem jungen Manne, Wilhelm van Kriecken in Brüssel, der als ein Umgang der Kapuziner zu Ehren der heiligen Jungfrau van Laeken an ihm vorüberzog, ein unkluges Wort hatte fallen lassen*), wurde als einem Spötter

*) Nach einer Erzählung soll van Kriecken gesagt haben: „Men ziet die lapdraegers en luyszakken alle Kanten" („man sieht alle Ecken die Lappenträger und Lumpensäcke"), nach einem andern Bericht hätte er nur zu einem Gefährten mit Bezug auf einen Kapuziner, Pater Hugues, gesagt: „Sieh den Lump, der

auf dem Marktplatze zu Ehren der Mutter Gottes unter den Fenstern der Despoten bei dem Zujauchzen der Weiber und Kinder den Kopf abgesägt, sein blutiges Haupt in den Straßen als Trophäe herumgetragen. Die Priester schürten noch in einem fort. Die brüsseler Freiwilligen drohten den Nachgiebigen im Congresse und schrien: „es bedürfe Beispiele, vox populi, vox dei". Der Congreß befand sich unter dem Drucke des Pöbels. Blinde Leidenschaft war den ersten Aufregern über den Kopf gewachsen und schüchterte die Landesvertreter selbst ein, die sich zu keinem verständigen Handeln mehr aufraffen konnten. Vor dem Ständehause lagerte sich der Pöbel, das Leben derjenigen bedrohend, die nicht mit dem Strome zum Abgrund treiben wollten.

Also mußte man es aufs Kriegsglück ankommen lassen. Die Erhebung aller Waffenfähigen kam, wie schon gesagt, nicht mehr zu Stande, folglich beruhte der ganze Verlaß auf dem stehenden Heere. Seine Anführer werden in den letzten Tagen zu einer Berichterstattung eingeladen und erklären am 19. Nov., daß der Zustand des Heeres hoffnungslos sei; drei Obersten verlangen für sich und fast alle ihre Unteranführer jetzt, da es Ernst werden soll, den Abschied; ein einziger Oberst spricht seine Bereitwilligkeit aus sich zu schlagen; der zweite Heerführer Köhler gibt an: die Feste von Namur, die er soeben besichtigt habe, befände sich trotz ihrer 180 Geschütze in einem gänzlich unhaltbaren Stande; wenn jemand darauf ausgegangen sei, sagt er, sie vertheidigungsunfähig zu machen, so sei ihm dies vollstän-

---

sich meiner Heirath" (mit einer Nichte desselben) „widersetzt", das blutige Haupt sei dann an das Fenster der Geliebten Kriecken's gehalten worden, die vor Entsetzen in Wahnsinn verfallen sei. Dieser Vorfall begab sich am 6. Oct. 1790.

dig gelungen; er selber war bereit, seine Pflicht zu thun. Der Oberbefehlshaber Schönfeldt endlich reichte sein Entlassungsgesuch aus dem Grunde ein, weil die belgische Sache von den Großmächten verworfen worden sei. Stand es so mit dem Heere und seiner Führung, so lag die Unmöglichkeit eines erfolgreichen Widerstandes vor Augen und es blieb nichts übrig als Unterwerfung — schleuniges Ergreifen der Aufforderung und Anerbietungen Leopold's. Doch auch dazu konnten die Lenker des Staates sich nicht ermannen. Mercy-Argenteau blieb gegen Bestürmungen, den Waffenstillstand, und wäre es nur auf drei Tage, zu verlängern, taub.

Und auch jetzt noch schrien die wahnwitzigen Hetzer: „Zählt vor allem auf den Beistand des Himmels. Die Soldaten Leopold's haben nur einen Arm von Fleisch, wir haben den allmächtigen Arm des Herrn.[45]) Wie viele Bürger liegen bei uns zu den Füßen der Altäre!" Am 21. Nov. fand wieder ein Umgang in Brüssel mit dem Bilde der heiligen Jungfrau Maria statt.

Als nun der letzte Augenblick nahte, machen die bisherigen Regenten noch den Versuch nach dem Rathe ihrer aus dem Haag zurückgekommenen Abgeordneten durch Preisgeben der republikanischen Staatsform und durch die Annahme eines österreichischen Prinzen den Einfall der Oesterreicher abzuwenden und sich in der Herrschaft zu behaupten; jedenfalls zu spät. 11 Uhr abends, eine Stunde vor Ablauf der gesetzten Frist, riefen die Herren vom Congreß den Prinzen Karl, Leopold's dritten Sohn, als erblichen Großherzog aus — sie, die sich fürchteten vergaben eine Krone!

Truppenmassen waren mittlerweile im Luxemburgischen angehäuft. Den 23. Nov. rückt der österreichische Feldmarschall, der alte Bender, mit 32000 Mann in Belgien

ein, überschreitet, ohne auf den jüngsten Congreßbeschluß zu achten, die Maas und wirft alles über den Haufen. Am 24. ergab sich Stadt und Feste Namur mit 180 Geschützen auf die Verheißungen der Kundmachung Leopold's; alle Glocken Namurs läuteten beim Einzuge der verhaßten Oesterreicher. Auf belgischer Seite traf Schönfeldt für nichts Vorsorge, ließ alles gehen wie es ging. Seine Truppen geriethen in völlige Auflösung, viele liefen von den Fahnen, manche sprachen von Plündern. Nach Brüssel hin wendete sich ihre Flucht. Köhler hielt seine Mannschaft besser zusammen, wich mit ihr — etwa 6000 Streitern — nach Bergen. Jetzt erst war der Augenblick gekommen, in dem der rathlose Congreß Schönfeldt den Oberbefehl abnahm, um ihn an Köhler zu übertragen. Schönfeldt war überrascht, nicht verhaftet zu werden, überrascht, daß man ihn entließ! Bauern nahmen ihn bei seiner Flucht nach der französischen Grenze in Quievrain fest, doch Köhler machte ihn los. Alle Widerstandskräfte lösten vor den Oesterreichern sich in schleuniger Flucht auf. Köhler sollte rasch Brüssel schützen; ehe seine Truppen die Hauptstadt erreichten, stand vor ihr Bender und forderte sie (am 30. Nov.) zur Uebergabe auf. Bei dem Nahen der Oesterreicher wollte der Congreß sich erst nach Gent, dann nach Antwerpen verlegen, er hatte dazu nicht mehr Frist. Schon entfernten sich viele Congreßmitglieder aus Brüssel; sie sahen, es war alles verloren. Köhler ward, so schnell er reisen könne, in der Angst herbeigerufen; er kam, aber nirgends war bei den Bewohnern Brüssels Bereitwilligkeit zu finden, ihre Stadt zu vertheidigen; Köhler mußte erklären, daß Widerstand nur zum Unheil ausschlagen könne. Van der Noot, van Eupen, Feller, der Bischof von Antwerpeu, der Abt von Tongerlo flüchteten und die brabanter Stände antworteten nun Bender, er möge in die Stadt kommen. Am 2. Dec. zog Bender's Kriegs-

volk in Brüssel ein und machte dem wüsten Zustande ein Ende. Die Eingesperrten wurden aus ihrer Haft befreit. Köhler schwenkte mit seinem Heerhaufen auf Gent zu; bevor er es erreichte, erklärten die Stände Flanderns Bender ihren Gehorsam. In Gent löste Köhler seine Truppen auf. Am 7. stand der österreichische Heerführer auch in der Hauptstadt Flanderns. Alle übrigen belgischen Landschaften unterwarfen sich schleunigst durch Gesandtschaften nach dem Haag.

Dergestalt fiel der belgische Freistaat schnell, fast ohne Blutvergießen. *) Den Holländern nachhinkend hatten die belgischen Provinzen jetzt nach Unabhängigkeit gestrebt; aber

---

*) Gut ist zu wissen, in welcher Weise ultramontane Schriftsteller mit der Geschichte umspringen, welch verzerrtes Bild sie ihren Lesern einzuprägen suchen. Der Priester des Oratoriums der Congregation zu Rom Augustin Theiner, weiland ein freisinniger Mann, hat im Jahre 1850 ein Buch erscheinen lassen: „Der Cardinal Johann Heinrich Graf Frankenberg", in welchem er nicht nur als ein Widersacher des Fortschritts der Menschheit Einfluß zu üben sucht, sondern auch alles Gegnerische in einer so maßlos übermüthigen, so frech schmähenden Sprache vorführt, daß schriebe in gleichen Ausdrücken ein die Aufklärung fördernder Schriftsteller, für diesen nicht Tadel genug allgemein bereit wäre. Verübeln doch die Tonangeber in unserm Schriftthume jede wahre und treffende Bezeichnung, welche zur akademischen Glätte nicht zu passen scheint. Theiner also erzählt auf der 219. Seite das Unterliegen des pfäffischen Belgiens in ein paar Sätzen, welche folgendermaßen lauten: „Doch bald brachen traurige Tage über Belgien herein. Die Franzosen geizten nach diesen schönen Provinzen. Jetzt vergaßen die Belgier die Unbilde, die sie unter Joseph's II. schmachvoller Regierung erduldet hatten und unterwarfen sich von neuem Oesterreich. Leopold II. wurde den 30. Mai 1791 zu Brüssel nach altem Herkommen als Herzog von Brabant ausgerufen." Das ist geschichtliche Treue! Das ist Wahrhaftigkeit!

sie zu vertheidigen nicht verstanden. Dessenungeachtet wirkten die drei vermittelnden Mächte den Belgiern die Erhaltung ihrer Verfassung aus, die sie unter ihren Schutz nehmen. Die am 10. Dec. 1790 geschlossene Uebereinkunft mit dem kaiserlichen Bevollmächtigten sprach Vergessenheit des Vorgefallenen im allgemeinen aus, nahm freilich „eine sehr kleine Anzahl", die nicht näher bestimmt war, als der Gnade unwürdig aus. Sie setzte ferner fest, daß der Kaiser keine Soldatenaushebungen, keine Steuerauflagen, keine Gesetze ohne die Stände verfüge und keine Oberrichter absetze, daß er zu erledigten Stellen an Obergerichten aus den von diesen Vorgeschlagenen ernenne und die Entscheidung über Verfassungsstreite einem Schiedsgerichte anheimgebe. Es waren dies Zugeständnisse, die der Sieger machte — aber allerdings Zugeständnisse an das schlechte Alte! Denn alle josephinischen Neuerungen wurden fallen gelassen und in jedem Stücke ein Rückgang auf den Stand zu den Zeiten Maria Theresia's angekündigt. Nur nicht alle Klöster ließen sich aufrichten, die Joseph eingezogen hatte, obschon, was herzustellen sei, Leopold herstellen sollte. Worüber die Belgier gestritten hatten, als sie sich auflehnten, das wurde ihnen, sicher nicht zu ihrem und nicht zu Oesterreichs Heile, gewährt, nachdem sie niedergeworfen waren! Und drei protestantische Mächte waren es, welche dergestalt zu Gunsten der katholischen Kirche, zum Abbruch freierer Entwickelung eintraten! Preußen, England und Holland gewährleisteten danach dem Kaiser für alle Zeiten den Besitz Belgiens, in der Einbildung, bei ihnen stehe es noch, über Länder und Geschicke zu bestimmen. Daß Leopold diese Uebereinkunft nur unter gewissen Einschränkungen genehmigen mochte, daß die vermittelnden Mächte solche nicht zulassen

wollten, bedeutete nichts für den Gang der Dinge, gehört in die Geschichte des diplomatischen Spieles.

Nicht lange nachher wurde auch Lüttich seinem schlechten Bischofe wieder unterworfen. Die Oesterreicher besetzten es als Reichsvollstreckungstruppen nach dem Beschlusse des Reichskammergerichtes (Anfang 1791) und stellten die ungerechten Abkommen und Rechte der alten Zeit wieder her.

9) Die österreichische Regierung im eroberten Belgien.

Funfzigtausend Soldaten lagen in dem wiedereroberten Belgien. Der Widerstand hatte ein schmähliches Ende genommen. Wer sich erinnert, was 170 Jahre früher in Böhmen nach der Schlacht auf dem Weißen Berge sich zugetragen hatte, wer des Selbsterlebten nach dem unglücklichen Ausgang der 1848er Bewegung gedenkt, wer sieht, wie ebendamals im Lüttichschen der fromme Bischof nach seiner Einsetzung durch die österreichischen Truppen wüthete, der gewahrt sicher mit Staunen, daß in Belgien keine Verfolgung über die Gegner verhängt ward. Da wurde keiner geköpft, da wurde keiner ins Zuchthaus geworfen, da wurde keinem Geldbuße auferlegt. Leopold's Sinn war mild und gütig. Die hochherzige Gnade, die unmittelbar nach der Niederwerfung des aufständischen Landes waltete, gereicht den österreichischen Staatsmännern zu hoher Ehre — wäre nur sonst das Staatswesen mit richtiger Einsicht geleitet worden. Jedoch jene vermeintliche Weisheit, welche Oesterreich nach und nach von seiner Höhe herabgestürzt hat und dieses mächtige Reich dem Untergange entgegenzutreiben droht, jene gefühlsmäßige Abneigung der kleinlichen Sinnesart gegen großartige Entschließungen, während das Heil in halben Maßregeln und in weltkluger Schlauheit thörichter-

weise gesucht wird, bestimmte die Schritte der Regierung, zog sehr bald den Verlust aller Erfolge nach sich und verschuldete schließlich, daß für das Deutsche Reich Belgien verloren ging. Damals so wenig wie in späteren Tagen hat man auf weisere Rathschläge gehört.

Wohin das geistliche Regiment führte, lag nun klar vor Augen, und man hätte denken sollen, daß es jetzt zu Grabe getragen worden sei. Doch seltsam ist oft der Lauf der Dinge. Während vor dem Anmarsche des österreichischen Heeres die meisten Herren vom Congresse, insonderheit die rechtsgelehrten Sachwalter aus dem Lande flohen, kamen die Geistlichen den Oesterreichern mit holdseliger Miene entgegen und der Erzbischof hielt in eigener Person ein feierliches Tedeum für die Wiederherstellung der alten Herrschaft, die er selbst mit gestürzt hatte — am 12. Dec., dem Jahrestage des Abzuges der Oesterreicher aus Brüssel! Der so oft in den Abgrund der Hölle verfluchte Joseph wurde in Antwerpen und Brüssel durch ein Requiem mit großer Rührung gesegnet. In dem Wechsel der Dinge wankte ihre Salbung nicht. Sie bauten darauf, daß durch die Zurückstoßung der josephinischen Grundsätze Leopold in die Hand der Finsterlinge gerathen müsse. Der geflüchtete Bischof und Abt kehrten heim. Obwol nun anfangs die hohe Geistlichkeit gleichwie auch der Adel mit Kälte behandelt wurde, so schien sie die Schnödigkeit doch nicht zu bemerken.

Am 4. Jan. 1791 traf Mercy-Argenteau in Brüssel ein, um in der ersten Zeit Belgien zu ordnen, ein siebzigjähriger Greis, der Joseph's Ansichten zwar theilte, indeß seit er in Frankreich die Umwälzung geschaut hatte, vor den Folgen seiner Grundsätze Angst hatte. Fehlte ihm guter Wille nicht, so gebrach es ihm doch an Entschieden=

heit. Aus der Schule der österreichischen Staatsmänner huldigte er dem verderblichen Hinhalten und Zögern.

Die Aufgabe, welche der neu eintretenden Regierung vorlag, war unschwer zu erkennen. War auch die Anerkennung der alten Landesfreiheiten geschehen, so durfte man denn doch die alte Verfassung nicht fortbestehen lassen, weil aus ihrer Unzuträglichkeit die vorangegangenen Wirren entsprungen waren und aus denselben Ursachen dieselben Folgen kommen. Schlechterdings war es demnach geboten, sie umzugestalten, nur durften dabei, wenn man nicht wortbrüchig werden wollte, die Landesfreiheiten nicht leiden. Man konnte die eingetretene Verbindung der Landschaften zum Ausgang des Neuen nehmen; that man dies oder that man dies nicht, man durfte die gegenwärtige Zusammensetzung der Stände nicht länger dulden, da man sonst in der Lage war, mit lauter Feinden zusammen die öffentlichen Angelegenheiten zu behandeln. Der Augenblick war günstig. Denn mit dem Umsturz des ständischen Regimentes hing ein Umschlag der Stimmung zusammen. Wer Glück hat, hat auch in den Augen der Menge recht, wer die Macht verliert, büßt zugleich seinen Anhang ein, und an gefallenen Größen reiben sich gar manche, die ihnen während ihres Höhestandes fröhnten. Jetzt war eine Zeit eingetreten, in welcher das Volk die Ständischen schmähte und das Geschrei gegen sie ging. Ihre Sünden kamen jetzt über sie. Aufläufe in Brüssel am 17. und 18. Jan. und 24. Febr. 1791 richteten sich gegen die Stände und ihre Parteigänger, gegen den „heiligen Rathsherrn“ Villegas d'Estaimburg gegen Mönche. Das Volk mishandelte sie oder ließ seine Wuth an ihren Behausungen aus. Am Abend des 25. Febr. brach ein heulender Haufe mit Gewalt im Kapuzinerkloster ein. Lachend sahen die Soldaten

zu und hielten den Mönchen, die aus einer Hinterpforte entrinnen wollten, ihre Bajonnete entgegen. Die überfallenen Kapuziner wurden am Barte gezerrt, gehauen, mit den Füßen gestoßen. [66]) Zahlreiche Schriften kamen zum Vorschein, welche von dem vergangenen Jahre, van Eupen, van der Noot und andern unlängst herrschenden Männern voll Verachtung in herabwürdigendem Tone sprachen. Man tobte gegen die Aebte, die sich bemerklich gemacht hatten. Es hieß, die Kosten des vorigen Jahres mußten aus den geistlichen Gütern bezahlt werden, denn die Geistlichen seien ja an allem schuld gewesen. Man zog „die fromme Rebellion" ins Lächerliche und pries sogar Joseph II. Mit einem male war der Vonckismus oben auf. In den Vonckisten bot sich nun der Regierung die Partei dar, mit deren Hülfe sie bei geschickter Benutzung der Tagesströmung zu einer Veränderung der Verfassung gelangen konnte, ohne in Joseph's Verirrungen zu verfallen. Nahm man die Gedrücktheit wahr, in welche Prälatur und Mönchsunwesen unausbleiblich gerieth, sofern man sie nicht ermuthigte, suchte man hingegen in dem zurückgesetzten niederen Weltpriesterthume eine Stütze, so ließ sich wol auch mit der Gunst dieses Zeitpunktes ein Theil der josephinischen Neuerungen ohne Gewaltmaßregeln durchtreiben. Aber auch eine zweite Erwägung hätte zu dem nämlichen Ergebniß hinführen sollen. Es galt, die österreichische Herrschaft zu befestigen, und es war dies um so dringender angesichts der Gefahren, die von Frankreich ausgehen konnten. Wer mochte nach den jüngsten Begebenheiten sich darüber verblenden, daß Oesterreich keine ergebenen Anhänger, keine Freunde im Lande besaß? Folglich mußte es danach trachten, solche zu gewinnen durch Wohlthaten, die es dem Volke erwies, durch Heranziehen der Partei, mit der

es sich vertragen konnte. Auf Soldaten und Beamte ließ sich in schwierigen Zeitläuften die Fortdauer der Herrschaft nicht gründen.

Im wiener Cabinete dachte man ganz anders! Fürst Kaunitz wollte keinen Fortschritt, sondern Rückkehr zum Alten, den vorjosephinischen Stand, in dem ja — ehedem — alles, wie er vermeinte, gut gegangen war. Im Sommer 1790 hatte er sich dahin ausgelassen, Leopold's Ueberzeugung sei: „daß ein Fürst schlecht für das Beste seiner Unterthanen sorgen würde, wenn er nur seiner Neigung folgte und durch Veränderungen in der Verfassung die verderbliche Neigung der Gemüther zur Zügellosigkeit und Anarchie begünstigte", und hatte hinzugefügt, der allgemeine Vortheil aller Regierungen erfordere, dem Fortschritt des französischen Einflusses ein Ziel zu setzen, für Oesterreich würde es um so schädlicher sein, wesentliche Aenderungen in den niederländischen Verfassungen zuzulassen, die der Keim zukünftiger Ansprüche und Versuche sein würden. Solcher kurzsichtigen Auffassung gemäß ertheilte Kaunitz nun nach Brüssel die Weisung: die Parteien auseinanderzuhalten, ihnen, damit sie sich nicht untereinander verbinden, Hoffnungen zu machen (die man natürlich nicht erfüllen wollte), einer Partei sich gegen die andere zu bedienen, die Stände durch die Demokraten im Schach zu halten und sowie man jene zur Gefügigkeit gebracht habe, diese zurückzudrücken. Mit der Zeit, meinte er, würden die Parteien sich abbrauchen und ihre Spitzen abstumpfen. [67]) Solange der Friede mit der Türkei noch nicht zum Abschluß gekommen war, schien vorsichtiges Auftreten, damit keine Einmischung der vermittelnden Mächte veranlaßt werde, erforderlich. Frankreich gegenüber hielt man Rücksichten minder nothwendig; hatte doch der rasche Waffenerfolg in Belgien den Wahn eingeflößt, auch den Franzosen

würden die Heere weit überlegen sein. Streift man die blendende Hülle der Redensarten ab, so war der Kern dieser Politik ein freiheitsfeindliches Bestreben, ein sich Anstemmen wider die fortschreitende Entwickelung, welches dem Gegensatz der französischen Neuerungen zum Siege verhelfen wollte. Inniger Bund mit der alten Kirche war auf solchem Standpunkte selbstverständlich und es läßt sich darum die Muthmaßung nicht abweisen, man sei deshalb zu dem Zugeständnisse der vollständigen Straflosigkeit nach des Landes gewaltsamer Bezwingung so schnell bereit gewesen, weil, wofern man dem Verübten irgendwelche Folge gab, man nicht umhin gekonnt haben würde, an erster Stelle die hohe Geistlichkeit zu treffen.

Mercy-Argenteau, der vielleicht den Vonckisten einige Zugeständnisse zu machen geneigt gewesen wäre, bekam von Kaunitz die Richtschnur seines Verhaltens. Die bisherigen Stände blieben, so wie sie waren, bestehen; den Bürgerschaften von Dornik und Gent wurden ihre im Jahre 1790 zurückerlangten Rechte entrissen, in diesen Städten die Einrichtungen auf den Fuß zurückgebracht, den Karl V. angeordnet hatte. Kaunitz warnte ihn wiederholt, sich nicht zu sehr mit den Demokraten einzulassen.

Die Ständeherren begriffen sogleich den Vortheil, den ihnen die falsche Stellung der Regierung einräumte. In dem besiegten Lande sprachen sie, gleich als wäre gar nichts vorgefallen. Die Hennegauer Gendebien und von Merode nahmen die Verheißungen von Leopold's erster Zuschrift in Anspruch, die Brabanter warnten vor jeder Neuerung. Die jüngste Vergangenheit hatte eine Reihe von Verwickelungen geschaffen, deren Lösung nicht ohne Zerwürfnisse abgehen konnte. Wie sollte es mit den vom Freistaat eingegangenen Schulden gehalten werden? wie mit den Unkosten, welche der österreichischen Regierung ver-

ursacht worden waren? Dann forderten auch viele Bürger Schadloshaltung für Zerstörungen und Unbill, davon sie 1790 betroffen worden waren. Wie sollte es ferner mit der Besetzung der Behörden gehalten werden? Eine Menge Beamte waren 1789 vertrieben worden, einige hatten der republikanischen Obrigkeit Gehorsam versagt und waren abgesetzt worden. In die erledigten Stellen hatte diese neue Beamte ernannt. Manche Verhältnisse hatten sich so verschoben, daß es in der That schwierig war, das Rechte ausfindig zu machen. Jedenfalls gab es über alle diese Fragen Hader. Was den Geldpunkt anlangte, so forderte Wien 7 Mill. Fl. und wollte sich zuletzt zur Anerkennung der vom Freistaat gemachten Schulden verstehen. Die abgesetzten Beamten wurden wieder eingesetzt; man sah in ihnen treue Anhänger und verläßliche Werkzeuge; übersah aber, daß unter ihnen nicht wenige sich und die Regierung verhaßt gemacht hatten. Indem man keine Auswahl traf, Ungeeignete nicht in andern Ländern verwendete, erweckte man von neuem Misvergnügen und Mistrauen. Die 1790 angestellten Männer wurden aus den Behörden ausgestoßen. Bei Verwaltungsämtern hatte die Regierung freie Hand; hinsichtlich des ständischen Rathes, der in jeder Landschaft den Gerichtshof bildete, brach jedoch Streit aus. Im Hennegau wurde der Zwist durch theilweise Zugeständnisse ausgeglichen, in Brabant entbrannte aber darüber ein heftiger und hartnäckiger Zank mit den Ständen.

Van der Noot und van Eupen hatten sich nach dem Haag geflüchtet und gedachten von dort das vormalige Spiel aufzunehmen, wozu sich auch anfänglich eine Aussicht zeigte, insofern im Januar 1791 noch viele, welche sich bloßgestellt fühlten, Belgien verließen. Doch stockte die Auswanderung, seit man sich überzeugte, daß die Regierung wirklich nicht verfolgte, nicht zur Rechenschaft zog. Jene

beiden pflegten ihre alte Verbindung mit dem oranischen Hofe, schickten fleißig Briefe ins Land und ließen durch die Mönche die Losung ausgeben: die Vaterlandsfreunde hätten sich in die Gegend von Breda zu begeben.*) Die Mönche von Saint-Bernard trieben angelegentlich dazu. Doch Noot's und Eupen's Mahnungen verfingen nicht mehr: die Zeit war eine andere geworden. Sie sahen sich machtlos.

Wol aber griff die Demokratie gewaltig um sich. Die überwundene Vonckistenpartei lebte rasch wieder auf. Ihr Anhang fing eigentlich erst jetzt an, bedeutenden Umfang zu gewinnen. Die Strömung, die von Frankreich kam, wurde zusehends stärker. Demokratische Ansichten verbreiteten sich mehr und mehr. Mithin erstarkte die Partei Vonck's. Die Niederlage der Vandernootisten, wol auch das Misbehagen, welches die jetzige Zweideutigkeit der Geistlichen in nicht gänzlich verdummten Köpfen hervorrief, führte ihr viele Belgier zu. Die Weltgeistlichen, deren Vertretung im geistlichen Stande Vonck verlangte, waren ihm mehr zugethan als abgeneigt. Unter den Mönchen hatten die Augustiner sich niemals an der Verfolgung der Vonckisten betheiligt. Auch im Heere und in den Kreisen der königlich Gesinnten war man den Vonckisten hold, weil man in ihnen Gegner der Stände und von diesen Verfolgte sah. Am Anfang des Jahres bildete sich sogar in Brüssel ein Ausschuß „königlicher Demokraten", mit denen freilich die eigentlichen Vonckisten nichts gemein hatten.

Ueberlegt man, welche Aufgabe bei der mislichen Lage,

*) Ein solcher Aufruf aus dem März 1791 beginnt: „Partez, patriotes, la foi et la religion vous appellent en Gueldre, où se trouve votre libérateur. Vous y recevrez vingt sols par jour. De par les États de Brabant" u. s. w.

in welche das Land gerathen war, den Vaterlandsfreunden sich stellte, so konnte dies keine andere sein, als die österreichische Regierung zu unterstützen, wofern diese auf Verbesserungen einging. Die versuchte Willkürherrschaft hatte Schiffbruch gelitten, wohin das alte ständische Wesen führte, lag auch offen vor, was also blieb verständigerweise übrig als freisinnige Umbildung? Zu einer solchen die Regierung anzuspornen, ihr dabei zu helfen, war demnach die Absicht der Vonckisten. Vonck, van der Mersch und andere Parteiführer hatten noch im December 1790 ihre Unterwerfung schriftlich erklärt. Auch nahm sich das jetzige Regiment, ungeachtet ihrer stolzen Haltung, entgegenkommend, weil es ja mit ihnen die widerspenstigen Stände im Zaume zu halten beabsichtigte. Es verlangte Vonck's Rückkehr nach Brüssel, am 17. Jan. fast drohend: seine Abwesenheit könne von Uebelwollenden misdeutet werden. Auch seine brüsseler Freunde drängten ihn, in ihre Mitte zu kommen. Vonck jedoch blieb in Ryssel; er war krank, fühlte sich durch Schulden, die er für die Parteibemühungen eingegangen, gefesselt und vor allem, traute nicht ganz, sondern zog vor erst abzuwarten. Indessen setzte er seine Thätigkeit nicht aus, sondern leitete durch Briefe die Genossen. Sechs Schreiber soll der kranke Mann in seinem Dienst gehabt haben.

In Brüssel wirkten an der Spitze der Partei Weemaels, Walckiers, Sandelin, d'Aubremez mit Eifer. Die Häupter der Regierung behandelten sie mit schmeichelhafter Aufmerksamkeit, machten indeß nur allgemein gehaltene Verheißungen und vertrösteten mit der Zukunft, nachdem die gegenwärtigen Schwierigkeiten überwunden sein würden, d. h. der günstige Zeitpunkt vorüber. Die meisten Vonckisten glaubten dem Lande durch Ergebenheit gegen die Re-

gierung zu nützen; wenige hegten den Argwohn, daß sie blos als Vorkämpfer des Absolutismus gebraucht werden könnten. Einer von diesen Mistrauischen, der Sachwalter Dr. Coremans, warnte seine Freunde mit den Worten: „Der Adler bleibe doch ein Adler, auch wenn er einen Theil der zu seinem Futter bestimmten Vögel anreize, den andern Theil zu rupfen, damit er sich seine Arbeit erleichtere." Seine Warnung fand kein Gehör. Die brüsseler Vonckisten gingen vertrauensvoll ernst ans Werk und setzten eine Verwahrung und Bittschrift, französisch wie flämisch, in Umlauf, die sie vorher dem Mercy-Argenteau vorlegten, der sich mit ihr einverstanden äußerte. Sie enthielt die Erklärung, daß die Stände das Vertrauen des Volkes verloren hätten, und die Aufforderung an die Regierung eine bessere Verfassung einzuführen. Im Januar hatte sie schon gegen 20000 Unterschriften erlangt. [68]) Am 9. Febr. wurde sie überreicht. Um diese Zeit geschah aber auch ein Schritt der Annäherung seitens der Ständeherren von Brabant. Die Ständischen durchschaueten diesmal die Regierung besser, sie gewahrten, daß der Vonckismus wieder eine Macht geworden war, und sahen sich jetzt von der hohen Geistlichkeit verlassen, denn der Cardinal und der antwerpener Bischof schwenkten sichtlich zur Regierung. Der brabanter Pensionarius von Jonghe ersuchte also die Vonckisten um eine Zusammenkunft, die bei dem Bankhalter Chapel stattfand; er sagte: die Regierung täusche sie nur und werde nichts bewilligen, man möge sich wie früher untereinander verbinden und von den Vonckisten solle der Beistand Frankreichs ausgewirkt werden. Die Vonckisten stellten die Vorfrage: „ob der zweite Stand (der Adel) auf das Vorrecht verzichten werde, vermöge der Geburt in den Ständen zu sitzen?" Das glaube er nicht, antwortete Jonghe. Alles

weitere Verhandeln erklärten darauf die Vonckisten für überflüssig; solange die Stände nicht bekannt hätten, daß die Verfassung fehlerhaft sei, könne man sich nicht über den Plan einer neuen Einrichtung verständigen.

Die Vonckisten gingen also allein weiter und errichteten noch im Februar einen Club, in welchem, nach der Art der Jakobiner, unter Walckiers' Vorsitz über die Beschaffenheit einer neuen Verfassung verhandelt ward. Dieser Verein nannte sich „Freunde des Gemeinwohls" (Amis du bien public, der Witz ihrer Widersacher sagte: Amis du bien du public). Seine Vorschläge banden sich im wesentlichen an die Grundzüge, welche Dondelmont und Vonck vor einem Jahre aufgestellt hatten, waren mithin äußerst gemäßigt. Nicht einmal die Eintheilung in Stände ward verworfen, nur erweiterte Vertretung des dritten Standes, Wahl in den beiden ersten, Abstimmung nach Köpfen, Erneuerung nach zwei Jahren begehrt. In Denkschriften *) wurde diese Forderung entwickelt und namentlich, worauf Vonck gekommen war, dargelegt, wie die gegenwärtige Einrichtung keineswegs dem „frohen Einzug" entspreche und ihr kein wahres geschichtliches Recht beizulegen sei; im Verfolge der Zeiten hätten die mächtigeren Stände die Minderen immer mehr ausgeschlossen. Gegenschriften blieben nicht aus. Die Widerpartei schrie über die „Neuerer" und betonte, daß es höchst gefährlich sei, sie zu dulden, ja die Ständeherren beschwerten sich, daß die Regierung die Demokraten nicht genugsam niederhalte. [69])

Ein neuer Einfluß wurde inzwischen fühlbar. Der Auswurf Frankreichs, die verrotteten und verfaulten Be-

---

*) Observations sur la constitution primitive et originaire des trois États de Brabant.

standtheile der höheren Stände, nahm Aufenthalt in dem Grenzlande Frankreichs bis zum Rhein. Der Erzbischof von Mecheln empfahl seiner Klerisei die gastliche Aufnahme der verjagten französischen Priester. Brüssel füllte sich mit französischen Auswanderern und diese schalten in ihrem Unverstande heftig auf Mercy-Argenteau, weil er die Demokraten nicht ausfege.

Inzwischen kehrte Erzherzogin Marie Christine und ihr Gemahl der Herzog Albert von Sachsen-Teschen nach Brüssel zurück und Mercy-Argenteau übergab am 8. Juli 1791 die Zügel der Regierung dem Grafen Georg Metternich, einem gänzlich unbedeutenden Manne alten Schlages, der blindlings folgte. Kaunitz schärfte ihm ein, vor allem nicht zuzulassen, daß amtlose Leute oder Gesellschaften Staatsverbesserer vorstellen wollten, keiner Partei Gunst zuzuwenden, auch nicht solchen, welche unter dem Vorwande der Ergebenheit gegen den Herrscher an der bestehenden Ordnung rütteln wollten; seiner Ansicht nach dürfe der Verein der Freunde des Gemeinwohls nicht geduldet werden, da Unberufene kein Recht besäßen sich in die öffentlichen Angelegenheiten zu mengen und wenn auch nicht als Gesetzgeber, doch als Rathgeber sich zu gebaren. [70]) Das wiener Cabinet beugte demgemäß in den schädlichen Weg des alten Systemes mit vollster Entschiedenheit ein. Seit der Frieden mit der Türkei am 4. Aug. 1791 zum Abschluß gekommen war, glaubte es nicht mehr so viele Rücksichten nöthig zu haben. Die am 27. Aug. in Pillnitz mit Preußen geschlossene Uebereinkunft lehrte, daß an eine Heerfahrt nach Paris gedacht wurde.

Nichts ward also von der wiederhergestellten österreichischen Herrschaft für Belgien geleistet, wo doch der Drang der Zeitumstände zu raschem Schaffen hätte treiben müssen.

Es konnte keine Aussöhnung, keine Beruhigung erfolgen. Wol aber mußte von neuem ein klaffendes Zerwürfniß ausbrechen.

Kaum war Graf Metternich angetreten, so erschienen vor ihm Vonckisten und mahnten ihn, Hand anzulegen. Sie bekamen die Antwort: die Umstände erlaubten nicht, die Dinge über das Knie zu brechen, und sie wurden endlich inne, daß es der Regierung wirklich kein Ernst war, Verbesserungen zu veranlassen, daß sie höchstens auf Beschränkung der Freiheiten des Volkes bedacht sei. Vonck, der noch immer das Haupt der belgischen Demokraten war, schrieb am 19. Aug. 1791 an einen höheren Beamten einen Brief, der als Drohung anzusehen war. Er zählte die Beschwerden auf, und klagte, daß man die Belgier wie eine Heerde Sklaven angesehen habe, als ob die Völker für die Fürsten geschaffen seien.[71]) Ende November wie es scheint, löste der Club der Freunde des Gemeinwohls sich auf; die Vonckisten hatten erkannt, daß es in Brüssel für sie kein Feld der Wirksamkeit gebe, daß ihre Thätigkeit an einen andern Platz hingehöre. Kein einziger Vonckist von Gewicht ließ sich durch die Oesterreicher gewinnen.[72]) In ihren Kreisen scholten nun die Getäuschten die österreichische Regierung verabscheuungswürdig und verrätherisch. Ein Schreiben Vonck's vom 21. Dec. konnte als Absagebrief gelten, wofern man nicht die Stände nach den gemachten Vorschlägen umgestalte. Vonck war von der Regierung um diese Zeit bereits geheim überwacht, und von erkauften Verräthern umgeben.[73])

Der Kirche neigte sich die Regierung bald und in dem Maße mehr zu und hätschelte sie liebevoller, als heftiger die Revolutionsmänner in Frankreich auf sie einstürmten.

Der Druck war rein staatlicher Natur. Der Muth

der Statisten oder Vandernootisten war nicht gebrochen, da die Regierung die Vonckisten zurückstieß, und bald legten sie sich zum Widerstande gegen die Regierung aus. Im Juli hatten Ständeherren sich abermals den Vonckisten genähert und sogar Verfassungsänderungen in Aussicht gestellt, doch blieben diese mistrauisch; im November klopften sie zum dritten male an und auch diesmal hielten die Vonckisten ihnen den Widerspruch der Grundsätze entgegen. Van der Noot und van Eupen waren im Laufe des Sommers aus Holland auf Betrieb Metternich's ausgewiesen worden; die holländische Regierung verhieß sogar die Augen zu schließen, wenn dieser beide ohne das mindeste Aufsehen, aus dem ihr Verlegenheiten entstehen könnten, im holländischen Gebiete aufgreife.[74]) In Holland war fernerhin kein Halt zu suchen — nur Frankreich blieb der Rettungsanker. Nicht mehr nach Breda, sondern nach Douai wendeten sich die Auswanderer von dieser Partei.

Anfang November 1791 war der Streit der Stände von Brabant mit der Regierung wieder in vollem Gange. Metternich ließ am 9. Nov. vier Ständeherren, die Grafen Limminghen und Düras, die Aebte von Park und Villers festnehmen. Die Stände verlangten nicht nur Widerruf aller josephinischen Satzungen über Glaubensduldung und Klostergut sowie auch des Gebotes, Leichen nicht in den Kirchen, vielmehr außerhalb der Städte zu bestatten, sondern forderten auch die Entfernung der ausländischen Heerhaufen und erhoben Klagen über die Verwaltung. Der Streit kam abermals auf den Punkt, daß die Stände im December die Zahlung der Hülfsgelder bis zur Abstellung der Beschwerden verweigerten, worauf die Regierung die Schulden von 1790 nicht anerkennen zu wollen erklärte. Metternich hätte wol gern den Adel be-

günstigt, wenn dieser nur einigermaßen sich hätte fügen wollen. Die Erzherzogin, welche so lange Zeit das Getreibe der vornehmen Herren Belgiens vor Augen gehabt hatte, besaß hingegen das richtige Gefühl, daß mit ihnen kein Auskommen sei, und hätte lieber die Demokraten durch einige Zugeständnisse herangezogen; auch der Staatsschreiber Baron Feltz hielt dafür, daß zwar den Ständen gar keine Nachgiebigkeit zu beweisen sei, dagegen für das Glück des Volkes mittelst Verbesserung der Verfassung gesorgt und durch die öffentliche Meinung eine Stärke gewonnen werden sollte, die dauerhafter und besser sei als diejenige, welche augenblicklich Streitkräfte gewährten, die vielleicht später wo anders nöthig werden könnten — allein auf die Richtung, welche das wiener Cabinet vorschrieb, übten dergleichen Ansichten kein Gewicht. Abermals war eine innere Verwicklung eingetreten, und die Regierung stand beinahe wieder auf dem Punkte, wo sie sich befunden hatte, als Joseph zum Umsturz der Verfassung sich entschloß. Die Stände von Brabant ordneten zu Anfang des Jahres 1792 eine Absendung nach Wien ab: der Kaiser ließ dieselbe nicht vor sich.

In der Bevölkerung lebte die frühere Abneigung gegen das österreichische Regiment auf, als sie inne ward, wie dieses blos durch die rohe Gewalt bestand. Der Unmuth des Volkes strudelte fort, wie ein Topf voll Wasser auf der Kohlenglut — auch im Angesichte der österreichischen Pädagogen, und Feldmarschall Bender hatte genug zu hüten, daß er nicht überlief.*) Aufläufe ereigneten sich wieder

---

*) Ausdrücke Schubart's in seiner Chronik vom Jahre 1791. Damit man sehe, welche Sprache damals vor der großen

und des Gesetzes Schärfe traf in den ersten Monaten des Jahres 1792 die Unruhigen, ja blos Verdächtige. Prügel und Vermögenseinziehung wurden beliebte Ahndungen. Wie gewöhnlich ward der Stand der Schriftsteller mit schweren Strafen belegt. Alle, deren Gewerbe den Regierern nicht bekannt war, alle die, wie sie meinten, brotlos herumlungerten, wurden bewacht und gern eingesteckt. Die frühere Begnadigung war nun kein Schild mehr gegen den Donner der Rache. Die Auswanderung nahm zu. Im Innern gärte das Volk. Und in solcher Lage stürzte sich Oesterreich in Krieg mit dem Nachbar!

10) Die französische Eroberung Belgiens.

Wer die Menschen zur Verzweiflung treibt, auf den fällt ein Theil der Verantwortlichkeit für die äußersten Beschlüsse, zu denen sie sich gedrängt sehen. Kaum etwas

---

Reaction die Publicisten führen durften, auch wenn sie gegen Kaiser und Reich schrieben, mögen einige Proben aus Nr. 14 und Nr. 36 dieser Chronik Platz finden:

„Auch in Löwen gärt der Patriotismus noch, sodaß die österreichischen Dragoner es für gut fanden, 20 Bauern, die die Worte Patriotismus und Freiheit stammelten — niederzuhauen."

„Lütticher Frühlingskur. Die Aufruhrsseuche hat die armen Lütticher beinahe aufgezehrt. Jetzt brauchen sie folgende Kur, welche ihnen ihr Bischof und die Oestreicher vorschreiben.

Rep. Drücke das Volk mit alten Auflagen. Erhöhe jedes Malter Malz um Einen Gulden — Laß jeden Unterthan zwei vom 100 bezahlen — Leg' Taxen auf Knechte, Mägde und Hunde — Entlehne 5 Tonnen Golds — Leide Hunger und Durst und singe das Miserere. Probatum est!"

Von den Belgiern sagt er: „Tohu vavohu! Da ist's noch finster auf der Tiefe."

anderes blieb nach allen durchlebten Täuschungen den belgischen Vaterlandsfreunden übrig, als im Anschluß an Frankreich das Heil zu suchen. Schon im August 1790 war dem Vonck und seinen Freunden von den Statisten der Vorwurf zugeschleudert worden, ihr Trachten stehe dahin, Belgien mit Frankreich zu verschmelzen [75]): eine aus der Luft gegriffene Verleumdung war es. Streng und treu hielten die Vonckisten an ihren Ueberzeugungen, aber die Bedrängniß, welche sie außer Stande waren mit eigenen Kräften zu überwinden, ließ ihnen keine andere Wahl, als entweder die österreichische Knechtung gewähren zu lassen oder vermittelst fremden Beistandes ihr Vaterland zu befreien und zu beglücken. Ende 1791 machten sie sich mit diesem letzten Gedanken vertraut. Vicomte Walckiers und andere nahmen ihren Aufenthalt in Paris und suchten die Unterstützung der herrschenden Männer. Sie begaben sich damit in den Strudel der dortigen Bewegung und geriethen in den Kreis der Anschauungen, die dort im Durchbruche waren.

Auch die Ständischen trieben in dieser Zeit zur Auswanderung und sannen auf einen zweiten Einfall in Belgien zur Vertreibung der Oesterreicher. Seit ihnen Breda nicht mehr offen stand, wählten sie Douai zum Mittelpunkte; von dort leichter zur Verbindung mit den Vonckisten im nahen Ryssel zu gelangen mochten sie hoffen. Ein unternehmender erst zwanzigjähriger Jüngling, Graf Bethune Charost, der danach brannte sich einen Namen zu machen, vielleicht auch von Herrschaft träumte, begann in Douai die Bildung eines Heeres und rechnete bei einem Einfalle in Belgien auf die Unterstützung derjenigen, die vordem zum belgischen Heere gehört hatten. Sein Anhang nannte sich „die Verbündeten" (les confédérés). Allein

die Vonckisten ließen sich mit ihm nicht ein, Walckiers machte vielmehr in Paris auf die adelich-pfäffische Beschaffenheit dieser Partei aufmerksam und Frankreich beschloß ihre Ueberwachung. Infolge derselben zerging dieses Beginnen in seinem Keime.

Die Verhältnisse brachten es mit sich, daß die Bestimmung über die Schritte der ausgewanderten Freiheitsmänner an diejenigen kam, welche in Paris sich befanden, und daß Vonck's Händen die Leitung entschlüpfte, wenn er auch zu den Verhandlungen in Paris mit den einflußreichen Mitgliedern der französischen Gesetzgebung, sowie zu den erforderlichen Maßnahmen neben Walckiers den Priester van der Steen für Flandern und Leunkens für Brabant beauftragte. Ein Vorgang, der für die augenblickliche Haltung der Partei von Belang und von noch größerer Wichtigkeit für die zukünftige staatliche Abrundung war, trug sich damals zu. Wir wissen, wie arg es der durch die österreichischen Waffen nach Lüttich zurückgeführte Bischof in Lüttich trieb. Kaiser und Reich waren nur zu Nutz und Frommen der mächtigen Dränger vorhanden. Seit langen Zeiten war das deutsche Volk geknechtet, überall. Sollte man dazu am Deutschen Reiche halten, um seiner Freiheit verlustig zu gehen? Bei Deutschland konnte fürwahr niemand Heil finden, und keiner von ihm etwas erwarten, der nicht zu den bevorrechteten Ständen gehörte. Die geflohenen Lütticher wollen in ihrem gerechten Grimme von Deutschland loskommen; sie schließen sich in Paris an die Jakobiner, sie erklären, wenn der Krieg ausbreche, für Frankreich fechten zu wollen. Denn Frankreich verhieß Freiheit! In Belgien hatte die letzte Umwälzung zu einer innigeren Vereinigung der Staaten geführt, welche die Thorheit des wiener Cabinetes wieder aufgehoben hatte. Im Sinne der

Vonckisten war die gemeinsame Vertretung des gesammten Landes: der Bund mit Lüttich lag nahe. Die Vonckisten und die lütticher Flüchtlinge in Paris reichten einander am 17. Jan. 1792 die Hände. Belgien und Lüttich vereinigten sich, um in Zukunft zusammenzuhalten als ein Ganzes. Es soll in ihnen die Volksherrlichkeit hinfort gelten.

Die in Paris sich Verbündenden bilden demgemäß sogleich einen „vereinigten Ausschuß der Belgier und Lüttícher". Wohl beherzigend die Erfahrung, daß die vorige Umwälzung eine so üble Wendung genommen hatte, weil die Regierung den Männern des alten Schlendrians gelassen worden war, wollen sie für die erste Zeit auf so lange einstweilen an die Spitze treten, bis das Volk seine Vertretung gewählt habe, wobei sie erklären, nicht länger irgendeine Gewalt behaupten zu wollen, und zugleich versprechen, während ihres Herrschens auswärtigen Mächten keinen Einfluß zu gestatten, einzig mit freien Völkern zu verkehren, öffentlich und zusammen mit Gemeindebevollmächtigten die Verwaltung zu besorgen. Wer von ihnen diese Versprechungen nicht halte, werde von ihnen selbst als ein Verräther und Meineidiger bezeichnet. [76])

Das ging Vonck viel zu weit. War er schon darin früher mit Walckiers nicht einverstanden gewesen, daß dieser unbedingt die Ständischen abwies, so schien ihm ein solcher Schritt ebenso wol den gesetzlichen Boden gänzlich zu verlassen als eine völlige Hingabe an Frankreich zur Folge zu haben. Von einer eigenmächtigen „einstweiligen Regierung" mochte er nicht hören. Beharrlich verweigerte er seinen Beitritt. Hielt er doch noch am 25. März 1792 — nach dem Tode Kaiser Leopold's — für das Wünschenswertheste, die österreichische Regierung zu einer Verbesserung der Verfassung zu vermögen. Beweist dies die Rein=

heit seiner Gesinnung, so zeigt es zugleich, daß er die veränderte Lage nicht mehr vollständig begriff, die der entschieden und entschlossen weiter gehende Walckiers besser würdigte. Schwäche, Unverständniß und Verkehrtheit der Gewalthaber hatten ja den Boden zertrümmert, den jeder Aufbau nach dem alten Plane nothwendig voraussetzte; ein neuer und kühnerer Plan besaß allein noch Aussicht; die Zeit der Verbesserung war verstrichen; Umsturz blieb nur übrig. Ebenso urtheilend sagt Schlosser, der jene Zeit aufmerksam durchlebte: „Alle Verständigen, welche Bevorrechtigungen und Misbräuche abgeschafft zu sehen wünschten, mußten sich in den Umständen an die heftigen Demagogen anschließen, wenn etwas ausgerichtet werden sollte.“ [77]) — Vonck errichtete in Ryssel einen belgischen Ausschuß (van der Steen, Leunkens, de Rosières, van der Cruyce), jedoch sein Einfluß hörte auf der richtende zu sein; die Flüchtlinge in Paris behielten die Oberhand und gingen ihren eigenen Weg, obwol noch eine Weile Vonck als Haupt angesehen wurde.

In die Ereignisse der französischen Staatsumwälzung waren die Belgier hineingezogen. Die Ausgewanderten sammeln sich in großen Scharen, insonderheit Lütticher. Von Paris, von Ryssel, von Valenciennes unterhalten sie Verbindungen mit der Heimat, dort formen sie ihr Wirken. Laut sagten viele im Lande, daß nur auf die Hülfe der Franzosen gewartet werde, um aus Belgien einen freien Bundesstaat zu bilden. Die Grundsätze, welche die Franzosen vorangestellt hatten, welche sie damals ernstlich meinten, schlossen Eroberungen aus. So war es keineswegs das Schicksal eines eroberten Landes, welches die in Frankreich weilenden Belgier für ihr Vaterland befürchteten, sondern was sie beunruhigte, war die Besorgniß, Frankreich

könne bei einem Friedensschlusse Belgien opfern. Dawider verlangten sie Gewähr. Robespierre trat ihnen dabei zur Seite mit der Forderung einer feierlichen Staatserklärung, daß Frankreich die belgischen Kräfte nur verwende, damit sich das belgische Volk selber eine Verfassung geben könne, wie sie ihm am meisten zusage. Wenn indeß eine solche Erklärung auch nicht erfolgte, lag die Vorstellung, daß Frankreich auf Eroberungen ausgehe, doch sehr fern. Frankreich gab den Belgiern Geld zur Ausrüstung und der pariser Ausschuß (comité géneral révolutionnaire des Belges et Liègeois unis, Vorsitzender Rens, Schriftführer Dinne und Smits) verlegte seinen Sitz der Grenze näher auch nach Ryssel. Vonck trat mehr und mehr in den Hintergrund; auf seinen Plan, van der Mersch an die Spitze der angeworbenen Belgier zu stellen, ging dieser selbst (der in seinem Unmuthe ganz vom öffentlichen Treiben sich zurückzog) nicht ein, auf Vonck's Einsprache gegen die heftigen Erlasse des andern Ausschusses ward nicht geachtet; sein eigener Ausschuß gerieth zuletzt in Auflösung, indem ein Theil seiner Mitglieder den Entschiedeneren sich anschloß.

Inzwischen war am 1. März 1792 Kaiser Leopold gestorben, dem sein Sohn Franz nachfolgte. Am 20. April 1792 beschloß das Volk der Franzosen Krieg wider Oesterreich, das ungeachtet seiner Kriegsabsichten, in Belgien noch nicht schlagfertig dastand. Ein unverzüglich (Ende April) gemachter Versuch der Franzosen, in Belgien einzubrechen, endete nichtsdestoweniger, als sie auf die Oesterreicher stießen, mit schimpflicher Flucht.[78]) Am Anfange des Feldzuges bedeckten sich die Franzosen mit Schmach. Den 23. Juni erklärte der Ausschuß der Belgier und Lütticher alle Obrigkeiten in ihrem Vaterlande, die kraft des österreichischen Namens geboten, für aufgehoben und nichtig und stellte

eine bewaffnete Macht (1500—2200 Mann) ins Feld als Vortrapp des französischen Heeres. Dieser zweite Ansatz (im Juni) scheiterte ebenfalls auf der Stelle. Die in Gefangenschaft der Oesterreicher fallenden Belgier wurden erschossen oder gehängt — aber die Bevölkerung des Landes ersehnte die Ankunft der Franzosen, denn sie war müde des soldatischen Auftretens, der Willkür und des Prügelns.

Nachdem Frankreich am 20. Aug. 1792 sich zum Freistaat gemacht und die deutschen Heere aus der Champagne getrieben hatte, unternahm es im Herbste den dritten Zug nach Belgien. Dumouriez führte nach umfänglichen Zurüstungen ein großes Heer, mit ihm zogen die Ausgewanderten, die Belgien zu einem Freistaat umzugestalten dachten; seine Kundmachungen besagten, daß die Franzosen als Brüder, als Befreier kämen. Die Festungen, welche hier des Reiches Grenze gegen Frankreich beschützen sollten, hatte vor einem Jahrzehnt Kaiser Joseph zerstört, und das Heer, welches Herzog Albert von Sachsen-Teschen dem Dumouriez entgegenstellen konnte, war nicht einmal halb so stark. Am 6. Nov. erstürmten die französischen Republikaner unter dem Gesange der Marseillaise die Schanzen der Oesterreicher bei Gemappe. Die weitere Eroberung hatte die Regierung selbst vorbereitet, indem sie das Volk dahin gebracht hatte im Angreifer seinen Befreier zu begrüßen. Wenige Tage nach jener Niederlage befand sich die alte Regierung jenseits des Rheines! Dumouriez' Kundmachung vom 8. Nov. erklärte im Namen des französischen Freistaates, daß das Volk von Belgien nunmehr selbstherrlich sei, daß ihm niemand zu befehlen habe. Am 14. Nov. zogen die Franzosen in Brüssel ein unter dem tausendfältigen Rufe: „Es leben die Franzosen!" unter Glockengeläute und Freudenschüssen. „Laßt euch von keinem

Fremden beherrschen, mit uns vereinigt euch, um die Deutschen wegzujagen", redete Dumouriez die ihn mit Begeisterung bewillkommnenden Abgesandten der Stadt an. Am 28. besetzten die Franzosen Lüttich, am 1. Dec. ergab sich ihnen die Feste von Namen, am 30. Dec. die Feste von Antwerpen. Das schöne Belgien und das lütticher Land war am Ende des Jahres 1792 für Deutschland verloren!

Nun war die ganze Bevölkerung in Bewegung, in allen größeren Ortschaften entstanden Clubs und die Parteien regten sich. Van der Noot erließ aus England, wohin er sich geflüchtet, eine Kundmachung, worin er eine Verfassung des alten Schlages den Belgiern vorschlug. Vonck erlebte noch diese zweite Austreibung der Oesterreicher, aber vernahm nur von ihr; er starb am 1. Dec. 1792 in Ryssel. Belgien schuldet diesem Vertheidiger seiner Freiheit ein ehernes Standbild. Van der Mersch starb kurze Zeit zuvor am 14. Sept. in Dadizeele. Jetzt war nicht mehr an Umbau der Verfassung zu denken. Eine reißende Flut schwemmte das Alte hinweg, die Stände waren niedergerissen, der Adel verlor seine Vorrechte, die Geistlichkeit ihre Güter. Eine neue Ordnung der Dinge zu schaffen war die Aufgabe der Zeit.

Wol hätte es Reiz, auch noch zu erzählen, wie ein kurzer Freiheitstaumel in Belgien herrschte, und wie sehr bald die Franzosen Belgien gleich einem eroberten Lande behandelten, wäre nicht dieser Bericht schon weit über den gestatteten Raum hinausgegangen. Eine lange Kriegsfurie kam über Belgien. Wechselnde Schicksale trafen in den nächsten Jahren das Land. Erschienen doch sogar Tage, in denen die Vandernootisten wieder obenauf waren! Aber wir stehen hier an einem Haltpunkte. Wir sahen wie

die beiden Parteien sich gestalteten, wie sie sich vereinigend mit gemeinschaftlicher Wucht die Regierung zerschmetterten, wie sie hernach sich entzweiten und alsdann die Partei des Alten die andere bewältigte, wie hierauf wieder die Partei des Neuen mit fremder Hülfe die Oberhand in einer Weise erlangte, welche die allgemeine Auflösung der früheren Formen nach sich zog. Sowie das Gewirre abnahm, und die Schöpfung einer nach vielen Stürmen völlig umgestalteten Lage andere Weisen und Wege des Wirkens zu fordern schien, tauchten gleichwol von neuem diese beiden Parteien hervor. Wiederum verbunden stürzten sie wieder eine Regierung und rüsteten sich danach zu gegenseitigem Streite, den sie noch heute führen.

Anmerkungen.

1) Erzählung dieser Vorgänge in dem von mir (Leipzig 1864) herausgegebenen Leben Wilhelm's I. von Oranien, des Begründers der niederländischen Freiheit, von K. W. Klose, S. 180—196. Ueber die Würde des Ruhewahrers (Ruart, Ruwaerd), Famiani Stradae, Romani e societate Jesu de belle belgico decas prima, Antwerpen 1640, S. 528, 529.

2) Adam Anderson, An historical and chronological Deduction of the Origin of Commerce, containing an History of the great commercial interests of the british Empire 1763 unter dem Jahre 1567.

3) John Millar, Historical view of the English government 1787, deutsche Uebersetzung 1819, II, 277 fg.

4) Journal historique et littéraire (Lüttich 1839), a. m. St.

5) Gachard, Précis du régime municipal de la Belgique avant 1794 (Brüssel 1834), S. 71.

6) Briefe eines reisenden Franzosen über den gegenwärtigen Zustand der Oesterreichischen Niederlande. Aus dem Französischen von Winkopp (Leipzig 1785), I, 48.

7) Goethals, Lectures relatives à l'histoire des sciences, des arts, de lettres, de moeurs et de la Politique en Belgique et dans les pays limitrophes (Brüssel 1838), III, 189, im Leben Steyart's: „Les Ultramontains seuls étaient dévoués à la nationalité belgique, leurs adversaires conspiraient ou pour la Hollande ou pour la France."

8) Briefe eines reisenden Franzosen u. s. w., I, 102.

9) August Ludwig Schlözer's Stats-Anzeigen (Göttingen 1790), XIV, Heft 53, S. 17.

10) Schayes, Essai historique sur les usages les croyances, les traditions, les cérémonies et pratiques religieuses et civiles des Belges anciens et modernes (Löwen 1834), S. 63. Annuaire d'université catholique de Louvain 1842, S. 212—215.

11) Considérations sur la Constitution des Duchés de Brabant et de Limbourg et des autres Provinces des Pays-Bas Autrichiens lues dans l'Assemblée Générale des Etats de Brabant le 23 Mai 1787 (s. l. 1787) unterzeichnet von d'Outrepont, advocat au Conseil Souverain de Brabant.

12) Moke, Histoire de la Belgique (Gent 1840), II, 175, von den Actis Sanctorum: l'ouvrage le plus important qui ait été composé en Belgique.

13) Aus den wöchentlichen Nachrichten von Löwen, III, 197. Lodewyk Mathot aus Rukelingen in seinem Buche Belgie onder Maria Theresia (Antwerpen 1858).

14) Die Briefe eines reisenden Franzosen, I, 109.

15) Schreiben Karl's an den Stadtrath sowol als an den Amman von Brüssel in: Gachard's Précis du régime municipal de la Belgique avant 1794 (Brüssel 1834), S. 125—129.

16) Briefe von Joseph dem zweiten, 2. Aufl., S. 49.

17) Im brüsseler Staatsarchive fand ich unter andern Réflexions pour le réglement des Presbytères folgende wörtliche Weisung: „Au surplus on substituera dans la bibliothèque du Presbytère les concionistes préscrits dans le plan de l'institut du seminaire général et on eloignera les concionistes qui ont prêché dans les siècles d'ignorance, de superstitions, et généralement tous ceux qui ne contiennent une saine morale!!!"

18) Brief des Erzbischofs Franckenberg an den Propräfecten des Collegii Germanici zu Rom, Mecheln, 22. April 1778. Nouvelles Ecclesiast., 1778, S. 191 fg. Göttingisches Historisches Magazin, 1787, I, 713.

19) Paulus' Sophronizon (Heidelberg 1826), VIII, 2, 34, nach der Erzählung von Augenzeugen.

20) „Un moyen qui favorise encore les entreprises de l'erreur, c'est la suppression de la scolastique, dont nous n'avons pas trouvé les vestiges dans la nouvelle methode de Louvain", erklärten die Bischöfe, vgl. die Declaration de son éminence le Cardinal de Franckenberg archevêque de Malines sur l'enseignement du séminaire général de Louvain (Mecheln 1790), S. 150. Man sehe besonders S. 6, 14, 26, 27, 58, 59, 142—144.

21) (Pastor Stöver) Deutsch-Burgund oder die österreichischen Niederlande in ihrem neuesten politisch-geographischen Zustande (Berlin 1790), S. 99.

22) Daß in Flandern und Brabant die Verfassung ganz in den mittelalterlichen Zuständen stehen geblieben war, bezeugt auch F. W. Unger, Geschichte der deutschen Landstände (Hannover 1844), II, 388.

23) Actenstücke zur Geschichte der österreichischen Niederlande gehörig, s. l. 1787, IV, 429; vgl. auch I, 39, 40; II, 99, 133; III, 203, 204.

24) La verité vengee ou Lettre d'un ancien Magistrat à Mr. l'Abbé de Feller, Redacteur du Journal historique et littéraire (Lüttich 1789).

25) Histoire de la révolution belgique de 1789, des causes, qui la produisirent, des événemens qui l'accompagnerent et des forfaits politiques qui lui succèderent. Par un témoin impartial, auteur de divers ouvrages publies dépuis huit ans (London 1796), S. 49.

26) O. Lorenz, Joseph II. und die belgische Revolution nach den Papieren des Herrn General-Gouverneurs Grafen Murray (Wien 1862), S. 35. — Uebrigens ist es sehr naiv von Herrn Lorenz, zu meinen, Schlosser, der von diesen Ereignissen eine lebendige, aus dem Munde Betheiligter geschöpfte Wissenschaft besaß, habe — Herrn Großhoffinger ausgeschrieben!

27) In einem Schreiben Trauttmansdorff's vom 23. Juni 1789: „(que Joseph) a su revendiquer, sans punir, les droits de souveraineté arrachés à la faiblesse de ses prédécesseurs."

28) Vonck, Abrégé historique servant d'introduction aux considérations impartiales sur l'état actuel du Brabant. Tra-

duit du flamand et augmenté de plusieurs Notes. Lille s. a., S. 14 Anmerkung — [Niederdeutsch: Naerdere onzeydige aenmerkingen of vervolg van staetkundige onderrigtingen voor het brabandsch volk door J. F. Vonck, Tweeden druk Ryssel 1792.] Diese Schrift spricht selbst deutlich genug für die Wahrhaftigkeit ihres Verfassers. 29) S. vorstehende Anführung.

30) Trauttmansdorff schrieb am 30. Sept. 1789 an d'Alton: „Il m'est bien agréable d'apprendre que Votre Excellence se trouve suffisamment en force pour forcer les contribuables au payement des subsides; c'est tout ce que je redoutois, si nous n'avions pas les moyens de contrainte; mais les ayant, la perception des subsides une fois faite pour le compte de Sa Majesté sans l'influence des Etats, prouvera plus que toute chose qu'il n'y a plus rien à faire, que toute résistance est inutile et qu'il faut bien en revenir à la voie de soumission et supplication — des contribuables!" Diese Leute sahen in jedem Menschen ein steuerpflichtiges Lastthier!

31) Fragmens pour servir à l'histoire des événemens qui se sont passés aux Pays-Bas depuis la fin de 1787 jusqu'en 1789 publiés par le Comte de Trauttmansdorff (Amsterdam 1792) gerichtet gegen (Jaubert's) Mémoires pour servir à la justification de feu Son Excellence le général Comte d'Alton et à l'histoire secrette de la révolution belge, 1790, 2. Aufl., 1791, denn einer wälzte nachher alle Schuld auf den andern. Man sehe S. 34. D'Alton dagegen will vom Vorhandensein der geheimen Verbindung in Kenntniß gesetzt gewesen sein. Uebrigens gesteht (auf d'Alton's Kosten) Trauttmansdorff: „On a meprisé et maltraité un peuple, on l'a violenté, traité avec injustise", S. 96, 97, 61, 94, 95. Dieser Minister sagt nun S. 38: „L'influence des Cours étrangeres était cependant la seule chose dont j'étais réellement inquiet." Er fürchtete, durch die Preußen werde ein allgemeiner Krieg entstehen, S. 117 und 54. Hinterher sah er aber doch ein (S. 45), daß Vonck eigentlich den Ausschlag gegeben habe. In seinen Briefen an d'Alton (bei Jaubert, I, 16) beschreibt er u. a. am 27. Sept. 1789 den Feind als einen solchen, der gewiß nicht den Muth haben würde heranzukommen und der in diesem Falle aus einigen hundert, oder wäre es selbst aus einigen tau-

send jungen Arbeitern bestehen würde, die keine Waffen, keine Führer, kein Geld hätten und blos Furcht einjagen sollten. „Vôtre Excellence", sagt er, „ne sauroit croire à quel point nous nous compromettons en attachant de la valeur à toutes les fausses nouvelles, qu'on nous donne expressement."

32) „Van Eupen, le grand faiseur, le génie de l'insurrection belgique dont van der Noot n'est que le tambour et l'aboyeur" ist das Urtheil des Verfassers, der Les masques arrachés ou vies privées de L. E. Henri Vander-Noot et van Eupen, de S. E. le cardinal de Malines et de leurs adhérens, par Jacques le Sueur, espion honoraire de la police de Paris et ci-devant employé du ministere de France en qualité de Clairvoyant dans les Pays-Bas autrichiens (London 1790); übersetzt unter dem Titel: Die abgerissenen Larven oder das Privatleben Sr. Excellenz des Herrn Heinrich van der Noot, Sr. Excellenz des Herrn van Eupen und Sr. Eminenz des Herrn Cardinals von Mecheln und ihrer Anhänger (Hildburghausen 1791, II). Diese romanhafte, von den ärgsten Schlüpfrigkeiten strotzende Erzählung benutzte ich, weil vieles in ihr den Stempel unmittelbarer Wahrnehmung trägt und unterrichtete Theilnehmer der Ereignisse sie benutzten. Dinne's Mémoire historique pour van der Mersch (Lille 1791), I, 361, bezeichnet den Verräther des letzten vonckistischen Anschlages, des Ausschusses von Gent, Menen u. s. w. in einer Anmerkung als den angeblichen Verfasser („Cet Avanturier, qui s'est donné le nom de Jacques le Sueur") dieser Schrift und sagt von ihr: „Ou parmi beaucoup d'anecdotes peu vraisemblables on trouve de grandes et nombreuses vérités que par ses intrigues il a été à portée de connoitre"; Dinne erzählt, daß jener bald Demokrat, bald Aristokrat gewesen und einst Vonck in Brüssel den Antrag gemacht habe, für eine gute Belohnung van der Noot aufzuheben. Gleiches versichert Vonck in seiner Schrift. Dies deutet auch, wenn man zwischen den Zeilen liest, seine eigene Schrift an, II, 152: „J'ai donc cru, qu'il était tems de les (Noot etc.) abandonner à leur malheureux sort et de me retourner vers le soleil levant. C'est ce que je fis, en conservant toujours le masque d'aristocrate." II, 164: „Mais Walckiers est déterminé à s'emparer des personnes de Van der Noot et de Van Eupen;

je lui en ai même répondu sur ma tête et certainement ils ne m'échapperont pas; je me suis chargé de les arrêter." Vonck habe den Antrag abgewiesen, sagt die Schutzschrift für Mersch, und es ist hervorzuheben, daß der Verfasser dieses Buches aus der Chronique scandaleuse dessenungeachtet und trotz des Mistrauens, mit welchem ihm Vonck begegnete, von Vonck wie von Verlooy, Simons und Herbiniaux und einigen andern Vonckisten stets mit Hochachtung spricht und ihnen wiederholt das glänzendste Zeugniß der Ehrenhaftigkeit ausstellt, während er Walckiers wegwerfend zeichnet.

Eine zweite Bezugnahme auf diese Schrift enthält die nach ihrer Vorrede von einem Emigranten herrührende Histoire secrete et anecdotique de l'insurrection belgique ou Vander-Noot. Drame historique en cinq actes et en prose dédié à Sa. Majesté le Roi de Bohème et de Hongrie. Traduit du Flamand de Van-Schön-Schwaartz, Gentois, par M. D. B. (Brüssel 1790), S. 203, noch ehe sie erschienen: „Je me garderai donc bien de joûter contre ce brillant écrivain, dont le metier ayant été toute sa vie d'écouter aux portes, doit être beaucoup mieux instruit que moi des anecdotes secretes de ces illustres personnages."

Borgnet macht es im Vorwort seines Werkes Histoire des Belges à la fin du dix-huitième siècle dem Verfasser einer niederländischen Geschichte Abbé Janssens zum Vorwurf, Gebrauch von diesem Buche gemacht zu haben. Sehr mit Unrecht, abgesehen davon, daß nicht blos dieser Getadelte (dessen Werk ich nicht kenne), sondern auch andere Schriftsteller aus ihm Angaben geschöpft haben. Borgnet sagt: „Ce livre obscène, qui contient quelques détails exacts noyés dans une mer de calomnies, ne mérite guêre plus l'honneur d'être cité comme une autorité, que la Pucelle de Voltaire dans une biographie de Jeanne d'Arc." Jener, die wahre Farbe des Lebens abwischende akademischen Blässe, welche des gelehrten Borgnet Erzählung der vergangenen Kämpfe mitunter an sich trägt, konnte freilich nichts in diesem Buche anstehen. Aber mit sehr hohen Vorstellungen von der Würde der Geschichtschreibung verträgt sich ein frischerer Ton und ein stärkerer Farbenauftrag. Die akademische Weise, deren gesteigerte Art die höfische Geschichtschreibung ist, gehört

überhaupt nicht zu den vorzüglicheren Gattungen des Schriftthums. Herodotos und Tacitus haben anders geschrieben. Worauf es bei einer Darstellung ankommt, ist, nicht, ob sie dem Geschmack der Lesewelt zusagt, sondern ob der Eindruck, den sie hervorbringt, dem Wesen der Sachen und der Frische der einstmaligen Wirklichkeit nahezu entspricht. Eine Schrift deshalb gar nicht benutzen wollen, weil sie Unflätiges enthält, ist Mangel an Kritik. Das Buch Les masques arrachés ist einmal vorhanden und es unterliegt keinem Zweifel, daß sein Verfasser mit den 1790 maßgebenden Persönlichkeiten viel verkehrt hat, und daß er, wenngleich ein sittlich verkommener Mensch, doch ein Mann von Geist und Scharfsinn war. Außerdem lassen sich viele Einzelheiten, die er aus Büchern nicht entnommen haben konnte, aus anderweiten Zeugnissen beglaubigen. So erzählt er z. B., welche Summe van der Noot daran gewendet, um die Plünderung der Vonckistenhäuser zu veranstalten: Vonck und Dinne erzählen gleichfalls, daß Noot bei dieser Gelegenheit Geld gegeben habe, Dinne (I, 229) gibt übereinstimmend 3000 Fl. an. Es hieß, der Erzbischof habe sich in der letzten Zeit der österreichischen Herrschaft in Kammerich verborgen; er erzählt (I, 158), der Cardinal-Erzbischof sei in Brüssel in einem Hause der Schiffgasse versteckt gewesen und Forster (Ansichten vom Niederrhein, 1791, II) bestätigt dies durch die Angabe, Franckenberg habe sich bei einem brüsseler Krämer insgeheim aufgehalten. So ist auch, was er von dem Verhältniß Trauttmansdorff's zur Gräfin von Arberg vorbringt (siehe nachher) nicht völlig aus der Luft gegriffen, denn in einer Schilderung der Anführer des Heeres in den Mémoires pour servir à la Justification du feu d'Alton, pièce VIII (I, 329) lesen wir vom Grafen d'Arberg, sein maßloser Ehrgeiz habe ihn für die Art der Vertraulichkeit blind gemacht, welche zwischen seinem Weibe und dem Minister herrschte, und er sei darauf ausgegangen Zwietracht zwischen letzterem und d'Alton zu säen. Derartige Bekräftigungen lassen sich häufen und es ist mit Sicherheit anzunehmen, daß der Verfasser viele handelnde Personen genau gekannt und in das geheime Getriebe mancher Hergänge geschaut hatte. In Ryssel zog er bei den Vonckisten Erkundigungen ein. Die Schilderung der Persönlichkeiten macht den Eindruck lebendiger Kenntniß und scharfer Auffassung. Francken-

berg z. B. heißt un fanatique imbécille et furieux, was freilich zu Theiner schlecht stimmt. Auch manche Hergänge, wie z. B. der Aufstand und Kampf in Brüssel sind sehr natürlich geschildert und lassen sich, wenn sie sich so zutrugen, wol begreifen. Daß er, um sein Buch angenehmer und mannichfaltiger zu machen, nach seinem Belieben Aenderungen vorgenommen, Abkürzungen und Zusätze gemacht habe, bekennt er (II, 10), und anziehend zu unterhalten glaubte er durch Auskramen von Liebes- und Bordellgeschichten, durch lose, lüsterne Schilderungen. Dergleichen muß man eben abschneiden, wie man überhaupt ein solches Buch nur mit großer Vorsicht benutzen kann. Die Gehässigkeit gegen Noot, Eupen u. a. liegt auf der Hand.

Wer ist der Verfasser? Von sich erzählt er: sein Auftrag sei gewesen, Berichte an den französischen Minister zu liefern, dieser habe ihn aber nicht bezahlt, deshalb mache er von denselben freien Gebrauch. An der geheimen Berathung von 22 Häuptern in Noot's Hause am Abend des 19. Dec. will er unter dem Namen eines Baron Bamberg theilgenommen haben. Vonck sagt: er sei ein vorgeblicher Graf, der ihm gesagt habe, weil er der Pineau nicht genug den Hof gemacht, hätten ihm van der Noot und van Eupen eine verlangte Anführerstelle verweigert; er habe sich in Geldverlegenheit befunden und sich in der einen oder andern Weise Geld machen wollen; er, Vonck, habe sich sehr zurückhaltend gegen ihn genommen. Dinne charakterisirt ihn auch als einen verkäuflichen Menschen. Ferner erzählt er von sich (II, 150 fg.) mit Noot sei er nach Namen gereist, um van der Mersch zu bestimmen, und theilt das desfalsige Gespräch mit. Die erste Hälfte desselben stimmt überein mit Mersch's Angaben und es wird in dem Mémoire pour van der Mersch, I, 149, als Noot's Begleiter le baron d'Aspre d'Hoobroeck, ennemi tracassier des droits du peuple genannt.

Wir wissen jetzt, daß dieses Buch von dem fruchtbaren französischen Schauspieldichter Abbé Alexander Ludwig Bertrand Robineau, der sich mittelst Buchstabenumsetzung de Beaunoir nannte, herrührt. In Paris war dieser Mann 1746 geboren und starb daselbst 1823. Im Jahre 1789 war Robineau in Paris Bruder Redner der Loge du Contrat-social, begab sich am 15. Sept. d. J. nach Belgien. Dort schlug er sich später auf

die österreichische Seite, der Schriften wie die Masques arrachés genehm sein mochten. Im Jahre 1791 bereiste er die Rheinlande „probablement avec quelque mission secrète“, meinte sein Lebensbeschreiber Durozoir. Später berief ihn Kaiserin Katharina nach Petersburg, wo er bis 1798 den Hoftheatern vorstand, darauf war er Vorleser der Königin Luise von Preußen, nachmals stand er in Diensten des Königs von Westfalen Jérôme, zuletzt hatte er eine Anstellung bei dem französischen Ministerium. Durch Voltaire's Pucelle war eine schlüpfrige Gattung von Schriften aufgekommen, die sehr großen Leserkreis fand und Geldverdienst abwarf. Der leichtfertige Robineau schrieb in dieser verwerflichen Art mitunter und die Masques arrachés gehören in die Reihe dieser Schriften. Auch das unter dem Namen Schön-Schwartz (=Beaunoir) erschienene Schmähbuch ist von ihm.

Seine Auffassung der Ereignisse im großen ist die eines gewöhnlichen Schöngeistes aus der Voltaire'schen Schule. Alles bewegt sich bis zum Sturz der österreichischen Herrschaft im Grund um die schöne Gräfin von Arberg. Vicomte Walckiers hatte sie zur Geliebten, Graf Trauttmansdorff machte sie ihm aber abspenstig. Darob ergrimmend schwor Walckiers ihm und der Regierung Rache und betrieb eine Empörung. Gräfin Arberg aber überließ sich dem galanten Minister lediglich aus Liebe zu ihrem Gemahl, den sie höher steigen lassen wollte. D'Arberg nämlich diente unter d'Alton und in der Absicht ihn auf d'Alton's Stelle zu heben, verdarb der folgsame Minister alles, was dieser gut angefangen hatte, und störte seine Unternehmungen gegen die Aufständischen, damit d'Alton beim Kaiser in Ungnade falle und Platz mache für d'Arberg. Aus diesem Grunde gingen alle Regierungsmaßregeln schief. Man sieht, zuletzt hat ein Unterrock die brabanter Umwälzung gemacht!

33) E. L. Dinne, Mémoire historique et pièces justificatives pour M. Van der Mersch. Ou l'on donne les preuves de la loyauté de sa conduite, durant la Revolution Belgique (Lille 1791), I, 263. — Das Buch ist auf Veranlassung des van der Mersch und im Einvernehmen mit Vonck abgefaßt. Trauttmansdorff stellt in seiner Nachricht (S. 107) dieser Apologie seines Gegners das Zeugniß aus: „Qui est exactement vrai quant à la récension des faits.“ Die Beweisstücke füllen zwei

Bände. Freilich ist es lächerlich, wenn er Merschens Degen das Palladium Belgiens nennt und als ihm Franquen denselben abnimmt, ausruft: „Et la Victoire abandonne à l'instant le Drapeau de la nation"; aber derartige Albernheiten rauben den schätzbaren Angaben ihren Werth nicht. Dinne fiel nachmals im Vendeerkriege 1795.

34) (Robineau) Histoire secrète et anecdotique de l'insurrection belgique ou Vander Noot. Drame historique en 5 actes et en prose dédié à sa Majesté le Roi de Bohème et de Hongrie. Traduit du flamand de Van Schoen-Schwaartz Gantois par M. D. B. (Brüssel 1790), S. 82 fg.

35) Livre noir du comté de Namur, ou correspondance du ci-devant gouvernement autrichien de Bruxelles avec ses Agens subalternes dans le Comté de Namur (Brüssel 1790), S. 79, 80, 84, daselbst S. 83, daß ein junger Mann nach Holland gegangen sei, nachdem er vorher mit seinem Beichtvater sich berathen hatte. Diese Schrift ist lehrreich für den Geist der damaligen Regierung.

36) D'Alton an Trauttmansdorff den 7. Nov. 1789: „Je ne crois donc pas que Votre Excellence doive s'occuper du prétendu danger, qui n'existe pas. Je me repose dans une securité parfaite." Trauttmansdorff's fragmens, S. 143.

37) D'Alton an Kaiser Joseph den 18. Nov. (Jaubert I, 276).

38) Von Gent: „Le 4 Dec. (1789) on vint rapporter en notre Assemblée du Magistrat, que par Lettre de Cachèt des souverains Etats et Comités on avait enlevé et emprisonné un si grand nombre de personnes, que le Pensionnaire du crime et les Commissaires du Magistrat ne pouvoient pas suffir à les interroger." Le Marquis de Bruges, Histoire politique de la révolution flamande des années 1789 et 1790 (London), S. 129. Dieses ganze Buch gibt Zeugniß für den kläglichen Zustand der Dinge.

39) Juste, Souvenirs diplomatiques du XVIII Siècle. Le Comte de Mercy-Argenteau (Brüssel und Leipzig 1863), S. 62, 63.

40) Vehse, Geschichte der deutschen Höfe seit der Reformation (Hamburg 1852), XIV, 282.

41) Le Martyrologe Belgique l'an de fer 1790. — s. l. 1791, S. 90—92.

42) „Van der Noot, aimé du Seigneur, homme sage, devin, astrologue: il tenait sa sagesse d'en haut", so die in biblischem Tone gehaltene Chronique brabançonne avec figures dedié aux bons amis de la Liberté (Philadelphia 1790), welche die Revolution als einen Kampf gegen Lucifer darstellt.

43) Das Mémoire sur le rétablissement des Jesuites von Villegas d'Estaimbourg, abgedruckt in P. Ph. Wolf's Allgemeiner Geschichte der Jesuiten (Leipzig 1803), IV, 229—257.

44) Vonck, Abrégé historiques, S. 39. Den Vonck selbst nennen als Verfasser der Considérations impartiales Münch in einem Verzeichnisse von drittehalbhundert Druckschriften über den brabantischen Aufstand (Aletheia, 1830, II, 92; IV, 84—113); Lax, S. 195; Borgnet, Lettres sur la révolution brabançonne; Arendt u. a.; Juste, II, 5.

45) Robineau (Les masques arrachés) stellt den Hergang des 25. Febr. als von einem für Frankreich wirkenden Verein angezettelt dar, mit dem er selbst verkehrt habe. Seiner Erzählung nach hätte sich zu diesem Walckiers geschlagen, sowie das ehrgeizige Aremberg'sche Haus, welches darauf hin gesteuert habe, den Herzog von Ursel zum Landesherrn Belgiens erklären zu lassen; auch mit van der Mersch habe sich dieser Verein verständigt. Dem Vonck sei am 24. Febr. nur eine allgemein gehaltene Mittheilung gemacht worden, dieser habe aber in die Abrede eingewilligt, daß am folgenden Tage der Ausbruch des Aufstandes erfolge zum Sturz der Stände und zur Berufung einer Nationalversammlung. Am 25. hätten nun um 12 Uhr in der Gudulenkirche Rüel und Fox französische Cocarden ausgetheilt, Walckiers habe sie anstecken sollen, aber als die französischen Cocarden zum Vorschein gekommen seien, habe das Volk sie ausgezischt und gegen die gewüthet, welche sie annahmen: da sei dem Rüel, Fox und Walckiers der Muth gesunken. Während sie verzagten habe Noot schon flüchten wollen. Halbtodt vor Schrecken, zitternd hätten die Ständeherren sich in ihrem Berathungshause versammelt, Eupen aber sei gefaßt geblieben und habe die beschwichtigende Erklärung vorgelegt. — Möglich, daß die französischen Umtriebe

hineingespielt haben, schwerlich aber waren Walckiers und Mersch im vollen Einverständnisse mit solchen. Bis diese Darstellung nicht anderweit beglaubigt wird, dürfte sie auf Rechnung von Robineau's Bestreben zu bringen seien, alle Vorgänge aus Ränken zu erklären.

46) De Pradt, La Belgique depuis 1789 jusqu'en 1794 (Paris und Ruen 1820), S. 58.

47) Die Vonckistenerklärung ward neuerdings wieder abgedruckt in der Freien Presse vom 23. März, 26. und 30. April 1840.

48) Am 8. Aug. 1790.

49) Dinne, Mémoire historique, I, 300 Anmerkung.

50) Histoire de la révolution belgique de 1798 par un témoin impartial (London 1796), S. 148.

51) Louis Blanc (Histoire de la révolution française [Paris 1853], IV, 373) sagt vom Hergange des Falles von Mersch: „Qui est resté un secret pour l'histoire.“

52) D'avoir osé porter des mains sacrilèges sur les personnes des Députés du Congrès Souverain. Dinne, I, 318.

53) L'Ami des Belges, Nr. 4 vom 1. Juni, S. 54.

54) Derselbe, Nr. 7, vom 11. Juni, S. 104: „Les brigands ressemblés en Flandre sont enfin dissipés; mais ce n'a pas été sans carnage, près de 300 y ont perdu une vie, qu'ils auroient mieux fait d'immoler au bien de l'Etat.

55) Vonck, Abrégé, S. 78, und Borgnet, Histoire des Belges à la fin du dix-huitième siècle (Brüssel 1844), I, 143.

56) De Pradt, La Belgique, S. 62—64; über die Hinneigung der Vonckisten zu Leopold vgl. La Republique belgique à Rome, Nr. XIII, S. 182 fg.

57) „Le peuple de Paraguay est un modele à proposer et à suivre.“ L'ami des Belges vom 25. Juni, S. 166.

58) Forster's Revolutionen und Gegenrevolutionen im Jahre 1790 (Forster's Sämmtliche Schriften, herausgegeben von dessen Tochter [Leipzig 1843], VI, 263); vgl. L'Ami des Belges vom 2. Juli, S. 193.

59) Der preußische Kreisgesandte, Gustav Wilhelm von Dohm, nennt in seiner Schrift: Die Lütticher Revolution im Jahre 1789 und das Benehmen S. K. Majestät von Preußen bei derselben (Berlin 1790), S. 73, das Einrücken der Preußen eine „wohl-

thätige Hülfe dem Lande". Vgl. auch die Darstellung eines der vorzüglichsten deutschen Geschichtschreiber J. C. F. Manso, Geschichte des Preußischen Staates vom Frieden zu Hubertsburg (3. Aufl., Leipzig und Frankfurt 1839), I, 178—187, und Forster's Schilderung in den Ansichten vom Niederrhein (Berlin 1791), I, 339—364.

60) Coremans, Dix-huitième siècle, notice sur les éphémérides de Jean Kempis, dernier secrétaire d'état de l'Allemagne et du Nord (Brüssel 1844), S. 52.

61) Ad. Borgnet, Lettres sur la révolution brabançonne (Brüssel 1834), II, 145.

62) Herrmann, Geschichte des russischen Staates (Gotha 1860), VI, 283, vgl. S. 285, 297. Seine Darstellung der betreffenden Verhandlungen ist aus mehreren Staatsarchiven geschöpft.

63) Dumouriez scheint in seiner Lebensbeschreibung nicht die volle Wahrheit aufgedeckt zu haben, vgl. die Bemerkungen Michaud's in der Biographie universelle (Paris 1837), LXIII, 151, 152.

64) Aus Walter's Denkwürdigkeiten. Th. Juste, Histoire de la révolution belge de 1790 (Brüssel 1846), III, 27—29.

65) Le vrai Brabançon vom 19. Nov. 1790, S. 293.

66) Copie de la représentation faite par les reverends pères capucins au sujet des exces commis dans leur convent et eglise le 25 Fevrier 1791. Die Väter behaupten, in voraus von dem Anfall benachrichtigt gewesen zu sein und rufen aus: „L'Europe entiere de recriera contre les excès; l'indignation sera générale et contre ceux qui ont commis les abominations sacrilèges et contre ceux qui ne les ont pas reprimé." Hierin täuschten sie sich, denn schon am 1. März erschien in Brüssel ein Flugblatt „Capucinade", welches ihnen alle Unruhen, die 30 Mill. Ausgaben, die Ermordung van Kriecken's, Maeck's und Denose's in Brüssel und andere Unthaten schuld gab: „et tout cela, je répéte, pour la barbe — des Capucins."

67) Aus dem belgischen Staatsarchive: Borgnet, Histoire des Belges à la fin du XVIII siècle (1844), I, 206.

68) Brief des d'Aubremez an Vonck vom 28. Jan. 1791 bei Juste, Le comte Mercy-Argenteau, S. 99.

69) Brief Mercy-Argenteau's vom 18. April 1791 an Kaunitz, Borgnet, I, 207 Anm.

70) Bericht des Fürsten Kaunitz an Kaiser Leopold, bei Borgnet, I, 239 Anm.

71) Bei Juste, Le comte Mercy-Argenteau, S. 148, 149.

72) Coremans, Dix-huitième siècle, S. 68.

73) Borgnet, I, 243.

74) Metternich's Bericht an Kaunitz vom 17. Oct. 1791. Borgnet, I, 247 Anm.

75) „Aujourdhui ils voudroient nous amalgamer avec l'assemblée nationale de France." Le vrai Brabançon, Nr. 4, S. 32, vom 6. Aug. 1792.

76) Dieser Beschluß bei Levae, Les Jacobins, les Patriotes et les réprésentants provisoires de Bruxelles (Brüssel 1846), S. 14—17.

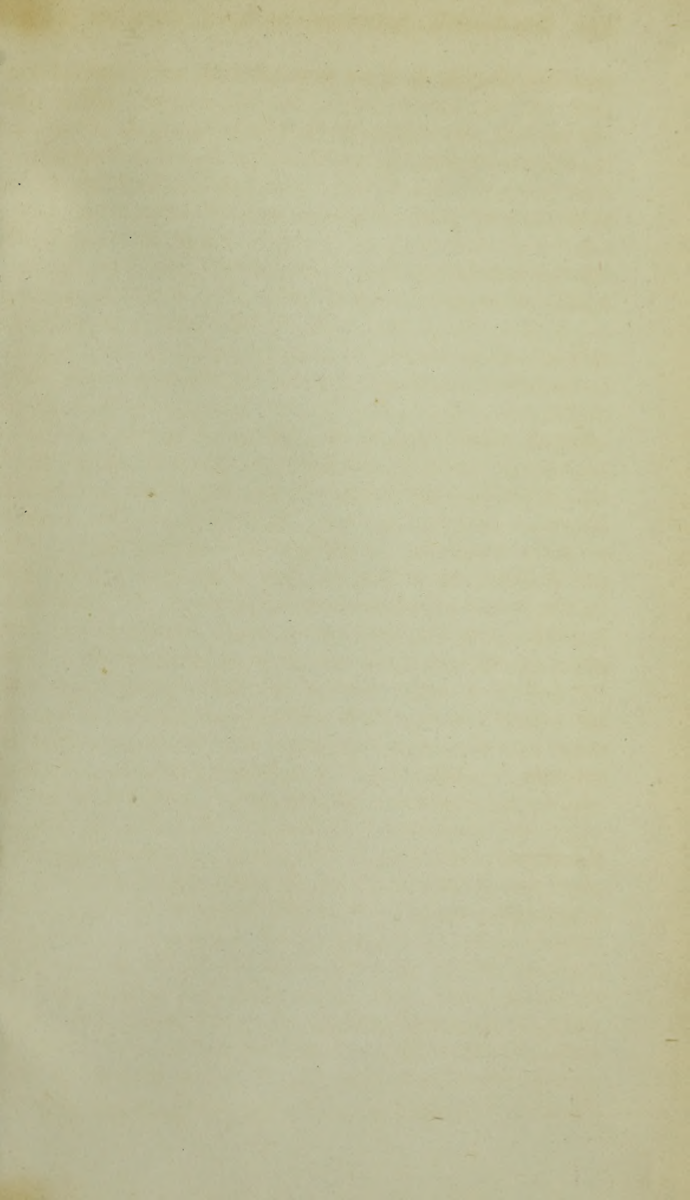
77) Heidelberger Jahrbücher der Litteratur (1845), S. 383.

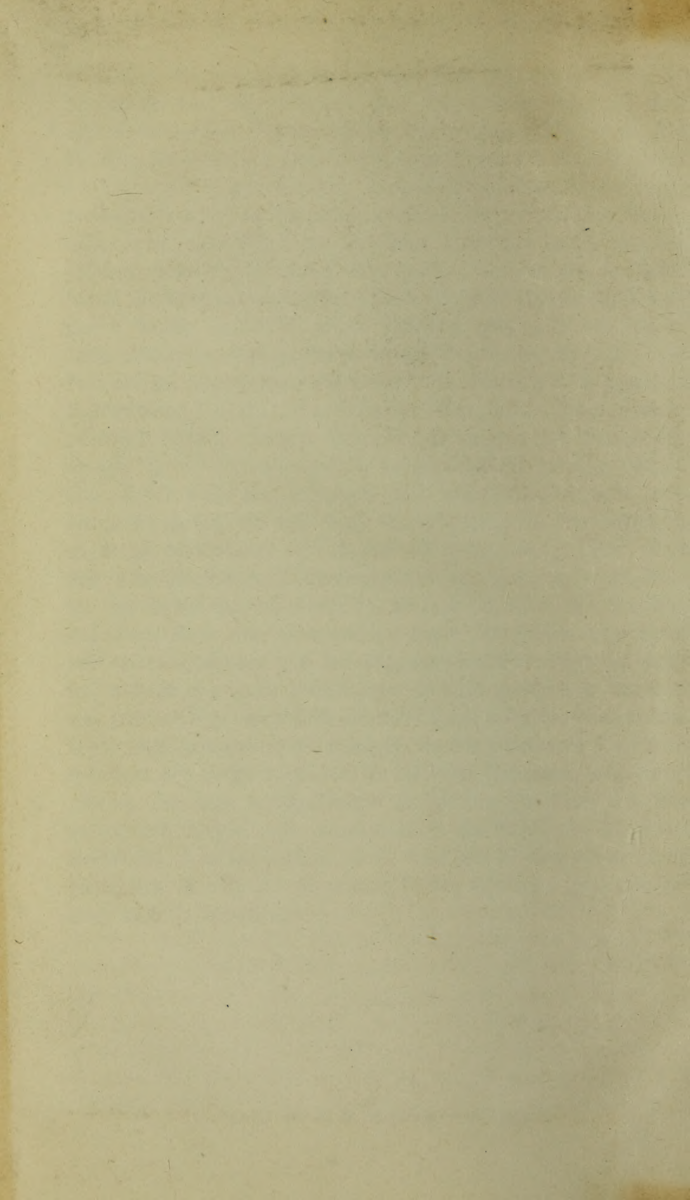
78) Rau, Geschichte der Deutschen in Frankreich und der Franzosen in Deutschland und den angrenzenden Ländern (Frankfurt a. M. 1794), I, 259—267. —

Die Begebenheiten des dargestellten Zeitraumes liegen in großer Klarheit vor, weil nicht nur die meisten Urkundenstücke von verschiedenen Sammlern vereinigt wurden (Recueil des représentations, protestations et reclamations faites à S. M. J. par les représentants et états des provinces des Pays-Bas Autrichiens [Lüttich 1787—90], XIII; Gachard, Documents sur la révolution belge [Brüssel 1834]; van de Spiegel, Resumé des négociations qui accompagnèrent la révolution des Paysbas Autrichiens [Amsterdam 1841], die Anm. 23 angeführten Actenstücke, Lorenz, Anm. 26, das Livre noir, Anm. 34), sondern auch die vielen entscheidenden Personen behufs ihrer Rechtfertigung vor der öffentlichen Meinung Bericht erstattet und ihre Erzählung mit den Schriftstücken begleitet haben, die sie besaßen, wie Trauttmansdorff (Anm. 30), Vonck (Anm. 28), Schönfeldt (mémoir justificatif); für d'Alton schrieb Jaubert (30), für van der Mersch Dinne (32). Auch sind Zeitungen aus jenen Tagen noch aufzutreiben. Die Staatsbücherei in Brüssel besitzt 95 Actenbände, das belgische Staatsarchiv 72 Bände mit kleinen Schriften aus jener Zeit. — Ein mehrwöchentlicher Aufenthalt in dem schönen Belgien vor vollen 20 Jahren reizte mich zum Studium seiner Geschichte; im Jahre 1848 sollte ein

Buch über Belgien in Druck kommen, von dem bereits das Septemberheft der Monatsblätter zur Allgemeinen Zeitung 1847 eine Probe: „Die belgische Revolution im Jahre 1830" gab, als die Begebenheiten des Jahres 1848, an denen ich Antheil nahm, von dieser Arbeit mich abzogen. Indem ich jetzt einen Abschnitt hervorsuchte, verglich ich die neueren Bearbeitungen derselben Ereignisse: Lax, Der Abfall der Belgischen Provinzen von Oesterreich (Aachen und Leipzig 1836), Borgnet, Lettres sur la révolution brabançonne (Brüssel 1834), II, und Histoire des Belges à la fin du XVIII siècle (Brüssel 1844), II (die zweite 1861 erschienene Auflage kenne ich nicht), W. A. Arendt, Die brabantische Revolution 1789—90 (in Raumer's Historischem Taschenbuche, 1843), Le Grand, Révolution brabançonne (Brüssel 1843), Juste, Histoire du règne de l'empereur Joseph II et de la révolution belge de 1790 (Brüssel 1845), III. Alle diese Bearbeitungen sind mehr oder weniger verdienstlich; gaben sie mir keine Veranlassung, in der meinigen etwas zu berichtigen, so entnahm ich ihnen doch Zusätze. Noch sind unveröffentlichte Denkwürdigkeiten aus jener Zeit von Walter (im Besitze Hrn. Sauveur's), Gérard (Journal des troubles des Pays-Bas) und Semonville, sowie 500 Briefe von Vonck und seinen Freunden (in der burgundischen Bibliothek zu Brüssel) vorhanden, deren vollständiger Abdruck gewiß über Manches ein helleres Licht verbreiten würde. Das belgische Staatsarchiv besitzt eine geschriebene Sammlung in 4849 kleineren Veröffentlichungen der Jahre 1786—93 in 27 dicken Folianten, von einem Manne, der nach dreißigjährigen Reisen den Zuschauer der Begebenheiten machte (vgl. Academie r. de Belgique, Extr. de Bulletins, 2 serie, XIII). Eine weit gründlichere Bearbeitung dieser Zeit ist nach der Benutzung solcher Vorlagen von der Zukunft noch zu erwarten.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.







CoLibrì
COVER SYSTEM
Made in Italy
03-11 MIN
8 032919 990075
www.colibrisystem.com

